

Briefe

von

Ludwig Anzengruber

Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie

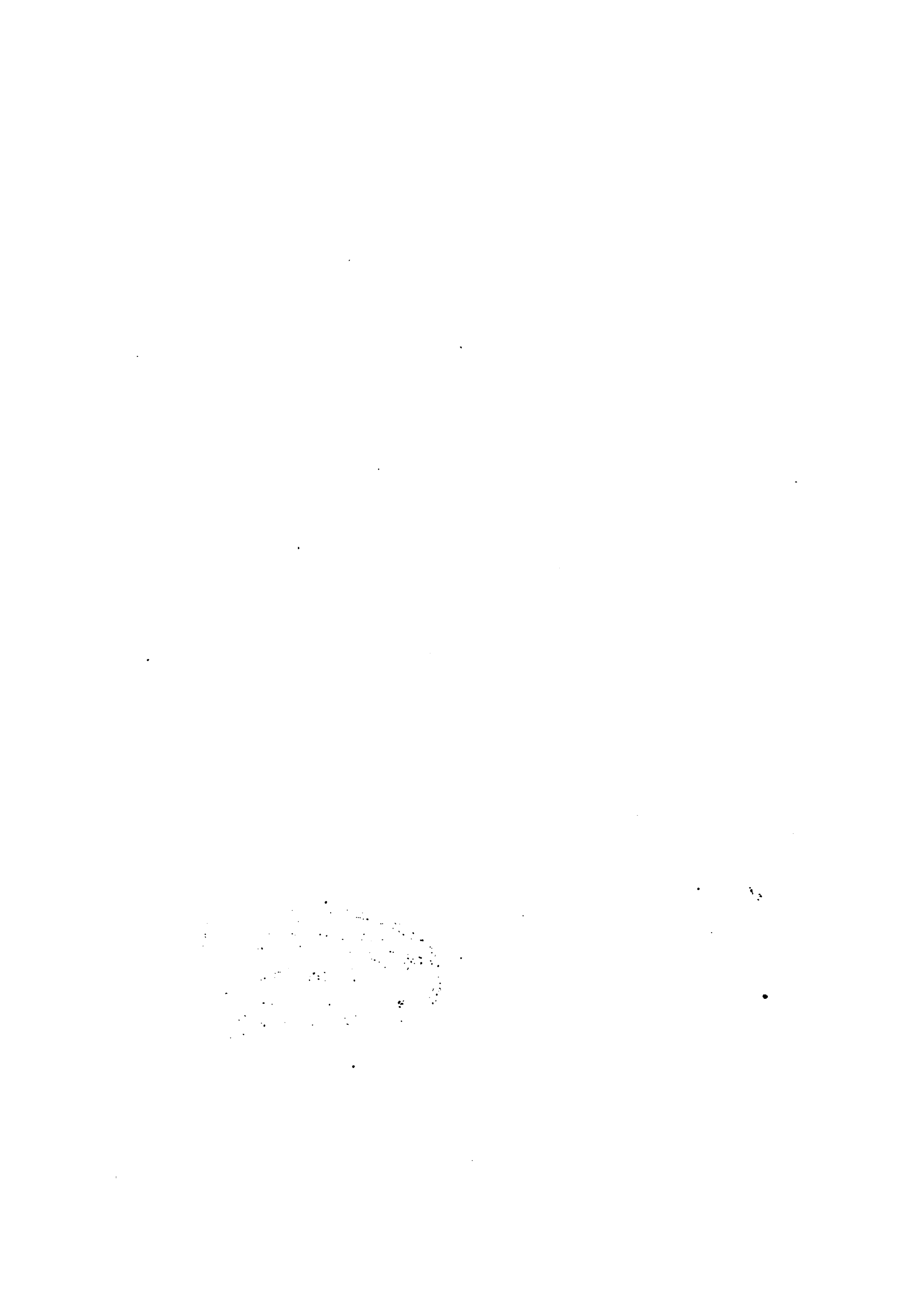
herausgegeben von

Anton Bettelheim

Zweiter Band

Stuttgart und Berlin 1902
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.





Briefe

von

Ludwig Anzengruber

Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie

herausgegeben von

Anton Bettelheim

Zweiter Band

Stuttgart und Berlin 1902
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt.

Register

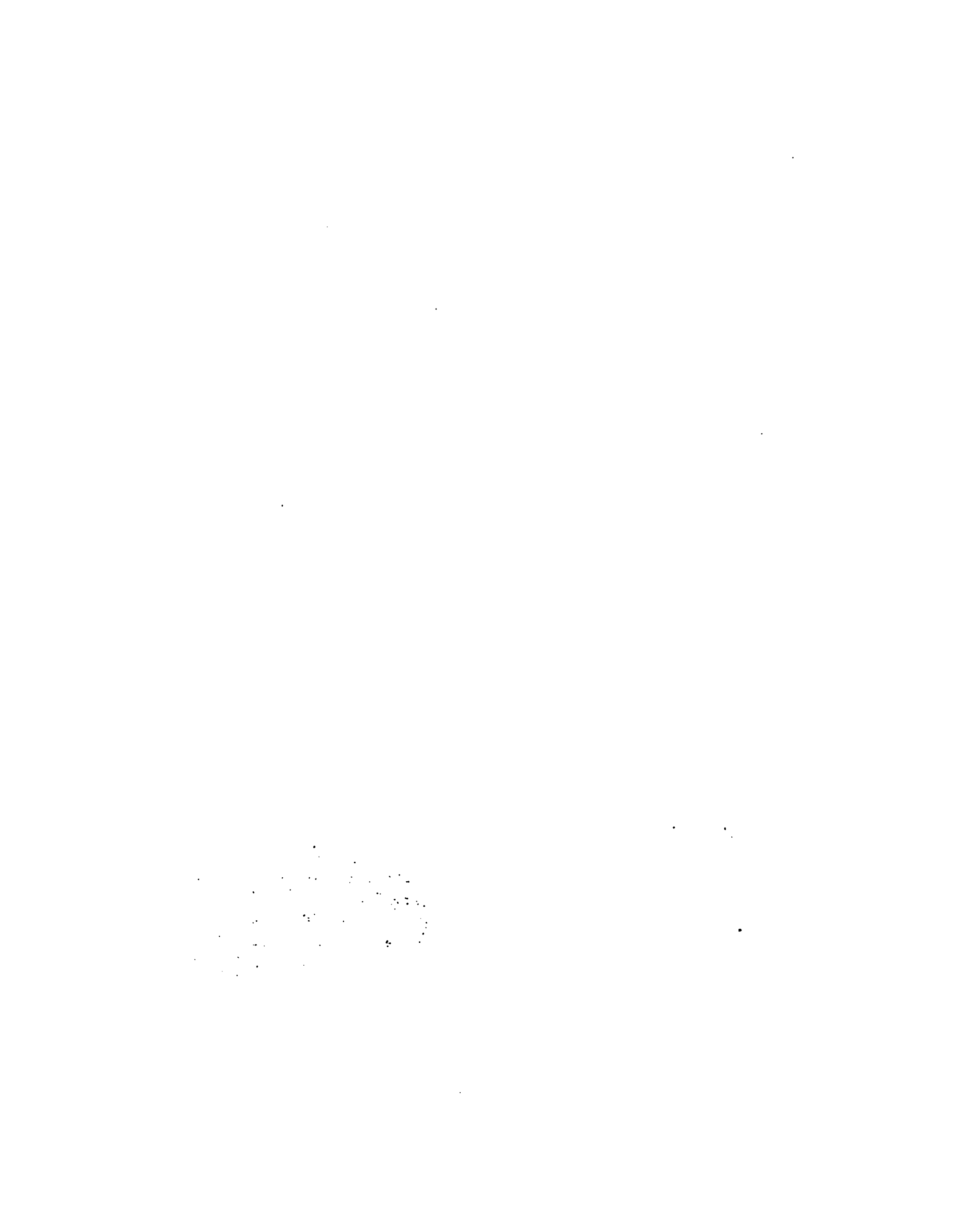
Briefe von Ludwig Anzengruber

Mannes- und Meisterjahre

II.

Erzähler und Redakteur

1878—1889



Briefe

von

Ludwig Anzengruber

Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie

herausgegeben von

Anton Bettelheim

Zweiter Band

MDCXL

Stuttgart und Berlin 1902
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Was eine Wohnung anlangt, so wäre ich dafür, daß Sie sich selbst hier eine suchen würden; es ist dies bei uns in Wien sehr leicht, man findet immer eingerichtete Zimmer, und wenn man eine solche Wohnung selbst aufnimmt, so weiß man wie sie aussieht, und auch, ob einem die Vermieter selbst anstehen. Ueber diesen Punkt mündlich mehr. Da Sie ohnedies in Wien herumstreifen, so ist das Wohnungsuchen eine Art Unterhaltung, und wenn man auch mit ziemlicher Sorgfalt nach etwas Passendem sucht, so bringt man doch keine drei Tage im Hotel zu. Ich würde, falls Sie durchaus kein Geschick als Wohnungsfinder in sich verspürten, jedenfalls Sorge tragen, doch muß ich Sie an Ort und Stelle haben, denn was Sie bewohnen und bezahlen sollen, das müssen Sie doch vorerst sehen.

Wenn Sie in Wien eintreffen, rate ich Ihnen, sich nach Hotel Kummer, Mariahilferstraße, fahren zu lassen. Es ist dort ganz hübsch, Zimmer in den höheren Stockwerken billig, wenigstens nicht übertrieben. Gute Restauration.

Treffen Sie abends in Wien ein oder am Morgen? Kommen Sie abends, so fragen Sie in der Restauration, falls die Stunde nicht zu weit vorgeschritten, nach mir; man kennt mich und wird Sie zu mir weisen. Kommen Sie aber früh morgens, dann, wenn es Ihnen taugt, bitte ich um die Ehre Ihres Besuches: von 2 Uhr bis 5 Uhr stehe ich Ihnen zu Diensten. Mit bestem Gruß

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

An Frau v. Holzinger.

245.

Wien, den 3. April 1878.

Liebwerte Frau Vetterin!

Adelindens besten Dank für das Häubchen, das ihr viele Freude macht, und für Deinen freundlichen Besuch. Dieses hätte sich allerdings Samstags auf mündlichem Wege er-

ledigen lassen und wäre nicht zu spät gekommen, aber ein anderes sähe sehr „sunderbar" aus, wenn man, respektive wir, es länger anstehen ließen.

Ich habe Dir eine Bitte vorzutragen, welche ich von meiner Frau bereits vorgebracht glaubte, aber sie war so schweigsam, was denn die Frauenzimmer immer sind, und so richte ich daher diesen Schreibebrief an Dich.

Ich stelle meine Bitte an Dich als anständiger und bescheidener Vetter und verlange nicht, daß wenn Dir mein Ansuchen in irgend einer Weise wider den Strich läuft, daß Du mir dasselbe gewähren sollst, brauche wohl auch ebensowenig zu erwähnen, daß ich mich Dir in bejahendem Falle sehr verpflichtet fühlen würde.

Du hast unserem Jungen in die alleinseligmachende Kirche geholfen, willst Du das auch an unserem Mädel, so wirst Du mich und Adelinde sehr erfreuen.

Ich beklage tief, daß ich Dir nicht in dieser Hinsicht Revanche geben kann, — man weiß nicht recht, soll man bei diesem Dasein, welches ein sehr mäßiges Vergnügen bildet, diesen Punkt als Gewinn oder Verlust ansetzen. Es ist ganz gewiß, daß bei dieser Rechnung nichts Greifbares herauskommt, Kinder werden gewünscht und verwunschen, das letztere geschieht nur, wenn man welche hat, ich will hoffen, keinen Anlaß zu haben, die meinen lieber rückgängig gemacht zu sehen; nun derzeit, wo sie noch keinen Willen haben, zeigen sie den besten.

Es ist schade, daß man nicht den „Wolf" und die Paperln in den Schoß der Kirche aufnehmen kann und daß diese armen Bestien nicht auch ein ewiges Leben genießen können, sie würden das ebensogut treffen als irgend ein verklärter Selcher oder Bäck', vielleicht könnten sie sogar einige „übermenschliche" Verdienste ihren Konkurrenten gegenüber aufweisen. Wie gesagt, schade! Ich wäre bereit, der Herr Göd zu werden, Schand' würden sie mir nicht machen, das ist sicher. Indem ich hoffe, daß meine Kleinen wenigstens „gute Viecherln" werden (was ich

durchaus für keine Verschimpfierung aufzunehmen bitte) und sohin auch ihrer Patin keine Unehre machen werden, komme ich nochmals auf meine Bitte zurück und empfehle dieselbe, falls es Dir genehm, Deiner Berücksichtigung.

Dein aufrichtiger Vetter

Ludwig A.

Deinem Mann besten Gruß, Samstag komm' ich ehender.

An Rosegger.

246.

Postkarte.

Verehrter Freund!

Unter Einem zeige hiermit an, daß sich meine Familie um Eins vermehrte, es ist ein weibliches Geschöpf, das dermalen noch nicht einmal etwas heißt. — Daß Ihnen die beiden Beiträge gefallen, freut mich, daß Sie gerne im Caféhaus mit mir sitzen möchten, gleichfalls, es ist dies übrigens auch mein Wunsch und daher gegenseitig. Uebrigens liegt Graz und Krieglach nicht so weit ab von Wien, daß es kein Wiedersehen geben könnte.

Auf ein solches hoffend, mit bestem Gruß

Ihr L. A.

Den 12. April 1878.

An Bolin.

247.

Wien, den 12. April 1878.

Mein sehr verehrter Freund!

Ich schreibe Ihnen nach Erhalt Ihres Briefes, vom 10. d. Mts. von Hamburg aus an mich gerichtet, damit Sie Gegenwärtiges bei Ihrer Heimkunft als Gruß von mir vorfinden.

Mittlerweile hat sich meine Familie um ein Kleines, um ein Mädchen vermehrt. Ihre Furcht, diese kleine Dame erröten zu machen und deren Frau Mutter zu genieren,

war jedoch so verfrüht, daß Sie deshalb unbeschadet Ihren Aufenthalt in Wien hätten verlängern können, denn erst am 30. vor. Mts. war der Tag. Leider konnten Sie Ihren Aufenthalt nicht verlängern. Unsere freundschaftlichen Gesinnungen sind gegenseitig: auch mir geschah etwas hart, als Sie von uns gingen, da aber die Aussicht blieb, Sie wieder zu sehen, so denkt man eben weniger an das Gehen des Gerngesehenen, sondern löscht diesen Eindruck durch den Gedanken an die Wiederkunft desselben.

Ja, Wien hat verschiedenes für sich. Sie schreiben davon, daß Sie vielleicht, nach Gunst der Verhältnisse, Wien zu Ihrem bleibenden Aufenthaltsorte sich erwählen könnten. Das wäre allerdings sehr schön und niemandem lieber als mir. Indes dürfte darüber wohl noch viel Wasser in die Donau laufen, denn ich denke, daß Sie für diesen Zweck, um ihn auf festester Basis zu erreichen, ein ziemliches Stück Arbeit vor sich haben. Nun, ich will mich gern zu warten bescheiden, und kommt einmal der Tag, so will ich ihn mit der aufrichtigsten Freude begrüßen.

Für „Reimarus"*) sage ich Ihnen meinen besten Dank. Hat mir viel Vergnügen gemacht. Reimarus selbst steckt voll der liebenswürdigsten, menschenfreundlichsten Bosheit, aus der wieder eine so wahrheitsliebende Entrüstung und Aufgebrachtheit stellenweise resultiert, daß man ihn liebgewinnen muß, — ausgenommen man ist ein Pfaffe oder Pfaffenfreund. Die Einführung, die ihm Strauß zu teil werden läßt, ist eine vorzügliche, weil er dabei als Fachmann und Gelehrter sich ganz objektiv verhält und nur auf Grund der Bibel-, überhaupt Religionsforschungen das Bild teils abschwächt, teils in das rechte Licht rückt. Aber trotz der Fehler des Reimarus, deren einige nur entstehen, weil er nichts wußte, was er eben noch nicht wissen konnte, das ist also das veraltete, und deren andere aus einer sehr erklärlichen Empörung eines sittlich gerechten Mannes

*) Von Dav. Fr. Strauß.

herrühren, über Heuchelei, Niedertracht und sittlich falsche Gesichtspunkte, trotz dieser Fehler, sage ich, ist die — ich möchte sie „joviale“ nennen — Bibelkritik des Reimarus noch heutzutage die richtige. Die Bibel, wie sie im Kopfe des Volkes lebt, muß kritisiert werden, nicht jene, wie sie der Gelehrte kennt und ausdeutet. Die sittlich-vernünftige oder vernünftig-sittliche Unhaltbarkeit der Bibel dargethan, macht sie dem Volke abschmeckend; der gelehrten Forschung kann das Volk, der „Jedermann“, nicht nach, und alle unsere Forschung steht noch heutzutage auf einem Standpunkte, daß die davon abgezogenen Resultate sehr verschiedener Art sind. Aber selbst in einem sogenannten sittenlosen Menschen ist das Gefühl für das Sittliche wenigstens noch in negativer Beziehung wach, so daß er von Handlungen, die zu sehr an seine eigene Weise anstreifen, die Bezeichnung der Heiligkeit und des Verdienstes nicht gelten lassen wird.

In Stuttgart haben Sie also mein „Viertes Gebot“ vorgelesen und es hat Sie, wie Sie schreiben, erbaut. Das macht mir Freude, denn ich rechne dieses Stück — in Tendenz und in seinen kecken Griffen in der Ausführung — zu meinen besten Arbeiten. Ich suche mich stets selbst mit gerechtem, das ist objektivem Maßstabe zu messen; allerdings, Sie wissens ja, geschieht es dabei immer, daß man sich einige Zolle zu Gunsten kommen läßt. Es ist das ein sehr unschuldiger Selbstbetrug, ungeheuer menschlich, eben darum, denke ich, auch verzeihlich, wenn man sich nur selbst unter das Maß stellt und nicht wie die Kinder, die man fragt: Wie groß bist du denn? die Arme hebt, so weit sie über den Kopf reichen mögen.

Das thut Wagner und seine Angehörigen finden das recht lieb an diesem großen Kinde. Außer dieser Naivetät ist jedoch nichts Kindliches an dieser Richtung, auch nichts Männliches; befremdend wirken auch die Stimulantien, die der Meister zum Schaffen bedarf, der farbigen Schlafröcke, der verschieden tapezierten Zimmer, des Auf-den-Kopfstellens 2c.

's Jungferngift ist aus der Zensur mit einigen Strichen herausgekommen. In welchem Geiste die hiesige Behörde streicht, davon geben ein Paar Zensurstellen den Beweis. Der Bauernbursch Kaspar darf in seinem verzweifelten Raisonnement nicht sagen: muß eh' nit so viel sein an so einer armen Seel'!; und der Bauer vom ströhbernen Hof, der einmal zu fluchen hat „Heiligkreuzdonnerwetter“, muß das Heiligkreuz weglassen und sich mit dem bloßen Donnerwetter begnügen. Diese Behörde erbarmt einen, die Dürftigkeit der Motive. Es ist unter Umständen für einen, der ein Oesterreicher sein will, sehr schwer, das zu stande zu bringen: soll er sich schämen oder nicht?. Man thut hier gerade den besten Patrioten weh, das Gesindel kann sich seines Lebens freuen, nur dem Honetten macht man's sauer. Warum aber? Nicht aus Böswilligkeit, nein, sondern weil ein total veralteter Zensurschimmel existiert, den der Subalternbeamte bei seinem Eide zu reiten verpflichtet ist. Also diese Behörde erbarmt mir! Hätten die gottverdammten Religionsstreitigkeiten, damals Zeit des Dreißigjährigen Krieges, nicht die Leute hier im Süden in unserer herrlichen Natur vergiftet, stimmten Menschen und Natur überein, wie schön wär's! Nun, wie dem auch sei, die Natur bleibt schön, die Menschen werden doch leidlicher, und in dem Rahmen dieser Welt, so wohl oder übel wir sie eben hier haben, hofft Sie wieder zu sehen und sich mit Ihnen zu behagen

Ihr Freund

L. Anzengruber.

Bitte aber bis dahin immer mitunter mich mit einem Schreiben zu erfreuen, es könnt's doch eine Weile hin haben.

An Rosegger.

248.

Verehrter Freund!

Damit es Sie nicht drückt, mein Mädel so arm zu wissen, so gebe ich Ihnen bekannt, daß dasselbe im Besitze eines kleinen silbernen Trinkbechers ist, den sie als Patengeschenk bei der Taufe erhielt, und daß sie nach ihrer Großmutter männlicherseits Marie heißt.

Sie samt Mutter befindet sich wohl, seien Sie herzlichst von uns gegrüßt.

Ostersonntag ist das erste Mal am Karltheater „'s Jungferngift" *).

„Thats fleißig beten, ös Leut!"

Sobald ich Exemplare bekomme, schicke ich Ihnen eins.

Ihr Freund

L. Anzengruber.

An Bolin.

249.

Wien, den 29. Mai 1878.

Verehrter Freund!

Erst heute komme ich dazu Ihr liebes Schreiben vom 28. vor. Mts. zu beantworten. Der Erfolg vom „Jungferngift" war wieder künstlerisch ehrenvoll, aber pekuniär unter der Kritik, und ich werde auch meinen Vorschuß darauf zahlen, resp. zurückzahlen müssen. Daher bin ich in die angenehme Lage geraten, momentan für Allernötigstes Sorge tragen zu müssen, und habe diesen Monat über scharf gearbeitet.

Ich warf mir die Frage auf: wofür plag' ich mich eigentlich? Dieselbe war kinderleicht beantwortet, aber

*) 21. April; der — undatierte — Brief somit vor diesem Tag geschrieben.

dieserwegen beschloß ich, noch nicht locker zu lassen. Wir haben wieder in Wien eine neue Direktion für die komische Oper, den alten sehr energischen Theaterdirektor Strampfer, und dieser neuen Direktion gegenüber hoffe ich das Beste. Sie wird mich sicherstellen. Also geh' ich weiter frisch dran, unbeirrt, solang ich überhaupt gehe.

Wenn ich Ihnen weiter noch schreibe, daß Frau, Bub und Mädel sich wohl befinden, so wäre so ziemlich alles abgethan, was mich und die Meinen betrifft. Ich füge nur noch, um alles abzuthun, hinzu, daß sich die Verhältnisse insofern günstig gestaltet haben, als ich in die Lage versetzt bin, meine dramatischen Arbeiten ohne Sorge aufnehmen zu können.

Ihr Urteil über Wilbrandt halte ich für zutreffend, aber ich habe nicht den Glauben, daß er darauf angewiesen ist, vieles zu produzieren, sondern daß er das aus Schaffensdrang — mag derselbe auch ein überreizter sein — thut. Er hat das eben hier in Wien zu einer Zeit bethätigt, wo er in keiner Lage war, die ihn bemußte. Jedenfalls verdient er alle Würdigung. Kein Schriftsteller vermag so objektiv zu sein, daß er sich ganz aus seinen Schriften verliert, und Wilbrandt ist eine feine, achtens- und liebwerte Erscheinung.

Leider können auch die Historiker nicht so objektiv sein, und so gewinnen wir Schlossers Weltgeschichte, Beckers Weltgeschichte, Rottecks Weltgeschichte und so viel Weltgeschichten als es Historiker gibt, aber keine Weltgeschichte an sich.

Da fällt mir eben noch ein, weil Sie sich auf das Swobodasche Gastspiel, das nach Ostern angesetzt war, erinnern: er kam und spielte, zwar ohne besonderen Erfolg, aber er kam und spielte und sang in „Perichole“, einer Offenbachschen Operette. Achtmal oder so etwas und ging wieder.

Für diesmal lassen Sie mich schließen und erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Schreiben. Wenn ich

auch nicht fix mit der Antwort zur Hand bin, so erhalten Sie eine solche doch, sobald irgend thunlich.

Es grüßt Sie herzlichst

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

An Franz Jauner.

250.

Wien, den 2. Juni 1878.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Ihr Liebenswürdiges vom 1. d. Mts. habe ich erhalten und danke Ihnen bestens für „die Vernichtung des Schuldbuches!"

Das Bedauern, erst so spät mit Ihnen in Verbindung getreten zu sein, ist ganz auf meiner Seite, es waren da eben Abmachungen, die mich nach anderer Seite hin verpflichteten, im Wege. Ich hätte gerne zur Zeit mit Ihnen angeknüpft, als Sie **der** Direktor Wiens waren, der zugleich sein eigenes künstlerisch hervorragendstes Mitglied war. Führt uns das wechselnde Geschick einmal wieder zusammen, so hoffe ich es mit dem Direktor und Künstler zugleich zu thun zu bekommen, was bei Ihnen für einen Autor ein doppeltes Vergnügen.

Für gegenwärtig wiederhole ich nur die Wünsche, die ich in meinem letzten Brief schon ausgesprochen, Erfolg und Gruß, von all jenen Seiten, die auf dem Boden, auf welchem Sie nun stehen, ebenso unberechenbar als ausschlaggebend sind!*)

Mit bestem Gruße

Ihr Sie aufrichtig hochschätzender

L. Anzengruber.

---

*) Jauner war Direktor der Hofoper. S. Brief Nr. 253 an Bolin und Anmerkungen.

An Rosegger.

251.

Wien, den 10. Juni 1878.

Verehrter Freund!

Mit Honorar für Gedicht bin ich einverstanden, aber Sie werden wahrscheinlich auch ein solches für Oktoberheft hinnehmen müssen, welches ich Ihnen den Anfang August zugehen lassen werde.

Ich bin jetzt über und über dramatisch beschäftigt.

Abdrücke von Artikeln aus dem Deutschen Montagsblatt, wenn Sie selbe mit Quellenangabe bringen wollen, anders geht das nicht, offeriere ich Ihnen mit 10 Gulden per Stück.

Ich hoffe, daß es Ihnen und den Kleinen recht gut ergeht, wir sind hier gesund und die Kinder nur etwas zu munter.

Ich grüße Sie auf das beste.

Ihr

L. Anzengruber.

252.

(Undatiert: doch offenbar aus dem Sommer 1878.)

Werter Freund!

Anbei ein Expl. von „Jungferngift". Ös müßt's schier gor net oder recht lässig bet' hob'n. Erfolg nämlich künstlerisch sehr gut, pekuniär — miserabel.

Lesen Sie das Büchelchen mit Andacht und gedenken Sie freundlich

Ihres

L. Anzengruber.

An Bolin.

253.

Wien, den 10. Juli 1878.

Verehrter Freund!

Für die Mühe, die Sie sich gaben, mir Oskar Weltens Referat über „Schandfleck" abzuschreiben, sage ich Ihnen in Rücksicht auf Ihre Meinung und gute Absicht Dank, aber offen, Sie hätten sich das ersparen können. Ich habe dasselbe nur gelesen, weil Sie mir es sandten, sonst lass' ich es gewöhnlich bleiben, nicht aus Stolz, als meinte ich nichts mehr lernen zu können, sondern weil ich immer mehr und mehr finde, daß ich eigentlich gar häufig gar nicht verstanden werde und mir dann eine Kritik den Eindruck macht, als wäre sie gar nicht über mein Werk geschrieben, sondern über das eines X. Y. oder Z., der zufällig ein gleichnamiges Ding geliefert.

Allerdings zeigt ein permanentes Mißverstandenwerden dem Autor an, daß er sich mit seinen Mitteln und seiner Art der Darstellung eben nicht verständlich machen kann, daß bei ihm das Auffassen und die Wiedergabe mangelhaft sei, daß er blind und stotternd, — aber das ist bei mir nicht der Fall. Ich und meine Leser und selbst das große Publikum verstehen uns ganz gut, und wo es etwa dran hapert, bin ich nicht schuld. Ich sage das nicht aus Ueberhebung, ich konstatiere damit bloß ein Faktum.

Und nun sehen Sie, wenn es einen Menschen gibt, den ich beneide, so ist das der Richard Wagner, und wenn es einen zweiten gibt, so ist das der Johann Strauß u. s. w. u. s. w. Diese Leute sind so situiert, daß sie nur thun müssen, was sie nicht lassen können, aber was sie lassen wollen, das müssen sie nicht thun. Bei mir ist das just nicht der Fall, ich muß manches, was ich lassen möchte.

Ja, Schandfleck umarbeiten — schön! „Der Onkel" — „Tartufes selige Erben" schreiben, um zensurbehördlich

verboten zu werden! „Weltundank“ — ohne Kräfte vorzuführen und was noch, ach was noch, was ich teils im Kopf, teils in meinen Laden aufgespeichert habe! Geht nicht. Anderes muß heran.

Soeben bin ich zu Ende mit einer Bauernkomödie: „Die Trutzige“. Gutes Stück, aber ohne Tendenz. Heutzutage wage es der Teufel auf Risiko hin, irgend etwas aus dem staatlichen Leben aufzugreifen und auf die Bühne bringen zu wollen. Ich will damit nur sagen: kein armer Teufel darf das wagen, ein reicher kann seinen Schwanz über alles legen, freilich muß auch er gewärtig sein, darauf getreten zu werden.

Geschrieben habe ich einen ganzen Haufen Kleinigkeiten. Heimat: Bekannte von der Straße IV und V, nebst Kleine Enttäuschungen. — Deutsches Montagsblatt: Aus den Aufzeichnungen eines Weiberfeindes — a) Abgesprungen und aufgetrennt, b) Ein braves Mädchen. — Neue Freie Presse: Aus dem Leben einer Rattlerin. — Nord und Süd: Das Sündkind, Erzählung — und das oben angeführte Stück für das Theater an der Wien.

Nicht weniger als zwei Stücke muß ich dieses Jahr noch vollenden. Sohin kommen heuer samt dem noch nicht aufgeführten Faustschlag — vier Stücke in einer Saison zur Aufführung. Wenn ich Anno 79 daher noch nicht reich bin, so weiß ich nicht, wie ich's anstellen soll.

Dem Draufzahlen bin ich, was Jungferngift anlangt, glücklich entronnen, da Direktor Jauner nobel genug war, und zwar auf liebenswürdigste Weise, von jeder Forderung an mich abzustehen. Ich dachte dabei an Sie, der Sie ja auch in eine solche abscheuliche Situation geraten sind, auch Theaters wegen, ebenso unschuldig wie ich. O das Theater! Leider dürften Sie keinen Verzicht erleben. Item, so ärgerlich es an und für sich ist, aber als zivilisierter Mensch ist man schon damit vertraut, immer die Dummheiten anderer bezahlen zu müssen; aber Gewohnheitsmensch in diesem Sinne wird man doch nur sehr schwer.

Bei mir ist alles wohlauf. Die beiden Rangen gedeihen. Zuversichtlich von hohem Interesse für Sie wird es sein und dürfte Sie mit Genugthuung erfüllen, daß Ihre Kerzen, die Sie hier zurückließen und welche übrigens noch gebrannt werden, bei dem Taufakte meiner Tochter fungierten, welche — die Tochter, nicht die Kerzen — den Namen „Marie" dabei empfing.

Sie fragen so nebenan, nämlich an der Querseite des Briefes hinunter, was ich von der Besprechung von „Ihr Korporal" in der „Gegenwart" halte. Ja, du lieber Himmel, ich wollte, mir gelänge so ein Stück. Es hat 12000 fl., sage zwölftausend Gulden getragen! Wie gefällt Ihnen das? Ich wünschte nur, mir trügen das alle viere, die ich heuer bringen werde, zusammen!

Gestern saß ich bei Kummer und dachte an Sie. Je nun, Sie werden wohl auch wieder einmal dort sitzen. Ich bin, wie Sie aus diesem Briefe ersehen werden, heuer nicht auf das Land gezogen, und der Himmel gibt mir recht: es ist hier höchst miserables Wetter, ich hoffe auf einen schönen Frühling, der Sie uns wieder einmal bringt, und mit herzlichstem Gruße schließe ich jetzt als

Ihr aufrichtiger Freund

L. Anzengruber.

An Rosegger.

254.

Wien, den 10. Juli 1878.

Verehrtester!

Wo bleibt das horrende Honorar von fünf Gulden? Das ist das Gedicht unter Brüdern wert, und wenn wir auch keine solchen sind, so wäre das höchstens ein Anlaß für mich, mehr zu fordern, aber als Bruder in Apollo, wie der nackte Griechenkerl heißt, der der Kerzenindustrie so aufgeholfen hat, der muntere Seifensieder, der auch jeden zu Gesang begeisterte, als Bruder in Apollo also, weisen

Sie mir das Bedungene und Ausgesprochene (bei Ihrer Verlagsbuchhandlung) an.

Schreiben Sie mir freundlichst, was die Gebrüder Müller*) machen, es dürfte sich jetzt bald eine Gelegenheit schicken, denselben die lang zugesagte Vorlesung zu halten. Also unter welcher Adresse avisiere ich dieselben?

Mit herzlichem Gruß

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

P. S. Ich habe mich entschlossen, bei allen meinen vorurteilsfreien Bekannten und Freunden der norddeutschen Adressierung mich zu bedienen, lassen Sie sich also das weggebliebene „Wohlgeboren“ nicht anfechten, sondern lassen Sie's auch bei mir weg. Meine Freundschaft für Sie bleibt die alte, wenn auch meine Briefe einfacher adressiert sind.

An Josephine Gallmeyer.

255.

Wien, den 9. August 1878.

Verehrte Gnädige!

Es hat mich außerordentlich erfreut, daß Sie der erste Akt angesprochen hat. Hier folgt der zweite — möge er auch Ihren Beifall gewinnen**).

Der dritte geht in wenigen Tagen zur Kopiatur.

Um das Entrée der Liesel thut es mir leid, jedoch aus einem Grunde, den Sie wohl nie erraten würden, nämlich, weil da ein paar Minuten von der Dauer der Komödie in Wegfall kommen und sie „is eh' nit lang“.

Ich sende Ihnen, selbstverständlich, sofort auch den dritten Akt, sobald ich selben zu Handen habe, dann sind Sie im Besitze eines Buches.

---

*) S. Bd. I Nr. 184 und Anmerkungen.

**) Josephine Gallmeyer sollte die Titelrolle der für sie geschriebenen Bauernkomödie „Die Trutzige“ übernehmen.

Ich werde daher veranlassen, daß Ihnen hier die Rolle ausgeschrieben wird; nicht wahr?

Ich bin so sehr beschäftigt, daß mir die Zeit — aber nicht in angenehmem Sinne — zu kurz wird. Gestatten Sie daher, daß ich Sie bitte, das „Stuck" für den Autor sprechen zu lassen, der sich nennt

mit ungeheuchelter Verehrung

Ihr ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

256.

Wien, den 15. August 1878.

Werter Freund!

Mit meinen Briefen heißt es jetzt: „wenig, aber von Herzen". Ich habe diesen Monat noch eine Komödie „Alte Wiener" abzuschließen. Ich hoffe, daß Sie sich unterweilen auf freundlichste Weise meiner erinnerten als Ihnen „Nord und Süd" und damit auch „Das Sündkind" vor Augen kam.

Auf Ihre Abhandlung über Shakespeare-Litteratur im Norden freue ich mich. Daß anderthalb Monate mit Zusammentragen und Sichtung des Materials vergingen, finde ich sehr begreiflich, und es soll mir das eine Warnung sein, für meine Person mich auf derlei nicht einzulassen, denn man ist auch schon an mich herangetreten und hat mir den Ferdinand Raimund, die Volkspoesie zu Abhandlungen empfohlen, ich lass' das aber sein. Es geht zu viel Zeit dabei auf, will man gewissenhaft sein, und ist man, wie wir Wiener sagen „schlampet", so hat's dann keinen Wert. Sie haben sich ja mit Shakespere — oder wie Sie ihn schreiben wollen, mir gilt es gleich und es verschlägt nichts, Schlegel hat Shakespeare — doch gehörig vertraut gemacht, und mit allem, was über ihn im Norden geschrieben und gedruckt wurde, werden Sie wohl auch be-

kannt gewesen sein, und doch anderthalb Monate, um sich getrösten zu können, nichts Wesentliches vergessen zu haben.

Bei dieser Gelegenheit komme ich auf den Namen des großen Briten zurück. Welche von all den vielen Schreibungen ist denn eigentlich die richtige, wenn man das überhaupt weiß. Oder hat der Unsterbliche etwa einen Namen, der so gang und gäbe im Englischen wie im Deutschen der „Meier“, so daß gestritten werden kann, ob Meier, Meir, Maier, Mayer 2c. 2c. — —?

Schlögl habe ich von Ihrem Urteile über ihn verständigt, um ihm eine Freude zu machen. Ich bin von ihm beauftragt einen „Händedruck“ zu vermelden. Dieser Tage erhielt ich auch von Konrad Deubler einen Brief, in welchem mich derselbe um meine Photographie ersucht. Selbstverständlich schicke ich ihm selbe.

Zum Schluß kann ich Sie nur versichern, daß ich mich vor Arbeit nicht aus weiß, somit schließe ich, womit ich begonnen.

Verbleiben Sie gewogen

Ihrem Freunde

L. Anzengruber.

An Konrad Deubler*).

257.

Wien, den 17. August 1878.

Liebwerter!

Ihr Brief trifft mich leider in einer Zeit, wo ich eine Ueberlast von Arbeit auf mir habe und ich mich daher kurz fassen muß, so gern ich Ihnen eingehender antwortete.

*) Der vielgenannte, wegen Religionsstörung denunzierte, zu mehrjähriger Kerkerhaft verurteilte Deubler erzählte — brieflich — Anzengruber sein Lebensschicksal (10. August 1878). „Und was hat dieses alles mit Ihnen zu thun? Ich muß es Ihnen schreiben, es läßt mir keine Ruh'. Die Ideen, die Sie Ihren so vortrefflichen Schriften zu Grunde legen, wie dem ‚Wurzel-

Meine Photographie erhalten Sie mitfolgend.

Ihre Schicksale waren mir nicht unbekannt, und wenn ich in Ihre Nähe gekommen wäre, hätte ich Sie ohne weiteres besucht.

Ihr Brief hat mir große Freude gemacht; wenn nicht so von jezuweilen in diese drückende Hitze des Alltagslebens von irgend woher ein Hauch käme, der einen erfrischt, es wäre zum Verschmachten. Aber doch, so von Zeit zu Zeit, erhält man Beweise, daß man nicht allein steht, daß man nicht ganz umsonst schafft — ich danke Ihnen für den von Ihrer Seite und aus Ihrer Feder.

Ich bemerke noch einmal, daß Sie heute mit meinem Bild vorlieb nehmen müssen; denn ich wollte Sie auf Ihr erstes Schreiben nicht zu lange warten lassen. Wenn es Sie irgend einmal treibt, an mich zu schreiben, zum anderen Male, dann unterliegen Ihre Briefe der Behandlungsweise, wie die meiner anderen Freunde, das heißt, sie bleiben 6—8 Wochen oft liegen und werden dann erst beantwortet. Nun, wenn man das weiß, kann man sich eben darauf einrichten.

---

sepp', dem ‚Steinklopferhanns', der frommen Kathrin — diesen Ansichten, dieser Lebens- und Weltanschauung habe ich meine Zufriedenheit und mein wahres Lebensglück zu verdanken. Als ich im größten Jammer und furchtbarsten Elend im Zuchthaus zu Brünn war, ohne Gott, ohne Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele — da tröstete ich mich ungefähr mit denselben Worten, wie der Steinklopferhanns: ‚Es kann Dir nix g'scheh'n! Selbst die größte Marter zählt nimmer, wenn's vorbei is — du gehörst zur ganzen Welt, zum ganzen Weltuniversum und dös g'hört zu dir! Es kann dir nix g'scheh'n!!!' Ich einfacher Landmann würde es mir zur größten Ehre anrechnen, Ihnen persönlich danken zu können für die herrlichen Genüsse, die mir Ihre Schriften gewähren. Solche Schriften veredeln den Geist und erheben das Gemüt mit großen Gedanken in Unglück und Not. So wie einst Zschokke und Roßmäßler, so verschmähen Sie es heute nicht, für uns zu schreiben." Unterzeichnet ist: Konrad Deubler, Bauer in Primesberg, Steinklopferhanns II.

Ich muß schließen, nehmen Sie das nicht übel.
Es grüßt Sie auf das beste
Ihr Sie schätzender
L. Anzengruber.

An Jan Szika*).

258.

Wien, den 27. August 1878.

Lieber Herr Szika!

Ich hoffe von Ihnen so viel gekannt zu sein, daß Sie wissen, was ich über Besetzung, Scenierung ꝛc. ausspreche, hat nie eine persönliche Spitze, wenn ich — da mir unter dem Schreiben eine Besetzung vorschwebt — der Direktion sage, diese wär's gewesen, so kann ich unmöglich jemand nahetreten.

Ich hätte mich also höchstens bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich auch meinen Berndorfer Michl, Jakob, Gelbhofbauer und Wastl**) vergessen habe***), und ganz ohne Phrase, das thut mir leid, und ich werde Ihnen gewiß ein nächstes Mal in einer Weise Genugthuung geben, die Sie zufriedenstellen soll; dieses Mal war ich ein wenig gar zu sehr gehetzjagt, erst hieß es Gastspiel†) 1. November, Termin, das Stück einzureichen 1. Oktober, plötzlich aber Gastspiel Oktober, Termin September, da handelte es sich denn ums Fertigwerden, daß es jetzt wieder November hieß,

---

*) Damals Mitglied des Theaters an der Wien, jetzt in Frankfurt a. M.

**) Szika war der erste Darsteller dieser Rollen bei den allerersten Aufführungen des „Pfarrers", „Meineidbauers", der „Kreuzelschreiber" und des „G'wissenswurm" im Theater an der Wien.

***) Es handelt sich um „Die Trutzige", in der Szika keine Rolle zufiel. Vgl. den folgenden Brief an Josephine Gallmeyer.

†) Der Gallmeyer.

dafür kann ich nichts. Also keine Feindschaft und behalten Sie mich nur in halb so gutem Angedenken wie Sie

Ihr Sie wertschätzender

L. Anzengruber.

An Josephine Gallmeyer.

259.

Wien, den 28. August 1878.

Verehrteste!

Ich habe mir's aber gedacht, daß Sie irgend etwas aus Ihrer Laune gebracht haben mußte; da das einem anderen Autor mit 18 Bogen starker Leistung gelungen ist, so berührt es mich allerdings nur insofern, als immer die Verflüchtigung Ihrer prächtigen Laune zu bedauern ist und daß ich dadurch länger auf Ihre Antwort warten mußte.

Diese selbst hat mich indes in hohem Grade erfreut, denn hinterher kann ich es Ihnen ja sagen, ich habe die Aufgabe, für Sie zu schreiben, durchaus nicht auf die leichte Achsel genommen, und so einfach sich das Stück ansieht, so steckt doch ein ganz nettes Teil Arbeit gewissenhaftester Art darin. Es macht mir nun außerordentliche Freude, daß ich das Richtige getroffen habe, Sie dafür zu interessieren, mir ist das immer der Erfolg, den ich in erster Linie anstrebe, der Künstler muß sich bei mir und zwar in der Eigenart, wie die Rolle bei mir liegt, dafür interessieren, dann ist mir für den Erfolg in zweiter Linie — beim Publikum — nicht mehr bange. Wäre auch hier ganz lächerlich, ich bitte Sie, wenn wir beide wollen, was wollen dann die armen Hascher in Parterre, Loge und auf der Galerie machen, als entzückt oder gerührt sein, wie es uns eben ansicht — und applaudieren?! Dö g'hör'n uns!

Und wir haben sie uns redlich erworben.

Ich war gestern, gleich nach Empfang Ihres Schreibens,

bei Steiner*), sagte ihm, daß er die Rolle sofort an Sie schicken möge und beantragte die Besetzung der Rolle der Johanna durch Frl. Jules.

Was Szika anlangt, so haben Sie vollkommen recht, daß dieser Ihren Brief zu lesen bekommen hätte, so gut wie er den meinen zu lesen bekommen hat. Ich habe eben mit der Besetzung — wie ich sie mir gedacht — nicht hinter dem Berge gehalten, natürlich habe ich dadurch keine geringe Verstimmung hervorgerufen. Da ich übrigens in meinen Besetzungsvorschlägen nur von der Rücksicht auf die Harmonie des ganzen Bildes ausgehe und keine persönlichen Motive mir maßgebend sind, so bescheide ich mich ruhigen Gewissens über den etwaigen Effekt meiner Offenheit.

Selbstverständlich habe ich Ihre leider sehr zutreffenden Zeilen über den „Mut" der Direktoren den Steiner nicht lesen lassen, sondern Ihren Brief in der Tasche behalten.

Daß Sie sich entschlossen haben, das Entréelied zu singen, danke ich Ihnen auf das herzlichste.

Ich bin so ein sparsamer Autor, daß wenn man mir etwas ausfallen läßt, gleich der Abgang sich bemerkbar macht. Ich werde Ihnen diese Ihre Freundlichkeit nicht vergessen.

Wir sind einig und wollen es auch bleiben. Gewiß! Das Interesse, das wir aneinander nehmen, ist das rein künstlerische, ich finde bei Ihnen ein so freundliches Eingehen auf meine Intentionen, daß ich bestrebt sein werde, Ihnen nur künstlerisch würdige Aufgaben zu stellen, und daß es mir nie einfallen wird, Ihre außerordentliche Darstellungsgabe zu mißbrauchen; daß ich Ihre Eigenart jederzeit berücksichtigen werde, das ist etwas anderes, derartiges hat schon der Herr Theaterdirektor Shakespeare vor 200 Jahren gethan, als er seine Dramen dichtete und für seine Bühne und deren Kräfte berechnete.

---

*) Dazumal Direktor des Theaters an der Wien.

Das war auch kein schlechter Autor, aber Bauern-komödien konnte er doch nicht schreiben und Soubrette, wie Sie, hatte er, so viel bekannt, auch keine.

Sie fürchten, daß die Komödie zu kurz wird. Sie wird nach dem Maßstab, den ich dafür habe, um ½10 Uhr aus sein und das ist gerade recht. Nicht nur der Galerie-besucher fühlt bei uns mit freundlichem Behagen den er-sparten Sperrgroschen in der Tasche, sondern auch unsere nobleren Theaterbesucher sind nicht böse, wenn sie vor der zehnten Stunde aus unseren etwas warmen Kunstinstituten entlassen werden. Auch bin ich für einen ganzen Ein-druck, den ein Nach- oder Vorspiel, das außer den Rahmen fällt, abschwächen muß.

Natürlich darf ich mich aber da in meiner Berechnung nicht geirrt haben, um 9 Uhr etwa darf es noch nicht schließen und diesem Studium will ich mich nun betreffs der „Dauer" ergeben. Geht es mit den verschiedenen Entreakts, Musiknummern ꝛc., gut, geht es nicht, dann werde ich auch gerüstet sein. Ich habe das Ding, wie ich sonst immer thue, noch nicht laut in einem Strich weg vorgelesen, danach hab' ich immer das richtige Maß, lese ich 2 Stunden, dann dauert's sicher bis ½10. Das Re-sultat dieser Spezialuntersuchung werde ich Ihnen, sobald ich sie angestellt, vermelden.

Was das Kostüm der „Liesel" anlangt, so rede ich da nicht gerne etwas darein, sollten Sie sich vielleicht schon ein Bild geschaffen und vor Augen haben, so wird's das Richtige wohl sein.

Ebenso verhält es sich mit einem Umzug, derselbe kann ganz unterbleiben oder es kann das im ersten Akt etwas gewähltere Kostüm im zweiten gegen ein einfacheres vertauscht werden, das dann bis zum Schluß beibehalten wird.

Ich halte die Kostümfrage besonders in einer Rück-sicht für nebensächlich:

Nehmen wir z. B. an, Sie hätten sich eine ganze

Scene zurechtgelegt, sie zu Faden geschlagen und endlich in Ihrem Zimmer teilweise agiert, und nun oktroierte man Ihnen, der Kostümrichtigkeit halber, einen Hut, der Sie aber absolut genierte?

Ich sagte natürlich, weg damit, und wenn alle anderen Hüte tragen würden, die „Trutzige“ trägt keinen.

Ich habe übrigens schon lange die Absicht, mir von Freund Rosegger die Tracht der Gebirgsbäuerinnen beschreiben zu lassen im Detail, denn für Toiletten, sei es bei Damen oder Bäuerinnen, hab' ich kein Auge.

Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen auch das Resultat dieser Erkundigung bekannt zu geben und wir acceptieren dann, denke ich, das Acceptable und scheiden aus, was etwa hindernd der freien Beweglichkeit entgegentritt.

Uebermorgen fahre ich auf 14 Tage zur Erholung nach Marienbad.

Erhalten Sie sich bei guter Laune und seien Sie herzlich gegrüßt

von Ihrem Sie hochschätzenden

L. Anzengruber.

An Rosegger.

260.

Wien, den 28. August 1878.

Werter Freund!

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten und mir schreiben:

Was trägt eine richtige Aelplerin (Dirn) für besseres Gewand und für gewöhnliches vom Kopf bis zum Fuß?

Ich kann so was oft sehen und hab' kein Auge dafür und wenn ich, wie jetzt, mir die ganze Kleiderordnung abgucken möchte, weil ich es wissen will, so hab' ich keine vor mir.

Eher werde ich Gelegenheit haben, etliche Böhminnen

auf der Hinfahrt nach Marienbad zu beobachten, wohin ich mich Ende dieses auf 14 Tage begebe.

Also bitte Sie nochmal, thun Sie mir den Gefallen und bemengen Sie sich mit dieser Kleiderfrage.

Auf das herzlichste grüßt Sie Ihr

L. Anzengruber.

An Schlögl.

261.

Wien, den 29. August 1878.

Werter Freund!

Indem Sie diese Zeilen erhalten, dürfte ich wohl schon gegen Marienbad zuradeln.

Ich bitte Sie also, die Stamm- und Zweiggäste der Kneipe im „grünen Kappel" bestens von mir zu grüßen.

Ihre Sammlung „Deubleriana" (zwei Nummern) werde ich Ihnen nach meiner Rückkehr zurückstellen.

Heute habe ich mein Stück „Alte Wiener" Strampfer-Völkel überreicht.

's wird also heuer eine nette Saison. Ein Faustschlag (Josephstadt), Alte Wiener (Theater am Schottenring), Die Trutzige (Theater an der Wien) das kommt alles noch dies Jahr.

Besten Gruß. Ihr

L. Anzengruber.

An Rosegger.

262.

Wien, den 21. September 1878.

Verehrter Freund!

Für Ihre Freundlichkeit betreffs der Kleiderordnungs-aufklärung für „Dirndeln" sage ich Ihnen meinen besten Dank.

Leider kann ich Ihnen diese Gefälligkeit, wie ich es

gerne möchte, nicht durch eine Zusage für den „Heimgarten“ vergelten. Es ist mir dermalen ganz unmöglich, jetzt schreibe ich nichts, gar nichts, und die letzten Monate des Jahres brauche ich, um eine neue Komödie richtigzustellen, und eine ältere Zusage zu erfüllen.

Sie fragen sehr naiv, wie man in ein Bad gehen kann, das wäre das letzte, was Sie zu thun wüßten. Allerdings, ich ging auch nur hin, als einer, der hingehört, weil er krank ist.

Bleiben Sie hübsch gesund.

Es grüßt Sie auf das beste und herzlichste

L. Anzengruber.

An Mauthner.

263.

Wien, den 21. September 1878.

Verehrtester!

Seit Sie von Wien, viel zu früh für Ihren anregenden Besuch, entschwanden, ließen Sie gar nichts mehr von sich hören.

Hoffentlich erhielten Sie doch meine Novellen, die Frühprodukte meiner Feder? Ich bitte Sie nicht zu vergessen, wenn Sie dieselben „genossen“ haben (wie sie Ihnen bekommen haben, geht mich nichts an, denn Sie selbst wünschten die Bekanntschaft mit selben) mir diese Unicas (nur in „exemplarischer“ Bedeutung) zu retournieren. Besten Gruß. Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Josephine Gallmeyer.

264.

Wien, den 21. September 1878.

Verehrte gnädige Frau!

Von Marienbad heimgekehrt, erhielt ich Ihre freundlichen Zeilen. Es freut mich, daß Sie bald nach Wien

kommen. Wir werden dann auch die Kostümfrage ꝛc. ꝛc. mündlich besser und eingehender erörtern können, als das brieflich angehen will, wo oft jede Beschreibung eine Erklärung hinterher fordert.

War ich schon recht vergnügt, Sie für die Rolle und das Stück gewonnen zu haben, so bin ich es jetzt in ungleich höherem Grade, wo Sie mit dem Studium der Partie bereits auf den „G'schmack kommen sind", dieselbe nicht leicht zu finden. Mir wird dabei ungemein leicht. Nein, leicht ist sie nicht zu spielen, die „Trutzige", aber nicht wert wollte ich sein die Feder zu führen, wenn ich Ihnen eine leichte Rolle schriebe, das hab' ich eben nicht nötig. Sie werden fertig damit, mit noch ganz anderen Aufgaben, und so viel an mir liegt, will ich das auch beweisen. Ich komme immer zurück auf das, was ich schon gesagt habe über Sie, ich weiß nicht hinter Ihrem Rücken oder auch Ihnen ins Gesicht, Sie können viel mehr als bis jetzt das Publikum von Ihnen gesehen hat, das weiß es noch gar nicht, was Sie eigentlich können. Dabei schlage ich Ihre bisherigen Leistungen so hoch an, wie es dieselben verdienen.

Wenn ich für eine Hauptpartie eine solche Kraft habe, wie Sie, da schreibe ich immer so, daß diese Gelegenheit findet, sich voll zur Geltung zu bringen, daß sich im Hause jenes ungemein behagliche und anmutende Gefühl verbreitet, das man immer einer Kunstleistung gegenüber hat, jenes den kleinsten Zug genießende Verständnis, das der dümmste Zuschauer mit einem Male findet, wenn er einem begnadeten Talente gegenüber sitzt. Das ist dann erst Komödie gespielt, wenn der Kerl auf der Galerie und der in der Loge nicht aus dem Bann der Bühne herauskann.

Ich bin außerordentlich für solche Vorstellungen und für solche Kräfte eingenommen und daher werden Sie schon entschuldigen, daß ich aus Achtung diese „Trutzige" zu einer „trutzigen" Rolle geschaffen habe. Sie kriegen's schon unter, wie die andern in der „Provence" damit

fertig werden, das müssen wir beide, Gott sei Dank, nicht mit ansehen.

Ich bitte Sie, mich nach Ihrem Eintreffen in Wien zu benachrichtigen, wo und wann ich Sie treffe.

Besten Gruß.

L. Anzengruber.

An Rosegger.

265.

Wien, den 1. Oktober 1878.

Werter Freund!

Besten Dank für Ihre Teilnahme an meinem Erfolge. Großen Dank für die weitere Mühe, die Sie sich genommen haben, vonwegen der Kleiderfrage und Zusendung der Photographien. Ich habe dieselben zur Seite gelegt, und sie warten auf Sie. Mögen Sie dieselben bald abholen.

Daß Sie — — — — aufgesucht hat, berührt mich sehr unangenehm, das ist ein verlorener Mensch; ich sage mich von jeder Beziehung zu ihm los, und wenn Sie ihm je einmal wieder begegnen sollten, dann verkehren Sie mit ihm, als was Sie ihn nehmen wollen, nur nicht wie mit einem Menschen, der mir nahe steht und nahe geht. Er ist mir fremd.

Als ich Ihnen schrieb, daß ich nach Marienbad ginge, war ich auf dem Wege dahin. Allein selbstverständlich ohne Familie.

Freund, ich bin so ungeheuer schreibfaul, daß ich es gar nicht wegkriege, da noch weiter zu schreiben.

Herzlichen Gruß. Ihr

L. Anzengruber.

An Deubler.

266.

Wien, den 2. Oktober 1878.

Lieber Herr Deubler!

Ihre Anzeige vom Erscheinen des Dubocschen Buches kam zu spät; der Verfasser selbst hat es mir angezeigt, und als ich Ihre freundlichen Zeilen erhielt, hatte ich schon das Buch gekauft*).

Ich weiß nun nicht, ob es mir nicht ebenso ergeht, wenn ich Ihnen mitfolgend einen Abdruck meiner Erzählung „Das Sündkind" schicke. Sie haben vielleicht schon das Heft „Nord und Süd", worin es gestanden. Nun, macht auch nichts. —

Ich bin so sehensmüde, daß ich gegenwärtig meine Reise nicht auszuspinnen verstehe. Lassen Sie mich mit kurzem, doch warmem Gruß abbrechen für diesmal.

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

An Mauthner.

267.

Wien, den 13. Oktober 1878.

Es ist zwar einer der größten „Luxusse", auf irgend jemanden bös zu sein, ich gestatte mir aber diesen Luxus Ihnen gegenüber; denn meine Mittel erlauben mir das, Sie haben mir den Fond dazu geliefert.

Mein Schreiben mit der Nachfrage betreffs meiner Novellen haben Sie unbeantwortet gelassen und von Ihrer Zeitschrift haben Sie mir keine Probenummer gesandt.

Eines schlimmer wie das andere.

Ich bedaure Sie lebhaft.

Ihr erkälteter Freund

L. Anzengruber.

---

*) Reben und Ranken. Studienblätter von Julius Duboc. Halle, 1879.

An Lindau.

268.

Wien, den 13. Oktober 1878.

Sehr geehrter Freund!

Für Ihre Gratulation aus Anlaß der Aufführung meiner „Alten Wiener" danke ich Ihnen bestens.

Die Freude, welche Sie als mir bevorstehend verheißen, — „wenn Sie gut unterrichtet sind" — will ich denn in aller Gemütsruhe, so sie herankommt, herankommen lassen*). Sicher aber komme ich Anfang des nächsten Jahres mit meinem Beitrag für „Nord und Süd".

Herzlichen Gruß. Der Ihre

L. Anzengruber.

An Bolin.

269.

Wien, den 6. November 1878.

Mein geehrter Freund!

Mit gerechter Entrüstung über mich selbst merk' ich, daß nur acht Tage auf ein volles Vierteljahr fehlen, seit ich Ihr Letztes auf meinem Schreibtische liegen und nicht beantwortet habe. Ach es waren bewegte Tage, und ich gehe nicht gern daran Ihnen kurzweg einen mäßigen Brief zu schreiben; ich will bei der riesigen Distanz, die zwischen uns liegt, auch immer etwas Umfangreicheres leisten und das höhere Porto einbringen.

„Alte Wiener" wurden seither aufgeführt, sie gefielen recht sehr, aber die Darstellung war etwas kränklich und der Kassaerfolg wollte sich nicht einstellen. Nun habe ich auch „Die Trutzige" hinter mir, da ist die Darstellung eine brillante und auch der Kassaerfolg ein solcher, der bei

*) Schillerpreis.

werden, sich gegenwärtig mit keinen solchen Unordentlichkeiten abgeben werden — also hätten Sie mir meinetwegen geschrieben, Sie vergäßen an der Seite Ihrer Frau alles um Sie her, ich hätte dagegen gar nichts sagen dürfen, das würde meine Frau nicht zugelassen haben, aber, wie Sie glauben, mir dadurch zu imponieren, daß Sie schreiben, Sie hätten nichts Dringenderes zu erledigen, „als Ihre eigene Gesundheit aufs Spiel zu setzen“, Herr! da täuschen Sie sich.

Als Poet, der den Schillerpreis erhielt und der gegenwärtig ein sehr schönes „Stuck“ auf den Brettern hat, als Mann von humaner Gesinnung, als Familienvater endlich beschwöre ich Sie, diesen „grauslichen“ Fleiß sein zu lassen, als Anwalt Ihrer noch ungeborenen Kinder trete ich auf und fordere von Ihnen jene pflichtschuldige Faulheit, welche Sie Ihren Nachkommen einzig und allein erhalten kann.

Schreiben Sie kürzere Artikel und längere Briefe. Kurz, lassen Sie sich die Laune dieses meines Schreibebriefes nicht verdrießen und möchten Sie daraus in allem Ernste entnehmen, daß ich wirklich und wahrhaft in einiger Sorge um Sie bin.

Das Geschlecht der Riesen ist ausgestorben, Sie sind auch keiner. Meist leisteten diese Geschöpfe auch mehr physische Arbeit, daß einer davon zugleich Redakteur, Feuilletonist, Recensent, Parodist, Bellettrist 2c. 2c. gewesen wäre, davon verlautet nichts.

Doch ich stehle Ihnen die Zeit ab, ich will nicht schuld sein, daß Sie selbe wieder durch verdoppelte Anstrengung einbringen müssen. Ich grüße Sie auf das beste.

Ihr ergebener

L. Anzengruber.

An Ada Christen.

271.

Wien, den 29. Dezember 1878.

Sehr verehrte, gnädige Frau!

Ihre freundlichen Zeilen habe ich erhalten und es thut mir nur aufrichtig leid, daß ich Ihrer gütigen Ladung nicht Folge leisten kann, da sie etwas zu spät kam und ich einer früheren Zusage entsprechen muß.

Ich muß meinen alten Onkel (Achtziger) ins Theater führen und eben den Abend bei ihm zubringen, es ist derzeit mein einziger „lieber" Verwandter und die Achtzigjährigen vertragen eben kein Absagen und Aufschieben, sie haben keine Zeit mehr für derlei*).

Nichtsdestoweniger halte ich das mir in Aussicht gestellte, von früher schon in Aussicht gestellte „Lungenbratl" in Gedanken fest und hoffe, daß Sie es mir bei sich ergebender Gelegenheit nicht entziehen werden.

Seien Sie dieses Mal nachsichtig.

Unter einem erlaube ich mir, Ihnen samt Ihrem werten Herrn Gemahl „Glücklich Neujahr" zuzurufen. Ich mein' es aufrichtig, was die Zeit dazuthut, das muß leider machtlos und unthätig abgewartet werden, hoffen wir, daß wir nur ein Jahr älter werden — es ist das schon nicht gerad das behaglichste — und von anderen Chikanen der Zeit bewahrt bleiben. Amen! Mit gewohnter Hochschätzung

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

---

*) Sein Onkel Hutschenreiter, ein Militärbeamter, nach dessen Heimgang er an Bolin (s. u. Nr. 293 und 322) warme Worte zu Ehren von dessen Charakter und seiner für die ganze Grillparzer-Zeit typischen Geistes- und Gemütsart schrieb.

An Bolin.

272.

Wien, den 30. Dezember 1878.

Verehrter Freund!

Erhalten habe ich Ihr zweites Schreiben und auch Ihre Broschüre „Hamlet in Schweden“. Letztere konnte ich vorläufig nur durchblättern, sie ist sehr interessant. Ich schreibe das nicht, Ihnen als Autor gegenüber, als konventionelle Süßigkeit, sondern weil ich mich wirklich dafür interessiere und sie bei Zeit und Muße eingehend lesen werde.

Ich kann auch von Ihnen voraussetzen, daß Sie es gar nicht besonders finden werden, wenn ich sage, ich habe keine Zeit gehabt, ein einfaches Heftchen von 66 Druckseiten zu lesen. Sie wissen ja, man braucht — unsereiner wenigstens — so gut wie Arbeitsstimmung auch Lesestimmung.

In Ihrem letzten Schreiben nahmen Sie meinen Vorwurf, das Amtsgeheimnis von wegen des „Schandfleck“ ausgeplaudert zu haben, für ernst und verwahrten sich in feierlichster Weise gegen jede etwaige üble Absicht 2c. 2c. Sie haben das gar nicht not. Warten Sie, bis ich Ihnen wirklich einmal etwas übel nehme, dann geben Sie acht auf den Stil, den Sie zu lesen bekommen!

Gegenwärtig liegt mir eine Arbeit, „Notehe und Ehenot“ — mitten heraus aus dem Leben gegriffenes Volksstück — schwer auf. Es behandelt die hierzulande übliche Form der Ehe zwischen Juden und Christen (Notehe) und zwar speziell die Verheiratung eines Juden mit einer Christin. Der Mann hat keine Religion, das Weib vermag die ihre nicht loszuwerden, also ernster Schluß — Trennung zweier Teile, die sich nie hätten vereinigen sollen. Das Ding geht nun durchaus nicht leicht, aber es wird was draus werden.

Sie fragen, ob ich mich an der Münchener Preis-

ausschreibung respektive Bewerbung beteilige? Nein. Unsereiner soll das nicht. Aber wie Sie meinen, etwa mit „Tartufes sel. Erben", das ginge schon gar nicht; das Programm ist zu deutlich: keine religiösen, keine politischen, keine sozialen Fragen, aber sonst — ganz in der Zeit liegende Stoffe.

Hier in Wien liegen die Theaterverhältnisse im argen, die Bühnen experimentieren, variieren das Repertoire oft auf die sinnloseste Weise, unterbrechen die Aufführung eines Stückes, um eine Novität vorzuschieben, die dann nicht den Erfolg des abgespielten Stückes aufweist, konkurrieren mit den Tingeltangels, von künstlerischen Zwecken ist schon lange nicht mehr die Rede, aber bei aller Hintansetzung derselben fristen sich die Unternehmungen doch nur fort.

Es sind das sehr traurige Verhältnisse, unter solchen kann denn auch nicht die Rede sein von einem wenn nur auf Wochen, geschweige denn auf Monate festgestellten Repertoire, sohin auch nicht von Anzengruber-Abenden. Ab und zu sucht man eine oder die andere Komödie von mir heraus, das macht nur ein Haus oder läßt es leer, das ermuntert oder schreckt ab, auch nur wieder auf die nächsten acht Tage.

Wie gerne ich Sie nun auch wieder hier hätte, so hilft nichts, ich kann Ihnen keine Anzengruber-Abende in Aussicht stellen, und auf das Geratewohl möchte ich Ihnen doch keine versprechen. Jänner kommt die Geistinger, — Novität dürfte, so viel ich höre, für sie keine da sein; was sie aber spielen wird, das wird gegenwärtig noch wie ein Amtsgeheimnis betrachtet, wahrscheinlich, weil man selbst noch zu keiner Entschließung gekommen. Uebrigens, Sie werden so wie so wiederkommen und ich freue mich schon jetzt darauf. Wenn sich ein Anlaß bietet, Sie früher hierher zu bewegen, so werde ich es wahrhaftig nicht daran fehlen lassen, Sie auf das dringlichste zu citieren.

Wir haben es allerdings nicht nötig, uns gegenseitig, jetzt zum Jahreswechsel, die Aufrichtigkeit unserer Ge-

sinnungen und der Wünsche für unser und der Unseren Wohl erst des längeren und breiteren versichern zu müssen. Ein anderes ist es, ob wir uns nicht trotzdem dazu gedrängt fühlen; ich für meinen Teil wünsche mir, daß Sie, mein werter Freund, mir gesund und wohl erhalten bleiben, und von mir so gut denken wie von Ihnen

Ihr Sie schätzender

L. Anzengruber.

An Ada Christen.

273.

Wien, 29. Januar 1879.

Verehrte Kollegin!

Für die liebenswürdige Gastlichkeit Ihres Hauses den besten Dank sagend, ohne speziell des „Lungenbratels“ zu erwähnen, das eben über alles Lob erhaben war, vermelde nur, daß ich mit heiler Haut den „heilen“ Weg hinabgekommen, mit dem wir alle zu kämpfen hatten, es war das an jenem Abend ein fürchterlicher Pfad, denken Sie sich die Eisfläche, über welche die Schimmer der halbnächtigen Beleuchtung zittern, das vereiste Geländer, dazu die Notschreie der Frau von Stur*), die eine sehr gefahrvolle Niederkunft hatte, so werden Sie begreifen, daß die Schrecken der Nacht sich in unsere Seelen schlichen. Nüchtern wäre der Weg gar nicht zu gehen gewesen, das waren wir aber dank Ihrer Gastlichkeit nicht, sie sei nochmals gepriesen. Grüßen Sie mir gütigst den Herrn Gemahl auf das beste und nehmen Sie selbst ehrlichen Gruß entgegen von Ihrem Sie hochschätzenden

L. Anzengruber.

---

*) Frau des Malers von Stur, der später im Auftrag von Ada Christen den Dichter mit dem Oelbild seiner Mutter überraschte.

An Bolin.

274.

Wien, den 18. März 1879.

Liebwerter Freund!

Ich weiß es nimmer, sind es zwei Ewigkeiten her oder ist es nur eine, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe? Aber ich komme dem Bedürfnisse, einige Zeilen an Sie zu richten, jetzt, da ich etwas aufatme, in der That und mit der That nach; denn unterweilen habe ich schon etliche Male im Geiste, aber ohne Schreibmaterialien, an Sie geschrieben, diese Mitteilungen haben Sie aber nicht erhalten. Wird auch werden, wenn die Spiritisten erst das Zwischenreich gehörig organisiert haben werden, die Geister fänden als Briefboten jedenfalls eine, wenn nicht edlere, so doch nützlichere Verwendung, als wie als Produzenten von ziemlich einfachen Taschenspielerstücken (unlösbare Knoten schlingen 2c.) oder Wirtshausspässen (auf Stuhlbeinen konzertieren u. s. w.)

Unterweilen haben sich unterschiedliche Dinge mich betreffend zugetragen, die einen wie die anderen, jene für den Dichter und jene für den Menschen mehr oder weniger erheblichen werde ich Ihnen kurz mitteilen.

Der Stoff des Stückes Ehenot und Notehe erwies sich unter der Arbeit von solcher Sprödigkeit, daß eine längere Zeit zur Bewältigung in Aussicht genommen werden mußte. Nun war ich aber durch Verbindlichkeiten gegen die Direktrice des Ringtheaters gehalten, diese Saison noch ein Stück zu leisten. Ich legte also die Notehe und Ehenot ins Pult und ging eben daran eine Bauernkomödie schreiben zu wollen, da legte sich meine Frau zu Bette und blieb darin so ziemlich lange, etwa vier Wochen, liegen. Erst befiel sie ein schmerzhafter Gelenkrheumatismus, der dann durch eine böse Brust ebenso empfindlicher Natur abgelöst wurde. Da konnte ich denn nicht gut produzieren. Meine Frau

habe ich, dies schalte ich ein, heute zum erstenmale ausgeführt.

Zu gleicher Zeit aber, wo ich nicht wußte, woher eine Komödie nehmen und nicht stehlen, blieb die mir zukommende Gage vom Ringtheater aus und ich meldete mich daher meiner Verpflichtungen entledigt.

Sohin habe ich Anno 1879 noch nichts geschrieben? O doch! Am 28. d. Mts. wird für die Hinterbliebenen des vorzüglichen Genremalers Kurzbauer eine Theatervorstellung im Theater an der Wien stattfinden, und ich habe ein einaktiges ländliches Gemälde „Die umkehrte Freit'" für diesen Zweck geschrieben, zu dessen Schluß mit dem letzten Worte ein Kurzbauersches Bild: „Die stürmische Verlobung" sich stellt (lebendes Bild). Sonst aber habe ich auch gar nichts geleistet.

Was etwa nächstens noch kommt, signalisiere ich Ihnen. Deutsche Revue, Aprilheft: Ein Märchen des Steinklopferhanns. [Die Versuchung], das Sie ja kennen. In dem österreichischen Volkskalender (Mor. Perles in Wien) für 1880 erscheinen übrigens sämtliche Märchen des Steinklopferhanns, vom ersten bis zum letzten. Dann kommt was für Nord und Süd, aber noch nicht fertig, dann etwas für Kalender des Lahrer hinkenden Boten 1881, und dann bin ich wieder weiter dramatisch thätig. Ich bin nämlich zu den Fleischtöpfen Aegyptens zurückgekehrt und habe mit Direktor Steiner für zwei Stücke nächste Saison abgeschlossen, eines davon für Gastspiel Geistinger.

Mich dünkt, ich hätte nun ganz genug von mir geschrieben, glauben Sie nicht auch? Aber hilft nicht. Soll ich etwas schreiben, so muß ich wohl mich selbst zum Thema nehmen, denn Sie behandeln in Ihren Briefen immer mich, also logisch, Antwort: wieder ich!

Sie schreiben von Ihrer schwedischen Shakespeareübertragung, daß selbe nun dran kommt. Ich wünsche ihr, somit Ihnen, den besten Erfolg und infolge Erfolges flüssige Barschaft und infolge deren sich einfindende Reiselust. Daß dabei

für uns beide freundlich fröhliches Wiedersehen abfallen möge, versteht sich als letzter bester Wunsch von selbst. In der Zeit der Erwartungen oder dem Erwarten der Zeit sind wir ja beide geschult.

Für jetzt grüßt Sie auf das beste und herzlichste

Ihr L. Anzengruber.

Konrad Deubler schrieb mir etliche Male.

Sie kennen ja auch den sehr interessanten Bauer.

An Rosegger.

275.

Wien, den 20. März 1879.

Werter Freund!

Ich habe zwar von Ihnen keine Zeile erhalten, aber ich darf doch annehmen, daß Sie im Besitze des Manuskriptes sind und gesonnen, dasselbe in Ihrem „Heimgarten" zu bringen*). Wenn nicht, dann bitte mir dasselbe umgehend retour zu senden, wenn aber ja, so bitte ich das Duett **nicht setzen** zu lassen, da hier einige Aenderungen vorgenommen werden, die ich Ihnen sofort nach Feststellung zugehen lassen werde. Mit bestem Gruß Ihr

L. Anzengruber.

P. S. Meine Frau geht bereits aus. Empfehlung von ihr. Obiger.

An Deubler.

276.

Wien, den 3. April 1879.

Werter Herr Deubler!

Auf Ihr liebes Schreiben beeile — nein, das wäre eine haarsträubende Lüge, beeilt habe ich mich nicht! — aber auf Ihr liebes Schreiben antworte ich, wenn auch erst heute, so doch, so bald es mir irgend möglich.

*) „Die umkehrte Freit'". Erschien zuerst im „Heimgarten". Jetzt Gesammelte Werke Bd. IX.

Ich schließe Ihnen hier mein letztes Stück „Ein Faustschlag“ bei. Es ist keine Bauernkomödie, braucht's auch nicht zu sein für Ihr Verständnis; denn ich habe es in diesem Stück auch mit Menschen zu thun, und für diese haben wir beide Herz, und so verstehen wir sie auch beide, ob in der Bauernjoppe oder im Arbeitskittel.

Freund Schlögl läßt Sie auf das beste grüßen; er hat seit langem Verschiedenes, das über Ihren Lebensgang und Ihre Lebensführung in die Oeffentlichkeit gedrungen, gesammelt, und ich mag wohl sagen, er hat Sie zu denjenigen gezählt, denen er bei einer Begegnung auf dem Lebenswege warm die Hand drücken würde.

Dazu mag es denn auch wohl kommen; denn er ist ein periodischer Landstreicher, läuft uns oft aus der Stadt davon und treibt sich im Gebirge herum. Wenn er wieder Goisern in Sicht hat, wird er schwerlich daran vorübergehen.

Mit mir ist es ein anderes; ich bin so ein eingefleischtes Stadtkind, daß ich mich selten zu dem Gedanken aufraffe, eine wirkliche und wahrhaftige Reise zu unternehmen; es kann aber trotzdem einmal dazu kommen, denn zum Davonlaufen wird's auch mir manchmal zu Mut. Komm' ich ins Salzkammergut, will auch ich an Goisern nicht vorübergehen, ohne Ihnen die Hand zu drücken.

Vorläufig thue ich dies im Geiste und mit dem besten Gruße.

Ihr Sie schätzender

L. Anzengruber.

An Ada Christen.

277.

Verehrte Kollegin!

Es wäre nicht schön, wenn ich Ihrer Gabe gegenüber mich stumm verhalten würde, es möchte so aussehen, als ob mir Ihr sinniges Gedicht, das an Stimmung und Gedanken, was Sie sich ja selbst sagen werden, über die land-

läufige Poeterei hinausragt, nicht gefiele, etwas das ich wieder nicht gern mir nachsagen ließe.

Ganz ohne Ueberschwenglichkeit, über welche ich einmal nicht verfüge, und ohne Komplimentendrechslerei — wie ich schon bin — erlaube ich mir nur zu sagen, daß mir „Heimkehr“ sehr gefallen hat und mir Ihre Gabe Freude machte; ich hätte Ihnen das allerdings ebensogut dieser Tage sagen können, aber Proben, Trubel und Wirtshaustisch sind mir weder als Gelegenheit noch Ort dazu angethan. Auch thue ich dies immer lieber schriftlich, weil schon das Wort — so nebenher hingeworfen — nach einem wohlfeilen Kompliment aussieht.

Da ich an der Gattung aufdringlichen Lobes selbst nie Geschmack gefunden habe, so habe ich sie auch nie üben gelernt gegen andere, möglich, daß ich aus „umgänglichen“ Rücksichten in dem Punkte noch zu lernen, denn ich bin noch jung, erreiche in diesem Jahre erst mein Vierzigstes, wo man bekanntlich jenen bedeutenden „Schnalzer“ hört, mit dem einem der Knopf im Gehirn aufgeht, jedoch niemals werde ich diese Kunst lernen und üben gegenüber von Personen, denen ich in freundgesinnter Achtung ergeben bin, deren Sie versichernd und nochmals meinen Dank aussprechend schließe ich

Ihr ergebner

L. Anzengruber.

An Herrn Gemahl herzlichen Gruß. Dienstag — Nische.
Wien, den 7. April 1879.

An Bolin.

278.

Perchtoldsdorf bei Wien, den 11. Mai 1879.

Sehr geehrter Freund!

Mit Vergnügen begegnete ich Ihrem Namen in der letzten Nummer der „Gegenwart“. Ich habe oft an Sie gedacht, mußte aber letzter Zeit teils angestrengt arbeiten,

teils zerstreute ich mich etwas, so daß ich wirklich zerstreut wurde, und zuletzt ließ mich die Uebersiedelung aufs Land nicht zu Atem kommen.

Am Heutigen sitze ich nun da über meinen Schreibtisch gebeugt, draußen tobt ein Maimorgen mit Sturm und Schneegestöber, ich denke an Sie im warmen Norden und schreibe an Sie diesen kurzen Schreibebrief. Um Sie aber für dessen Kürze und Magerkeit zu entschädigen, schließe ich demselben einen Separatabdruck meines neuesten, in „Roseggers Heimgarten" erschienenen, im Theater an der Wien aufgeführten Werkes „Die umkehrte Freit'" bei. Gern hätte ich Ihnen eine Photographie nach Kurzbauers Bild beigeschlossen, aber es war in ganz Wien keine aufzutreiben. Das Stückchen wurde geschrieben für eine Akademie zum Besten der Hinterbliebenen des Malers. Wurde aber später wieder aufgenommen und bis heute im ganzen elfmal gespielt. Es ist ein sehr harmloses Ding.

Auf einige Punkte Ihres letzten Briefes Bezug nehmend, bemerke ich, daß auch ich Nissels „Agnes von Meran" nicht kenne. Deubler war, soviel ich weiß, letzter Zeit nicht in Wien.

Ich habe hier zu Wien und Umgebung keinen Freund, mit dem ich so gerne aus dem Tiefsten heraus plaudern möchte, als mit Ihnen, dem Allerweitestentfernten. Mein werter Freund, nun sehen Sie sich einmal die Lage an. Seit ich von Marienbad zurück bin, habe ich nichts geschrieben, Ganzes nämlich, als den Einakter, der vor Ihnen liegt, das ist seit September voriges Jahr. Nun muß ich aber unter die Feder nehmen etliche Kleinigkeiten für den Kalender des hinkenden Boten (Lahr), den Aufsatz für Nord und Süd, und muß, um existieren zu können, zwei Stücke für nächste Saison leisten. Um leben zu können und meine Ersparnisse nicht aufzehren zu müssen. Denken Sie sich, Ersparnisse habe ich auch: 2500 fl. — enorme Summe!

Und da habe ich nun die krankhafte Sehnsucht, ein

Häuschen zu erwerben. Das kostet aber bestimmt das Vierfache. Soll ich das thun, soll ich das Vierteil, mein Ganzes, darangeben? Ich werde dann wieder müssen und immer wieder müssen, um das Heim zu behalten und leben zu können. Den Teufel auch, es ist das eine harte Nuß. Glück habe ich keines. Meine Arbeiten reichen nicht an die pekuniären Erfolge eines Berg und Costa hinan. Ich muß — ich sollte sehr vorsichtig sein, und doch — ich brauche einen Fleck Erde, den ich mein nennen kann.

Es ist mir so trübselig, das jetzige Reklamenwesen, da wird darauf los gelobt die und jene Erscheinung, und wenn man dann das Werk zur Hand nimmt, wie dürftig, wie ganz schal, wie handwerksmäßig. Soll da einer noch die Leute mit seinem Herzblut tränken, soll er mit ihnen das Brot hell auflachenden Humors brechen, wenn sie es zufrieden sind, den Schweiß der Akrobaten des Schreibtisches zu lecken und den Zwieback trockensten Witzes zu kauen? Könnt' ich ein anderer sein, als der ich bin, ich würd' es aus Bosheit. — Genug! Mit dem herzlichsten Gruße

Ihr Freund

L. Anzengruber.

An Rosner.

279.

Perchtoldsdorf, 1. Juni 1879.

Werter Freund!

Ich wurde wiederholt angegangen von draußen, jene Arbeiten, die in „Nord und Süd" erschienen, zu veröffentlichen. Ich habe keine Ursache dazu, falls man meine Bedingungen acceptiert, nicht darauf einzugehen, denn ich muß verdienen.

Was ist es, was wird oder soll es werden mit Ihrem Projekt der illustrierten Ausgabe? Ich kann nicht warten, sonst geht die günstige Gelegenheit, die Sachen loszuschlagen, verloren.

Meine Bedingungen sind für sämtliche Stücke, welche in „N. u. S.“ erschienen, tausend Mark nach Kurswert oder in Markscheinen. Auflage danach billigerweise vom Verleger zu bemessen.

Könnten Sie die illustrierte Prachtausgabe zu stande bringen, würde ich Ihnen raten, kaufen Sie die Skizzen.

Wenn aber nicht, so rate ich Ihnen als Freund dem Freunde, thun Sie's nicht. Ich habe es beim „Schandfleck“ ebenso gehalten und beide haben wir nichts davon. Diesmal möchte ich aber nicht mitthun, verlange daher auch nicht von Ihnen, daß Sie sich hineinstürzen.

Je nun, Wort bleibt Wort. Sie haben sich als der erste gemeldet, ich respektiere dies. Getrauen Sie sich, was Sie sich getrauen mögen, und geben Sie davon, aber baldigst Bescheid

Ihrem freundgesinnten

L. Anzengruber.

P. S. Buch müßte aber noch heuer auf den Markt oder doch Honorar früher flüssig sein, das heißt, ich brauch's noch dies Jahr.

280.

Perchtoldsdorf, 10. Juni 1879.

[illegible] Freund!

Habe Ihren Brief erhalten, und da die geträumte Prachtausgabe in den Brunnen fällt, kann ich Ihren Entschluß, den Verlag der Skizzen dennoch zu übernehmen, nicht billigen.

Sie kennen mich als sehr offenen Menschen, das heißt, ich gebe mich als Freund, ich nehme teil an Ihnen, nur Gleichgültigen gegenüber verzichte ich auf die Gabe der Sprache und die Kunst des Briefschreibens.

Sie geben sich doch wohl keiner Illusion hin, wenn Sie diesen Artikel in Verlag nehmen? Sie dürften wohl die aufdämmernde Ahnung haben, daß Sie froh sein müssen,

dabei „herauszukommen?“ Wenn Sie anders denken, so verwarne ich Sie feierlich, freventliche Träume von Absatz, Barbestellungen ꝛc. ꝛc. fahren zu lassen.

Wenn Sie jedoch von oben beregter Ahnung erfaßt sind, warum thun Sie es? „Um mich nicht ziehen zu lassen?“ Um also Anzengruber-Verleger zu bleiben.

Nun denn, ganz ehrlich und offen heraus: Sie wollen, so was man sagt, „ein Opfer bringen“. Das Honorar von tausend Mark bezeichnen Sie doch selbst als „viel Geld“. Ich habe es lediglich für meine Pflicht gehalten, weil wir doch zuerst von diesen Skizzen in Hinsicht der Prachtausgabe gesprochen haben, Sie davon zu verständigen, daß sich andere angefragt und Sie wissen, daß ich beigesetzt habe, wenn — denn, aber sonst nicht! Ich habe für den Fall, als diese Ausgabe zu stande gekommen wäre, mich wirklich der Ueberzeugung hingegeben, daß ein Geschäft zu machen sei.

Wenn Sie nun aber das Buch nur verlegen, um auch das im Verlag zu haben, um es in keine andere Hand gelangen zu lassen, so ist das ein Standpunkt, von dem aus ich die Sache nicht betrachtet haben möchte. Ich habe da einen anderen draußen sitzen, der zahlt für 'nen Band schon gedruckter Arbeiten fünfhundert Mark. Wenn ich nun von älterem und neuerem ein weiteres Buch zusammenstelle, wollen Sie da wieder mit selbstmörderischem Beginnen vorspringen und auch für diese fünfhundert Mark aufkommen?

Ich kann mir nicht denken, daß Ihnen der Sinn danach steht. Aber ich kann mich meinerseits ebensowenig entschließen, was man „zufließendes“ Honorar nennt, von der Hand zu weisen.

Es liegt also die Möglichkeit sehr nahe, daß ich den Versuch, „Gesammeltes“ auf den Büchermarkt zu werfen, jetzt von Zeit zu Zeit wiederhole. Wollen Sie da jedesmal mitversuchen? Ich weiß nicht, aber ich möchte doch nicht dazu geraten haben. Ich kann um den Verlag dieses

oder jenes Buches von einem oder dem anderen Verleger angegangen werden, ich kann meine Sachen anbieten und es dürfte sich der Fall ereignen, daß mancher, der sich einmal das Vergnügen schaffte, Anzengruber zu verlegen, ein zweites Mal darauf verzichtet.

Gut, der Mann, den ich weiter nicht kenne, hat seine Rechnung nicht gefunden, das beschwert mich wenig, sobald ich nicht an einen gebunden bin, aber sobald das der Fall sein soll, wäre es mir ein sehr unangenehmer Gedanke, etwa einem eine Reihe von Zubußen aufzuerlegen. Mit einem Worte: mich beirrt es, mich geniert's, ich bewege mich gerne frei. — Was, wenn ich einmal eine Gesamtausgabe plane? Ich thue es vielleicht bald. Ich fühle mich von ganz eigenen Symptomen behelligt, mir ist manchmal, als hörte ich Frau Atropos mit der Schere „scheppern". Auch in diesem Falle, da es sich um ein Erbe für meine Familie handelt, verlange ich ein volles Geschäft.

Sie sehen, lieber Freund, gegen unsere Zusammengehörigkeit als Autor und Verleger befinde ich mich in strammster Opposition. Als Freund können Sie mich immer betrachten.

Ich mußte Ihnen all das in diesem langen Schreibebrief auseinandersetzen, weil ich keinen Abschluß betreffs der Skizzen Sie eingehen lassen kann, der in der Voraussetzung geschieht, sich dadurch den Verlag aller Werke und Werkchen zu sichern, die ich etwa herauszugeben oder zu schreiben beabsichtige. Das kann ich als honetter Autor nicht versprechen und ich möchte nicht, daß Sie dann hinterher Ursache haben, sich zu beschweren.

Im übrigen teile ich Ihnen mit, daß ich eine Auflage von zweitausend Exemplaren im Auge habe.

Bleiben Sie unter obwaltenden Umständen auf Ihrem Vorhaben bestehen, die Skizzen herauszugeben, dann bitte ich um Ihre Verständigung, auch im Falle Sie davon absehen. Nur ein paar Zeilen.

Also, nicht bös sein und die geschäftliche Angelegenheit nicht zu sanguinisch betrachten.

Mit bestem Gruß

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

An Rosegger.

281.

Perchtoldsdorf, den 11. Juni 1879.

Verehrter Freund!

Diesmal ist Ihr Vorwurf, daß allemal Sie anfangen müssen, ein ungerechter, ich mußte doch erst abwarten, bis Sie wieder in Ihr Heim zurückgekehrt, dann hatte ich die Absicht Ihnen zu schreiben, ich habe daher bei Ihrem Herrn Verleger angefragt, wo Sie weilen. Als ich die Karte mit der Rückantwort erhielt, waren Sie allerdings schon in Krieglach, aber früher konnte ich es doch nicht wissen und dann kam schon fast unter einem Ihr lieber Brief.

Was ich Ihnen zu schreiben vorhatte, das war mit wenigen Worten gethan, und ich hole es jetzt mit nicht mehr, als zu dieser Einleitung erforderlich, nach; aufrichtig wünsche ich Ihrem neuen Hausstande das beste Gedeihen. Empfehlen Sie mich „ung'schauter" Ihrer Frau Gemahlin als Ihren Freund, Sie können das thun!*) Grüßen Sie die Kinder.

Aus Ihrem Schreiben ist mir nur die eine Stelle unliebsam aufgefallen, wo Sie von Ihrer Kränklichkeit sprechen, ich hoffe, daß Sie nun darüber weg sind. Sie sagen selbst, jetzt wird's schon besser gehen, und in dieser Erwartung möge Ihnen ein freundliches Geschick vollkommen recht lassen.

Was einen Beitrag ob groß, ob mitter ob klein anlangt, so muß ich Ihnen offen gestehen, geht es, so kommt einer, aber zusagen kann ich nichts. Ich arbeite mich jetzt hart.

*) Rosegger heiratete 1879 Frl. Anna Knaur.

Ich bin sehr abgespannt und ich weiß es wahrhaftig nicht woher. So bleiben dürfte es gar nicht, da ich für die Wiedener Bühne feste Verpflichtung eingegangen.

Gesund wären Frau und Kinder. Soweit also alles gut. Nur ich bin müde, ohne gearbeitet zu haben. Das ist nicht gut.

Wollen ja sehen.

Herzlich grüßend Ihr

L. Anzengruber.

Perchtoldsdorf bei Liesing, Hochstraße 133.

An Ada Christen.

282.

Perchtoldsdorf, den 11. Juni 1879.

Verehrte Kollegin!

Besten Dank für die Herzstärkung, die Sie mir aus Mariazell zusandten, ich hoffe, daß das Bild „g'weicht und ang'rührt" ist, sonst hat es nicht jene Kraft, welche wir Frommen von ihm erwarten.

Daß Sie mir auch einen profanen Gegenstand mitgebracht, danke ich Ihnen ebenfalls und werde ich mir selben einmal persönlich abholen. Komme jedoch nicht bloß dieserhalben, sondern weil es mich sehr erfreuen wird, Sie in Ihrer Sommerfrische zu sehen, ehe ich nach Marienbad zu gehen gedenke.

Auch für Ihr Gedicht besten Dank, es ist aber gerade kein heiterer Reiseerguß und glücklich sind jene Naturen, die, wenn sie „eingeregnet" werden, sich an einen Tisch zu setzen vermögen, die Tarockkarten in der Hand, unermüdlich, „tappend" oder „königrufend", bis selbst der Himmel, dadurch gekitzelt, wieder über sie lacht.

Da werden keine lieben Toten lebendig, keine alten Wunden reißen auf — ein paar herzliche Flüche über „Dös Hunds- und Sauweda", ein Aerger über einen aufg'haltenen „Pagatl", ein Gulden vierzig Kreuzer Verlust, das ist alles.

Daraus läßt sich freilich kein Gedicht gestalten, aber, daß unsereiner auch überall den Gedanken mitschleppen muß? Ich wollte, man lehrte mich Tarockspielen!

Mir geht obendrein das Schreiben jetzt hart von der Feder, so daß ich mich hier tödlich langweile, aber andererseits weiß ich nicht wohin vor dieser Langeweile flüchten, es kommen hierher mehr Besuche als in meinen sonstigen Landsitzen zusammengenommen einst eintrafen, bringen mir „nichts Neues“, meinen Kindern „Bäckerei“, mir samt Frau „herzliche Grüße“ und sehen wie es uns gut geht, finden mich aussehen „wie das Leben“, nun ja, wie nett sieht sich das aber auch an!

Ich renne daher alle Tage von Petersdorf über Rodaun durch den Wald nach Kaltenleutgeben hinüber, da treffe ich es manchmal so glücklich, nichts zu denken.

Ich hoffe, daß Sie sich doch wohler befinden und Ihre Stimmung nicht verregnet ist.

Waren Sie heuer schon im roten Stadl? Sonst wenn ich Sie einmal dort wüßte, stiege ich die Kaltenleutgebner Höhen nach demselben hinab.

Bitte mir den Herrn Gemahl auf das beste zu grüßen. Rufe also zum Schlusse noch „Wiedersehen“ und grüße bestens.

Ihr aufrichtig ergebener

L. Anzengruber.

An Rosner.

283.

Perchtoldsdorf, 13. Juni 1879.

Werter Freund!

Es ist selbstverständlich, daß, wenn Sie die Skizzen haben wollen, auch Sie dieselben haben sollen! Daß ich Sie von Angeboten, welche mir gemacht werden oder welche ich zu machen gedenke, in Kenntnis setze und Ihnen, wie man sagt, die Vorhand lasse, das war bei mir von vorneherein ausgemacht. Ihnen den Verlag eines Artikels, von

dem Sie sich etwas versprechen, zu versagen, liegt mir ferne. Es ist mir darum zu thun, Sie in keine aussichtslose Konkurrenz zu locken. Das war auch das Motiv meines letzten Schreibens, das Sie zu meiner Freude auch so auffaßten, nämlich „rechtschaffen, ehrlich“.

Mit den Bedingungen, wie sie in Ihrem Briefe festgesetzt sind, bin ich einverstanden. Die tausend Mark müssen meine diesjährigen Marienbader Reisekosten und dadurch verdoppelte Hauswirtschafts-Zubußen decken. Ich hätte sie somit gerne mit 30. September fällig.

Nun noch eines:

Um dem dringenden Bedürfnis eines Verlegers nachzukommen, möchte ich einen Band zusammenstellen.

1. „Polizze.“ (Kennen's eh.)
2. „Gänseliesel.“ (Roseggers Kalender.)
3. „Diebsannerl.“ (Reichskalender.)
4. „Eine Begegnung.“ (Roseggers „Heimgarten“.)

Preis fünfhundert Mark.

Reizt Sie auch dieses Programm?

U. A. w. g.

Herzlichen Gruß Ihr

L. Anzengruber.

284.

Perchtoldsdorf, den 19. Juni 1879.

Werter Freund!

Anbei den unterschriebenen Brief. Mit der Korrektur, die Sie darin finden, werden Sie ja wohl einverstanden sein? Eigentumsrecht schlöße ja die Erlaubnis zur Uebersetzung, das Recht der Bearbeitung in sich ein und das selbst einer Verwendung in einer Gesamtausgabe (freilich ohne die Briefklausel) aus. „Nach jeweiligem Tageskurse“ ist erläuternder Beisatz. Sie haben dem Briefe, den ich Ihnen zur Aufbewahrung sandte, auch noch zum Schlusse beigefügt: „Tausend Mark, zahlbar Ende September 1879 zum Tageskurse.“

Ich möchte das in bindender Form und auf den von mir festgesetzten Tag 30. September 1879 abgemacht wissen.

Was die anderen vier Geschichten anlangt, so möchte ich die für selbe entfallenden fünfhundert Mark in der Weihnachtswoche und zwar den 22. Dezember 1879 fällig haben.

Was Ihren Wunsch betrifft, ich möchte dreiviertel oder ein ganzes Jahr vergehen lassen, ehe ich wieder daran gehe ein Buch erscheinen zu lassen, so lassen Sie mich ganz ehrlich sagen, für den Augenblick wüßte ich nicht recht, wie ich es schnell anfangen sollte, einen dritten Band, der nur nach irgend etwas aussieht, zusammen zu stellen. Und mich um ein Buch mühen inmitten anderer Arbeit?! Kurz ich kann Ihnen versprechen, daß ich um ein Geringeres oder selbst um ein Gleiches mich der Aufgabe nicht unterziehen würde, Ihnen durch mich selbst Konkurrenz zu machen.

Wenn aber Crösus unter die Verleger geht! — Ich weiß nicht, ob er die Absicht hat, gemeldet hat er sich noch nicht bei mir.

Ferneres: rate ich Ihnen nicht, die Geschichten zu mischen, die in Nord und Süd tragen ein zu selbständiges Gepräge nach gewisser Richtung hin, daß die anderen daneben nicht passen.

Außer wir wollten die Geschichten in chronologischer Aufeinanderfolge unter einem Titel in einem Bande als Gesammelte Dorfgeschichten von L. A. geben, sagen wir nur „beispielmäßig"

Unter'm Brustlatz

Gesammelte Dorfgeschichten von L. A. Würden beginnen mit Polizze und mit Sündkind schließen.

Dann müßten wir Brief über Verlagsrecht demgemäß umschreiben.

Manuskripte bringe ich Ihnen nächsten Montag vormittags.

Würde zu dem einen Bande auch eine kleine Vorrede schreiben, insbesondere mit Hinblick auf die uns Realisten

häufig gemachten Vorwürfe, daß wir dem sogenannten Schlüpfrigen nicht ganz aus dem Wege, ja sogar oft nachgingen.

Also auf Wiedersehen montags.

Mit bestem Gruß Ihr

L. Anzengruber.

An Bolin.

285.

Perchtoldsdorf b. Wien, 27. Juli 1879.

Werter Freund!

Es drängt mich wieder einmal an Sie zu schreiben. Sie sandten mir Prospekt und Ausschnitt von Eckſteins „Humoristischem Hausschatz". Kenn' ich. Wurde angesungen um Erlaubnis zum Abdruck des „Gottüberlegenen Jakob". Gab sie. Man bekommt natürlich für so was nichts als — ein Freiexemplar. Es war da auch vor einiger Zeit ein Fremder aus Helsingfors bei mir. Der will für das finnische Theater „Meineidbauer" und „Ledige Hof" übersetzen. Ich werde ihm in * * * Namen die Erlaubnis erteilen. Die Czechen haben mich übersetzt, die Finnen thun's; die Kulturvölker, wo es was tragen würde, lassen's bleiben! Ich versichere Sie, es ist ein ganz eigenes Gefühl, ein eigener Kerl zu sein und hierfür viel weniger Eigenes sein eigen nennen zu können, als verschiedene ganz nichteigene litterarische Leisetreter.

Für die warme Versicherung Ihrer Freundschaft sage ich Ihnen meinen besten Dank. Es thut mir wohl, wenn auch in so beträchtlicher Ferne jemanden zu wissen, der wirklich mein Freund.

Hier am Lande geht es mir heuer so verteufelt und verzweifelt langweilig, daß ich, wenn die Kinder nicht sichtlich in der Landluft gediehen, den Tag meines Hinausziehens schon siebenfach verflucht hätte. Nehmen Sie dazu eine ganz ruhige Zeit, wie sie jetzt über dem Lande lastet,

die sanfte Reaktion vorbereitend, der sich alle die sanften Seelen im voraus unterordnen, so haben Sie den noch langweiligeren Hintergrund zu der Staffage persönlicher Langweile.

Was thu' ich? Da ich weiß, daß ich die Feder nicht einmal sträuben darf ohne von „Staatswegen" mit Titel und Stück zur Aufführung verboten zu werden, bleibt mir nichts über als Harmloses und Harmlosestes zu schreiben. Pfui über diese Verhältnisse. Nun, es soll vorläufig nichts auf sich haben, wenn es nicht gar zu lange dauert.

Sanfte Reaktion hier zu Lande, sanfte in dem geeinigten Deutschlande, oh, es ist doch zu erbärmlich! Es herrscht kein Verständnis für die höchsten und besten Interessen der Menschheit. Wir wollen, nachdem wir zwei Schritte vorgethan, wieder drei zurückthun, aber sachte, fein sachte, und da stehen, wo unsere Großeltern gestanden. Ach stünden wir lieber da, wo unsere Ureltern gestanden haben, die sich mit den Rollschwänzen köpflings an den Palmen aufhingen und mit dieser „gestürzten" Weltanschauung vielleicht das Richtige trafen.

Es ist so unergründlich langweilig, daß ich fürchte, Sie mit diesen Zeilen zu influenzieren. Ein andermal mehr, wenn ich in grimmiger Stimmung bin, jetzt bin ich in einer weichen. Was gäbe ich für einen gesunden, kernigen Fluch oder für ein auch in seiner Wiederkehr doch Abwechslung bringendes Gähnen?! Ich vermag nicht einmal das letztere wegzukriegen, es verlangt wenigstens die Bethätigung des Nichtinteresses. Ich beneide Sie im stillen, denn Sie gähnen vermutlich, wenn Sie diesen Brief lesen, aber Sie sollen es nicht besser haben wie ich.

Darum besten Gruß und schreiben Sie bald von Ihnen das Beste Ihrem Freunde

L. Anzengruber.

An Rosner.

286.

Perchtoldsdorf, im Juli 1879.

Werter Freund!

Habe „Treff-Aß“ soeben noch einmal vorgenommen, paßt mir gar nicht, stimmt im Ton zum ersten Bande unserer gesammelten Bauerngeschichten nicht, noch viel weniger zum zweiten. Es ist das ganz echter, wenn auch nicht schlechter „Kalender“ und beabsichtige ich auch — gelegentlich — alles derartige unter „Kalendergeschichten“ zu sammeln.

Die zwei Theater-„Almanächer“ werde ich Ihnen nächstens retournieren. Ist kein Bedürfnis. Und von mir selbst wünsche ich zum wenigsten zu hören. Man muß mich nennen, so nennt man mich — im übrigen kennen mich wenige Zeitgenossen und diese wenigen nicht viel.

Besten Gruß

L. Anzengruber.

An Bolin.

287.

Wien, den 27. September 1879.

Mein verehrter Freund!

Hier sitze ich denn nun wieder, nach abgelegtem Sommervergnügen und absolvierten vierzehn Tagen Marienbad, und stecke in Arbeit über Hals und Kopf. Lange schon und oft dachte ich Ihnen zu schreiben, aber einmal fehlte die Zeit und ein andermal, infolge der Abspannung, die Laune, und unter einer üblen lasse ich nicht gern Menschen, die ich Freunde nenne und dafür erkenne, leiden.

In Ihrem letzten Schreiben bemerken Sie, daß Sie sich mein Poem „Regentage“ gefallen lassen, daß das aber auch ein anderer könne. Je nun, da Sie damit einverstanden im großen und ganzen, stehe ich nicht an, Ihnen

zu enthüllen, daß ich es manchesmal für ganz angezeigt halte, dem Lesepublikum in Erinnerung resp. zur Anschauung zu bringen, daß ich das, was andere können, ebensogut kann wie diese. Ich will mich nicht berühmen „besser“, das würde über meinen Zweck hinausschlagen und ich bin so bescheiden, mich zufrieden zu geben, wenn man mich als Gleichberechtigten gelten läßt. Sie sehen, ich leiste in negativer Bescheidenheit das Menschenmöglichste.

Was Ihre freundliche Annahme um meine Werke bezüglich einer Uebersetzung ins Schwedische betrifft, so kann ich Ihnen für diese Absicht nur Dank sagen. Abgesehen von all und jeder Aussichtnahme auf einen pekuniären Ertrag, wird es mir eine Freude machen, mich im Norden bekannt zu wissen.

Seit den besagten „Regentagen“ sind erschienen: Der österreichische Volkskalender für 1880 mit den Märchen des Steinklopferhanns, der Kalender des Lahrer hinkenden Boten mit einer Erzählung „Der Verschollene“ und in Nord und Süd eine Novellette: „Sein Spielzeug“. Letzter Tage kamen bei Rosner heraus gesammelte Bauerngeschichten, Dorfgänge betitelt, zwei Bändchen. Enthalten meine bisher erschienenen einschlägigen Geschichten. Bändchen eins: Die Polizze. — Gänseliesel. — Diebsannerl. — Eine Begegnung. — Bändchen zwei: Wie der Huber ungläubig ward. — Der gottüberlegene Jakob. — Die fromme Kathrin. — Das Sündkind. Jedes Bändchen hat als Vorrede eine Plauderei, welche zwei Aufsätze ich besonders Ihrer freundlichen Durchsicht empfehle.

Was meine dramatische Thätigkeit anlangt, so schreibe ich dermalen an einer noch titellosen Posse, in welcher ein „Schreiberknecht“ die Hauptfigur. Ich bin neugierig, wie Ihnen dieser chargierte Kerl samt Umgebung gefällt. Es ist selbstverständlich Wiener Lokalposse*). Dann kommt sofort ein Stück für die Geistinger in der Hauptrolle dran. Stoff humoristisch, gleichfalls lokal. Titel etwa: „Schule

*) „Aus'm gewohnten G'leis.“

für Mädchen, Frauen und Mütter", unter welchem Sie sich alles mögliche vorstellen können und auch werden, das ich aber dergestalt auf die Beine stellen werde, daß sämtliche lustspielbedürftige Hofbühnen in Klagen ausbrechen sollen, daß sie nichts Derartiges in ihrem Genre zu besehen bekommen*).

Aus all dem werden Sie entnehmen, daß es gerade kein fruchtloses Jahr sein dürfte, dieses 1879, jedoch in Anbetracht alles dessen, was ich dahingestellt lassen muß, gilt es mir für ein mindestens halbverlorenes.

Wahrhaftig, werter Freund, ich muß schließen, mir geht der Faden aus; mehr wie je begehr' ich nach ein paar freundschaftlichen Zeilen von Ihnen, welche hervorzulocken eigentlich der Zweck dieses ist. Ich hoffe Sie wohlauf und grüße Sie als Ihr Sie hochschätzender

L. Anzengruber.

An Rosegger.

288.

Wien, 28. September 1879.

Wertgeschätzter Freund!

— — Sicher ist mir das Eine, daß der „Heimgarten" ganz auf Ihre Person angewiesen ist, bezüglich der eigenen Produktionen sowohl als auch der Leitung und Ueberwachung des ganzen Unternehmens, da ist jede Vertretung von Uebel**).

In dieser Hin- und Rücksicht muß ich es Ihnen denn ganz offen gestehen, daß es mich einigermaßen mit Befremden und Sorge erfüllt, Sie einen Weg einschlagen zu

*) „Brave Leut' vom Grund." Erst nach Anzengrubers Tod gedruckt. Stuttgart, Cotta, 1892.

**) Eine nicht von Rosegger herrührende Anzeige von Schemberas Volkskalender im „Heimgarten" hatte eine Ungenauigkeit in Betreff der „Märchen des Steinklopferhanns" gebracht, die Anzengruber in einem besonderen Brief vom 19. Juli berichtigen mußte.

sehen, der den „Heimgarten" nach und nach zu einer Monatsschrift für die katholische Bevölkerung Steiermarks machen wird.

„Mit Helfert singst du heimlich an" (frei nach Goethe).

Daß Sie sich jetzt mehr und mehr denjenen zuneigen, die einen Konservatismus in Staat und Glauben für das Volk zuträglicher halten, das will ich Ihnen nicht für übel nehmen, rühren Sie also an alledem nicht, was Sie anzutasten für abträglich halten, aber, Bester, machen Sie nicht, guten Beispiels wegen, das Kreuz, das Ihnen ja doch nichts zu bedeuten hat.

Ich sage resp. schreibe Ihnen das nicht, um Sie zu ärgern, nicht um Sie zu hofmeistern, ich schreibe es als Freund dem Freunde und hoffe, daß Sie es derart aufnehmen werden. Ich denke mir nicht, daß der „Heimgarten" gefördert wird durch diese Richtung, haben Sie seither etliche tausend, was, sagen wir nur hundert Abonnenten mehr, so sollen Sie — nicht Recht — aber Ruhe haben vor Ihrem L. A.

289.

Wien, den 5. Oktober 1879.

Sehr geehrter Freund!

Ich habe wahrhaftig alle Hände voll zu thun und weiß nicht aus noch ein und vorderhand bin ich für den ganzen Rest des Jahres dramatisch zu arbeiten gezwungen, wenn ich überkommenen Verpflichtungen nachkommen will.

Also verstimmen Sie sich selbst nicht durch ahnungsvolle Gefühle — wo nichts ist, als die Pression zu arbeiten und zwar fürs Theater, die aber dermalen empfindlich auf mich drückt.

Den „Verschollenen" kann ich Ihnen nicht verkaufen, da er erst für Jahrgang 1880 im Kalender des hinkenden Boten ist und seinen Absatz will. Es wäre das der Abmachung mit dem Verleger zuwider.

Lassen Sie mich erst aus der Not und Qual der gegen-

wärtigen Sturm- und Drangperiode heraus sein und dann schickt sich ja eins oder das andere; Angefangenes habe ich ja einiges liegen, aber — hol' mich der T — nicht daran zu denken, geschweige zu rühren, Zeit.

Ich danke Ihnen für Ihre Interessenahme an den Dorfgängen. Halten Sie mir's nur zu gute und nehmen Sie's nicht übel, wenn ich jetzt kurz und nicht einmal gut mich fassen muß.

Mit bestem Gruß

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

290.

Postkarte.

Werter Freund!

Für die Zusendung Ihrer „Lustigen Geschichten" sage ich Ihnen den besten Dank, der Gedanke sie zu sammeln war ein glücklicher, ich hoffe in Ihrem Interesse, er wird rentabel, daß er den Verleger enkouraschiert, es thut uns Autoren das not.

Mit dem besten Gruß

Ihr sehr ergebener L. A.

Wien, den 24. Oktober 1879.

An Bolin.

291.

Wien, 9. November 1879.

Verehrter Freund!

Vor mir liegen zwei Schreibebriefe von Ihnen zur Beantwortung. Einer davon lobt meinen Steinklopferhanns und ergeht sich in einer, meinem Empfinden nach, sehr unberechtigten Herabsetzung meines „Sein Spielzeug". Selbstverständlich habe ich meine Gründe, mich gegen Ihr Urteil aufzulehnen, was ich stets unterlasse, wo ich fühle, mit irgend einer Arbeit weder etwas gesagt noch gethan zu

haben. Speziell der Dialog, wie ihn die Novelle verlangt, ist in „Sein Spielzeug“ gut geführt; ich habe die Befriedigung, das anderen nachsagen zu können, und umgehe hier also das Selbstlob, das nirgends in gutem Geruche steht. Die „platte Alltäglichkeit“ im Verlaufe der Geschichte ist, im Kontraste zu dem tragischen Ausgang stehend, nur wahr und darum für viele Leser packend.

Was meine dramatischen Arbeiten anlangt, so habe ich eine Posse, Wiener Lokalposse, „Aus'm gewohnten G'leis“ fertig. Dieselbe ist nichts und soll nichts sein als Stoff für Unterhaltung einen Theaterabend über. Hat gar originelle Figuren und mehrere Couplets. Letztere betrachte ich als Flickwerk, das ein Autor nicht verwerfen soll, weil er gewissen Gepflogenheiten gegenüber nicht Anlaß hat, in Opposition zu treten, wo er nichts Besseres substituieren kann, besonders in der Posse.

Auf die Arbeit für die Geistinger freue ich mich und gehe nächster Tage daran. Ich schalte hier gleich ein, was für Sie vielleicht auch von Interesse: Gallmeyer gastiert jetzt in Deutschland und hatte in der „Trutzigen“ großen Erfolg, wie auch das Stück selbst.

Was die Erzählung anlangt im Volkskalender von Perles 1879, so ist selbe nichts weiter als Nachdruck des im Montagsblatt enthaltenen Feuilletons: „Abgesprungen und aufgetrennt, aus den Aufzeichnungen eines Weiberfeindes.“

„Dorfgänge“, neue Folge, kann keine gedacht werden, da für selbe gegenwärtig auch noch nicht ein Stück vorliegt.

Was die Erzählungen im Lahrer hinkenden Boten anlangt, so habe ich die Absicht, selbe, wenn einst eine Anzahl beisammen, in einem Bande als Kalendergeschichten herauszugeben, mit etlichem was dazu paßt. Es existieren bis jetzt dafür: Treff-Aß (ländliche Geschichte), Der Verschollene (fast Kriminalnovelle), Zu fromm (ländlich), Wie mit dem Herrgott umgegangen wird (Skizze). In all diesen Dingern hab' ich den Letztgenannten, so zu

sagen, einen guten Mann sein lassen. Die Tendenzen dieser Arbeiten liegen mehr verschleiert und nach anderen Richtungen hin, als z. B. die meisten der in den „Dorfgängen“ enthaltenen, daher ich sie nicht denselben anreihen will.

Sie versprachen mir eine weitere Shakespeare-Broschüre. Erhalten habe ich sie noch nicht. Mit einer Anfrage, ob ich heuer zweimal in Marienbad war, schließt Ihr erstes Schreiben. Nein, ich war nur einmal dort, vom 29. August bis zum 15. September. Ich gehe nun auf Ihr zweites Schreiben über.

Sie besprechen Paul Lindaus Besprechung meiner „Dorfgänge“. Wie furchtbar ich dadurch niedergeschmettert werde, daß er ganz gleichzeitig meine „katholische“ Wesenheit hervorhob, während die „Germania“ in einer Reihe von Feuilletons, betitelt „Ein gefährlicher Autor“, mich als sitten- und religionslosen Höllenbrand bezeichnet, das können Sie sich schwer vorstellen. Ich schwebte schon in der Erwartung, den päpstlichen Gregororden zu bekommen, und nun — wieder um eine Hoffnung ärmer. Verzeihe es der allwaltende Himmel dem P. L., daß er diese Hoffnung in mir erweckt, und der „Germania“, daß sie dieselbe so grausam vernichtet! Ich habe übrigens alle Ursache, Lindau für seine freundliche, umfassende Besprechung dankbar zu sein.

Mit den „Plaudereien“ geht es Ihnen anders als ihm? Na ja, sehen Sie! Im Grunde hat am Ende doch Anzengruber recht, wenn er nicht immer und immer auf einer Saite spielt. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“

Sie fragen auch an, wo und wann ich gelesen habe. Ich las vergangenes Jahr im „Verein der Litteraturfreunde“ und zwar: „Wie der Huber ungläubig ward“ und den „Gottüberlegenen Jakob“; ferner für den Leseverein der deutschen Studenten Wiens: „Das Sündkind“. Sonst habe ich nicht öffentlich gelesen.

Sie berichten mir über die Aufführung des finnischen

„Meineidbauer“. Also den Finnischen gefällt mein Stück? Ist mir eine Ehre. Daß Sie nicht schon alle meine Stücke ins Schwedische übertragen haben, brauchen Sie nicht zu entschuldigen. Ich erwarte es geruhig und wünsche, daß Sie sich darüber kein graues Haar wachsen lassen.

Ich könnte jetzt meinen Brief ruhig schließen, aus der mir innewohnenden Geradheit kann ich es jedoch nicht. Entweder ich sage Ihnen damit etwas Neues und dann Sie hoch Interessierendes, oder — ich thue es damit nicht, wenn ich Ihnen bekannt gebe, daß man mir über Hamburg weg eine mit ganz anständiger Summe Geldes gefüllte Hand reicht, und ich habe dafür nichts, gar nichts zu leisten, als den „Schandfleck“ umzuarbeiten. Ich wette, daß Sie jetzt fragen, ob ich es thue? Wahrhaftig, lieber verehrter Freund, verurteilen Sie mich nicht dazu, einen ganzen langen Brief, den ich an den Mittelsmann meiner unbekannten Freunde gerichtet, wiederzukäuen*).

Für heute bin ich ganz schreibemüde, nächstens, ich sage nicht „mehr“, doch für vier Seiten meinetwegen will ich aufkommen.

Mit bestem Gruß

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

An Rosegger.

292.

Wien, den 11. November 1879.

Verehrter Freund!

Habe durch Herrn Manz Ihre Geschichten zu Defreggers Bildern erhalten und danke Ihnen bestens dafür, wie ich auch unter einem Ihrem Verleger danke.

Ich freue mich sehr über das Geschenk und lasse es für etliche Zeit unberührt liegen, um es dann bei Muße

*) Vergl. Beilage C: „Zur Umarbeitung des Schandfleck.“

und Stimmung vorzunehmen und in einem Zuge durchzulesen.

Was ich Ihnen dann über Ihr Geisteskind, das sich in so lockender Außenseite präsentiert, zu sagen habe, werde ich Ihnen nicht vorenthalten.

Ich denke mir, daß ich den alten werten Freund Rosegger darinnen finde, und darum verspare ich mir auf eine gemütliche geraume Weile die Lektion auf, als gälte es ein Zusammensein mit Ihnen selbst.

Indes nehmen Sie meinen besten Gruß und auch der Frau Gemahlin eine Empfehlung von dem sehr ergebenen

L. Anzengruber
jüngster Possendichter Deutschlands.

An Bolin.

293.

Wien, den 21. November 1879.

Verehrter Freund!

Ich lasse meinem vorigen Schreiben an Sie das zugesagte zweite am Heutigen folgen. Ueber den „Ledigen Hof", mit welchem sich zu befassen Sie die Freundschaft haben, wird Sie beiliegendes Zettelchen bezüglich der gestellten Anfragen wohl zufrieden stellen. [Betrifft etliche kleine scenische Details und Wiedergabe gewisser Ausdrücke, hier gleichgültig.]

Für heute schließe ich. Bin sehr in Sorgen um einen lieben Verwandten, einen alten Onkel*), der am Tode liegt. Es geschieht mir sehr leid, wenn ich den alten Mann verliere.

Besten Gruß

Ihr

L. Anzengruber.

---

*) Hutschenreiter.

An Lindau.

294.

Wien, den 25. Dezember 1879.

Mein verehrter Freund!

In Ueberhäufung von Arbeit, Proben 2c. geschah es, daß beifolgende Zettel so lange liegen blieben, ich hoffe, daß Sie mir nicht wegen der Verzögerung zürnen, noch deswegen, weil eben das „Daraufgeschriebene" die Verzögerung nicht zu entschuldigen scheint, denn es hätte einem wohl gelegentlich früher einfallen können; je nun, ich getraute mir nicht noch länger zuzuwarten und beschrieb die Papiere lieber mit dem, was mir in die Feder kam, als daß ich mich darauf verlegen wollte, auf ganz besonderes zu passen, betonen sollten meine Zeilen ja schließlich nur die aufrichtige Anhänglichkeit, welche ich für Sie empfinde, und so ist die Widmung an den „Freund", so schmucklos sie an sich ist, denn doch das Richtige*).

Ich grüße Sie auf das beste, wünsche, daß Sie vergnügte Weihnachten hatten und ein froh' Neujahr Sie erwarte.

Ihr aufrichtig ergebener

L. Anzengruber.

---

*) Anzengruber schrieb auf sein Bild:

Meinem werten Freunde Paul Lindau.

Wer dieses Sein zu loben ist gewillt,
Der mag es;
Und wem es dünkt ein übel Spiel gespielt,
Der klag' es;
Und der, der gerne für vernünftig gilt,
Der trag' es.

Wien, den 25. Dezember 1879.

L. Anzengruber.

An Bolin.

295.

Wien, in der Nacht von 1879 auf 1880.

Mein vielverehrter Freund!

Am Schlusse des Jahres erlauben Sie mir, Ihnen Dank zu sagen für all das Liebe, Freundliche, Gute, das mir im Laufe desselben von Ihnen kam; möge es Ihnen so wohl ergehen, als ich es mir selbst wünsche. Für Ihr Gedenken an meinen Geburtstag sage ich Ihnen hiermit nachträglich noch Dank.

Was macht denn nun wohl unser schwedischer „Lediger Hof"? — Hier hatte ich mit der Posse „Aus'm gewohnten G'leis" ein sehr sonderliches Schicksal. Sie werden kaum im stande sein, herauszufinden, was an politischem Spasse in diesem Dinge liegt, denn Sie müßten dann mit unserer ganzen Verfassungs- und Reichsratsmisère, mit all den wunderlichen Reden und Schlagworten vertraut sein, die bei uns nun gang und gäbe werden zu wollen scheinen. Das Publikum lachte, der Kassaerfolg ließ nichts zu wünschen übrig, aber die Journale waren nicht gut darüber zu sprechen und der Direktor brach mit der dritten Vorstellung ab, — weil die Kritiken nicht günstig waren. Es liegt mir an der ganzen Affaire spottwenig daran. Ich gehe mit morgen sofort an mein neues Stück. Ist dieses erledigt, dann räum' ich noch etliche kleine Verpflichtungen aus dem Wege und gehe an die Umarbeitung des „Schandfleck".

Ob ich daher im Jahre 1880 als Dramatiker von mir reden machen werde, weiß ich nicht zu sagen. Wenn mir noch Zeit bleibt, an die Bühne überhaupt zu denken, so werde ich höchst wahrscheinlich etwas versuchen, was nicht für die Volksbühne berechnet sein wird. Ich bin mehr als je entschlossen, so viel als möglich das Kleinliche nebenan liegen zu lassen und wieder einmal aus dem Vollen heraus zu schaffen, ganz unbekümmert darum, was Direktoren und

Publikum derzeitig etwa dazu zu sagen oder nicht zu sagen hätten, vollkommen abgesehen von der Zensurbehörde.

Und jetzt, mein teurer Freund, nehme ich für dieses Jahr Abschied von Ihnen, verbleiben Sie wohlauf und verbleiben Sie freundgesinnt wie bisher Ihrem

L. Anzengruber.

An Ada Christen.

296.

Wien, in der Nacht von 1879 auf 1880.

(Anfang fehlt.) — — der Natur an die — Frauen, eine Quelle bitterer Enttäuschung, wohl auch ein Anlaß, der Weltgemeinheit bis auf den Grund zu sehen, wozu einem Manne selten in solchem Grade Gelegenheit geboten wird.

Mich aber erfüllt es mit Stolz, mit tiefer innerer Befriedigung, Sie an meinen Geschicken Anteil nehmen zu sehen, diese Ihre freundschaftliche Gesinnung erwidere ich ganz rückhalts- und vorbehaltslos und ich habe Ihnen zum Wechsel des Jahres keine anderen Worte zu sagen, als jene, welche Sie im Laufe des nun zu Ende gegangenen an mich richteten und welche mich zu tiefst verpflichteten, weil sie mich zu tiefst ergriffen. Auch Sie müßten sehr glücklich werden, wenn meine Wünsche in Erfüllung gehen würden, welche ich für Ihr Wohlergehen hege.

Ihr Sie verehrender

L. Anzengruber.

An Rosegger.

297.

Wien, den 17. Januar 1880.

Werter Freund!

Ich komme kaum dazu, Ihnen auf Ihre freundlichen Zeilen zu antworten.

Also bleibt mir nichts anderes über, als vorläufig dem Redakteur des „Heimgarten" zuzurufen: „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht" — hoff' aber, daß Sie das letztere ganz behalten.

Januar kann ich keinen Federstrich neben thun, ich muß fürs Theater arbeiten, sehr mit Abneigung — aber ich muß. Besten Gruß.

L. Anzengruber.

„Heimgarten" habe bis jetzt regelmäßig erhalten. Im letzten „Die besessene Trautel" möchte ich selber geschrieben haben — nicht weg'n'm Honorar.

An Bolin.

298.

Wien, den 17. Januar 1880.

Liebwerter Freund!

Ich stecke dermalen so über Hals und Kopf in Arbeit, daß ich wahrhaftig nicht viel mehr auf Ihr Letztes erwidern kann, als daß ich die Sendung erhalten und den Wechsel bereits einkassiert habe. Ich weiß nur nicht, wie ich Ihnen Dank sagen soll für all die Mühe, die Sie da in der ganzen Angelegenheit auf sich nehmen und nun obendrein mir dafür eine Vergütung*) zukommen lassen, wo Sie sich mühten — ich frage mich: wo bleiben Sie?

„Aus'm gewohnten G'leis" hat die Presse verlassen. Ihre sehr interessante Shakespeare-Broschüre habe erhalten. Verzeihen Sie diesmal diese Kürze, nächstens mehr!

Mit bestem Gruß

Ihr

L. Anzengruber.

---

*) Der ledige Hof.

An Schlögl.

299.

Wien, den 16. Februar 1880.

Werter Freund!

Die ganze Woche vorher sehr bewegt, Frau litt Tage vorher, heute kam ein Mädel zur Welt, Mutter und Kind befinden sich wohl.

Ich selbst habe aber jetzt derart zu thun, daß ich für eine Zeit hinaus mich noch an den Schreibtisch halten muß.

Ich werde es Ihnen zu wissen machen, wenn ich wieder nebst geistiger und leiblicher Vaterschaft Mensch sein darf unter Menschen. Besten Gruß Ihr

L. Anzengruber.

An Hr. Grünecke in Paris.

300.

Wien, den 18. Februar 1880.

Sehr geehrter Herr!

Es würde mich außerordentlich erfreuen, wenn Sie die Güte hätten, mich durch ein paar Zeilen zu verständigen, was ich zu hoffen oder nicht zu hoffen habe.

Es wäre mir lieb, jetzt in meiner Weise, was den französischen Kulturkampf anlangt, mitthun zu können; vielleicht sind die Franzosen dankbarer dafür, als es meine Landsleute waren.

Auch wäre es mir sehr erwünscht, einen Markt auswärts zu finden, so daß es mir doch möglich würde, mich vom Mußproduzieren abzuschrauben.

Ich wünsche es daher lebhaft, sobald als möglich mit Ihnen in Verbindung betreffs der Bedingnisse eintreten zu können, weil das ein Zeichen wäre, daß die Sache in das Stadium des Greifbaren zu treten beginnt.

Die Unterhandlungen mit den betreffenden Direktoren und Autoren würde ich ganz in Ihre Hände legen, überzeugt, daß Sie einen schlechten Uebersetzer — als die Sache schädigend — nicht zulassen würden.

Was Ihren wohlverdienten Anteil an dem dabei zu erwartenden Gewinn anlangt, so bin ich der Letzte, der ihn gering anzuschlagen gedenkt.

Ich grüße Sie achtungsvoll ergebenst

L. Anzengruber,
VI., Hofmühlgasse 2.

301.

Wien, den 3. März 1880.

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für Ihr Schreiben. Kann der Uebersetzer beziehungsweise der Bearbeiter nicht über die Bedenken hinweg, die Sie als der Aufführung des Pfarrers von Kirchfeld hindernd im Wege stehend aufzählen, dann ist es zwar sehr betrübend für mich und den guten Pfarrer, aber er muß dann eben von Paris wegbleiben, denn ich kann mich zu keiner Umarbeitung entschließen.

Vielleicht haben Sie die Güte und lenken die Aufmerksamkeit der maßgebenden Personen auf andere meiner Werke — Meineidbauer, Kreuzelschreiber, G'wissenswurm, Ein Faustschlag, Viertes Gebot, lauter freireligiöses und soziales Material. Mit dem besten Gruß Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

302.

Wien, den 3. März 1880.

Mein verehrter Freund!

Wenn sich, wie just, ein Stündchen schickt, das mir erlaubt, an Sie zu schreiben, so lass' ich es nicht ungenützt

vorübergehen. Ich habe eigentlich schon einen oder zwei Briefe an Sie angefangen gehabt, aber diese noch nicht mit Ihrer Adresse versehenen, daher noch nicht in Ihr unbestreitbares Eigentum übergegangenen Episteln auf kurzem Wege — nach dem Papierkorb — entzogen. Sie haben nichts daran verloren, es waren das sehr empfindsame Herzensergießungen eines Autors, der nach bald zurückgelegtem ersten Jahrzehnt litterarischen Schaffens Bilanz zog und fand — daß nicht alles gut war.

Ich fragte, warum die Welt — darunter allein das deutsche Lesepublikum verstehend — noch nach keiner Ausgabe meiner „gesammelten Werke" Verlangen trüge? Und warum kein Verleger sich von dem Wunsche beseelt fand, mir ein nicht geringes Honorar für eben diesen Artikel zu bieten? — Ich kam zum Schlusse oder eigentlich Nichtschlusse der Briefe immer glücklich dahin, beide Fragen auf sich beruhen zu lassen.

Heute stelle ich mich Ihnen dagegen in der Eigenschaft eines vermehrten Familienvaters vor. Ich habe nun drei Stück Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen. Die Mutter samt dem Jüngsten befindet sich wohl und die anderen beiden auch. So weit ist alles wohl und gut. Was übel ist, ist eben bei mir nun schon ein altes Uebel: schaffen sollen, weil ich muß, und nicht schaffen können was ich will und wie ich es will. Die Jahre vergehen darüber, und wenn etwa vielleicht dann einmal eine günstige Zeit käme, wo ich können können könnte, werd' ich's nicht mehr können können. Das ist der Teufel! Indem das aber ganz unabänderlich ist, so schick' ich mich auch darein.

Kreuz hab' ich auch mit den Theaterdamen. Geistinger ist mit dem für sie berechneten Stücke nicht zufrieden und Gallmeyer, die mich bis zu einer gewissen Schwärmerei Verehrende, gastiert nächstens hier im Karltheater in einer Komödie von O. F. Berg.

Es ist immer hübsch, als Reformator der Volksbühne begrüßt zu werden, als solcher fort in Geltung zu bleiben

und dabei eine so hübsche Sinekure ausüben, wie es bei mir der Fall ist: ich führe einen Titel, habe dabei aber nicht die geringste Verrichtung zu besorgen.

Für heute nichts weiter. Ich grüße Sie auf das beste und herzlichste. Ihr

L. Anzengruber.

An Rosegger.

303.

(Visitkarte.) (Ohne Datum 1880*).

Kann nicht kommen, denn ich habe den rechten Fuß gebrochen, und liege zu Bett.

Besten schönsten Gruß von Ihrem

umstehenden (auf der anderen Seite)

L. Anzengruber.

An Bolin.

304.

Wien, den 14. März 1880.

Mein verehrter Freund!

Was Ihr Reiseprojekt anlangt, so bin ich durchaus nicht einverstanden, daß Sie Ende August kommen und Anfang September gehen, denn mit letztem August fahre ich nach Marienbad, um erst mit 16./17. September wieder zurückzukehren.

Was Ihr Verlangen nach Theatergenüssen anlangt, so ist es um beide Termine, die Sie Ihrer Ankunft setzen, gleich übel bestellt. Mai spielt noch, meines Wissens, das Burgtheater, wohl auch die Oper, aber die anderen Theater — bis auf Karltheater und Fürsts Theater im Prater — haben geschlossen. August und September ganz die gleiche Situation, da haben die anderen nämlich noch nicht ange-

*) Am 7. März 1880 hatte sich Anzengruber den rechten Fuß gebrochen.

fangen. Ob mit 1. September eines oder das andere es wagt, ist eben sehr fraglich und dermalen noch nicht zu beantworten.

Den zweiten Termin tiefer ins Jahr hineinzurücken — wenn es angeht — und erst nach der ersten Hälfte September zu kommen, das wäre zu raten, und vom 16. bis Ende zu bleiben. Thut es das nicht, dann kommen Sie lieber im Mai. Es ist wirklich bei dieser Zeitanberaumung eine ganz „verhöllte“ Geschichte, Ihnen raten zu sollen. Daß ich mich freuen werde, Sie zu sehen, das brauche ich nicht zu versichern.

Indessen aber, werter Freund, gehen diese Zeilen an Sie ab von einem Menschen, der im Bette liegt, eine Woche in selbem überstanden hat, eine zweite und noch vier Hausarrest genießen wird. Ich bin ausgeglitten und habe mir einen Knochen des rechten Fußes gebrochen. Zürnen Sie also einem Menschen nicht, wenn er etwas konfus und zerfahren an Sie „futzelt“ (schreiben heißt das ja nicht!), da ich gegenwärtig sehr müde und abgespannt bin.

Sie werden kommen, das ist erfreulich, das halt' ich fest. Im übrigen geht mir's wie dem Wagnerschen Nibelungenzwerg Fafner, der ja an Siegfried auch das Ansinnen stellt, ihn lieber schlafen zu lassen. Schläfrig, Schmerz fast keinen. Das ist jetzt mein Totalbefinden. Ich will Sie, den Gesunden, nicht auch zur Schläfrigkeit verleiten.

Auf das beste, herzlichste seien Sie gegrüßt von

Ihrem

L. Anzengruber, geprüfter Stoiker.

An Rosegger.

305.

Karte. Wien, den 25. März 1880.

Besten Gruß! Es geht, wie's gehen kann, langsam aber normal der Genesung entgegen. L. A.

An Bolin.

306.

Wien, den 27. März 1880.

Verehrter Freund!

Fiele mir jetzt das Schreiben nicht so schwer, so würde ich mich ganz kurios bei Ihnen bedanken für Ihre betreffs meines Beinbruches kondolierenden Zeilen, welche jedoch mehr einem Gratulationsschreiben zur unfreiwilligen Muße gleichen. Ferner würde ich Ihnen auf Ihren wohlmeinenden Trost bezüglich der Gesamtausgabe antworten. Ich kann das aber auch in aller Kürze, so im Vorbeigehen. Sie meinen, fünfzig Jahr müsse ein Autor zurücklegen, dann käme seine Zeit. Je nun, ich habe so eine stille Ahnung in mir, daß ich nicht fünfzig alt werde, darum hätt' ich's gern noch beizeiten selbst geordnet.

Ueber diese Punkte nun hinweg zur eigentlichen Ursache, zum eigentlichen Anlaß dieses Schreibens: ich hoffe Sie um Pfingsten zu sehen. Der Herbst bringt keine Anzengruber-Abende, das wollte ich Ihnen zur Kenntnis bringen. Ich werde mich mutmaßlich in einer Gegend, Nähe Wiens, von Mai ab, ansiedeln und bitte Sie daher, mich genau wissen zu lassen, wann Sie kommen, damit wir alles Weitere besprechen können.

Mit bestem Gruß Ihr

L. Anzengruber.

An Rosegger.

307.

Wien, den 13. April 1880.

Mein verehrter Freund!

Mein Zustand gestattet mir bereits an meinem Schreibtisch zu sitzen, es geht jetzt in die 6. Woche, nach welcher

ärztlicher Voraussicht zufolge — mir auch das Gehen wieder möglich werden soll.

Das Schreiben, das mechanische, geht jetzt auch wieder besser von statten, „büchten mog' ich aber nit". Ich benütze die erlangte Schreibfertigkeit, um Ihnen das versprochene Gedicht meines Vaters*) mitfolgend zugehen zu lassen.

Wie geht es denn Ihnen? Ich hoffe und ich wünsche es, daß es Ihnen gut ginge.

Mit bestem Gruß Ihr

L. Anzengruber.

308.

Postkarte. Wien, den 19. April 1880.

Johann A., geb. zu Weng in Ob.-Oesterr. 1810, gest. als Ingrossist der Hofbuchhaltung zu Wien 1844 (November). Das Gedicht stammt aus dem gleichen Jahre. Besten herzlichen Gruß von dem noch immer Hausarrest habenden, im Zimmer auf einem Beine herumhumpelnden

L. A.

An Bolin.

309.

Wien, den 23. April 1880.

Mein werter Freund!

Da Sie um diese Zeit herum einen Schreibebrief von mir erwarten, so lasse ich Ihnen denselben zugehen, obwohl ich Ihnen meinen Landaufenthalt noch nicht mitteilen kann, da ich selbst noch nicht weiß, wohin ich heuer siedeln werde. Ich lasse also auf alle Fälle ein paar Zeilen im Hotel Kummer an Sie zurück. Sie können mir übrigens auch getrost unter meiner alten Adresse schreiben, da die Briefträger von meiner Ortsveränderung in Kenntnis gesetzt werden und mir die Briefe nachsenden.

*) Das Gedicht „Galilei"; wiederholt in den „Anmerkungen".

Sonst habe ich vorderhand nichts zu schreiben, was ich zu sagen hätte, ist nur der tiefgehendste Mißmut und die gründlichste Verstimmung eines Kranken. Ich hüte zwar nicht mehr das Bett, ich sitze an meinem Schreibtische, aber neben mir steht die gründlichste Langweile. Arbeiten kann ich nichts. Gelesen habe ich so viel, daß ich es nun satt habe. Ich will Sie nicht mit Ausmalung meines komplizierten Gemütszustandes quälen.

Sie herzlichst grüßend Ihr

L. Anzengruber.

An Rosegger.

310.

Wien, den 25. Mai 1880.

Mein sehr verehrter Freund!

Ihr letztes Schreiben hat mir Ihretwegen Sorge gemacht. Ich kenne zwar aus Erfahrung die Stimmung, in der man sich als Badegast, in irgend welchem Orte der Erde es auch sei, befindet, es ist eine Abspannung geistiger und leiblicher Art und ich hoffe, daß selbe wieder schwindet, so gut sie noch jedesmal bei mir geschwunden ist.

Ich arbeite für Ihren Heimgarten an einer Erzählung: „'s Hartingers alte Sixtin" betitelt, und werden Sie selbe im Juni erhalten. Sende ich Manuskript nach Krieglach? Mit herzlichem Gruße

Ludwig Anzengruber.

— — Ich siedle heuer, wahrscheinlich Ende dieser Woche, nach Weidlingau. Fuß vollkommen geheilt.

An Bolin.

311.

Wien, den 21. Juni 1880.

Mein sehr verehrter Freund!

Ihr liebes Schreiben, noch von deutscher Erde datiert, habe ich erhalten. Die Sorge um Ihre bejahrte Freun-

din*), welche Sie in diesem Briefe aussprachen, hat mich ganz eigentümlich wehmütig ergriffen. Ja, man muß darauf gefaßt sein, Liebe und Liebste einmal nicht wieder zu treffen an den Orten, wo man sie weilen und leben sah. Man muß — muß man? Gewiß, der Punkt ist der schwärzeste, düsterste im Erdenleben, man geht ihm gerne vorbei. Gehen wir vorbei. Möge Ihnen diese Freundin erhalten bleiben, so lange es möglich!

Daß Sie Friedrich Schlögl, wie er sich jetzt breit unterschreibt, F. S. wie er sich früher nannte, kennen lernten, flüchtig, bei Deubler, ist gut für alle Beteiligten, denn in der Nähe wird dieser originelle Mensch, nicht seinen Widersachern, bewahre — sondern seinen Freunden unangenehm, und man muß eine ganze Methode innehaben, um ihn genießbar zu erhalten. Aber ein Original ist er trotzdem, vielleicht eben deshalb doch. Auch ist er Personen, die er schätzt, trotz zeitweiliger Reibereien, sehr ergeben und bleibt es. Aber, wie gesagt, seine liebe Not hat man mit ihm. Ich weiß nicht, ist er noch nicht in Wien, aber sicher ist, daß er mir Ihren Gruß noch nicht übermittelt hat.

Was nun mich selbst betrifft, so mache ich im Gehen zum Sterben langweilige Fortschritte, habe nicht die mindeste Schaffenslust und befinde mich daher in der unzuträglichsten Stimmung von der Welt. Wahrscheinlich beeinflußt das Bein die Schaffenslust und diese, in negativer Form als Unlust wirkend, das Befinden des Gesamtorganismus. Gäbe es einen Teufel, der Kerl fände jetzt bei mir Beschäftigung, er hätte alle Augenblick was zu holen, ob lohnend für ihn, weiß ich nicht.

Hoffentlich kriegen wir bald konstanten Sonnenschein, was mir sehr lieb wäre; vielleicht gediehe dann auch etwas bei mir. Jetzt hab' ich keine Idee, als der Volksbühne auf

---

*) Eine Jugendfreundin von Bolins Mutter, viele Jahre in Stuttgart angesiedelt, wo sie 1896, mit 91 Jahren, starb.

eine Zeitlang den Rücken zu kehren, und die andere, mir für die Bearbeitung des „Schandfleck" gut Zeit frei zu halten. Ich könnte, so wie jetzt gestimmt, nicht daran gehen.

Für Ihre Freundschaft meinen tiefstgefühlten Dank. Sie mußten diesmal mich abgespannten Menschen ertragen. Hoffentlich bringen wir's 's nächste Mal — wenn es auch nicht gar zu nah ist, dieses nächste — doch frohen Mutes wieder ein.

Mit herzlichem Gruß Ihr

L. Anzengruber.

An Schlögl.

312.

Weidlingau, den 19. Juli 1880.

Werter Freund!

— — Was Ihre Furcht anlangt, daß sich gegenwärtig irgend jemand in der Lage befände, mich in der Arbeit zu stören, so ist dies leider ganz und gar unmöglich, da ich gar keine Disposition zum Arbeiten habe, mein Fuß thut, so ich ihn wie ein anderer Mensch gebrauchen will, verdammt wehe, daher leibliches Humpeln und geistiges Lahmliegen. Es ist besser, nichts davon zu reden und zu schreiben. Ich muß mir selbst zu freundschaftlichem Briefverkehr ein' Rand annehmen. — —

Ihr Sie schätzender, freundgesinnter

L. Anzengruber.

An Bolin.

313.

Weidlingau, den 3. August 1880.

Mein verehrter Freund!

Längst hätte ich schon gerne auf Ihr freundliches Schreiben geantwortet, wenn ich nicht gerade meine tintenscheue Periode gehabt hätte, die ist nicht zu verwinden;

also mußte ich es lassen, bis wieder die Zeit käme, wo ich schreibfertiger werde.

Sehr erfreute mich Ihre Zufriedenheit mit Ihrer Insel *). Ich wäre auch lieber auf einer anderen. Das Menschenpack, das einen in solchen Sommerfrischen nahe der Stadt umgibt, ist geradezu betrübend. Wenn ich nicht schon des Teufels wäre — das wird bei Frommen ausgemacht sein und es ist recht so, denn ist es immer gut, zu wissen, wem man angehört — wenn ich also nicht schon des Teufels wäre, so könnte ich es hier werden. In dem Gasthause, das ich hier besuche, sammelt sich immer ein Tisch voll Geldprotzen, die mit Tausenden und Häusern (alles Plural), die sie besitzen, nur so herumwerfen, daß einem Menschenkinde, das nichts besitzt, ganz bange in seiner Haut wird. Aber daß diese Kerle trotz alledem raunzen, daß sie gar keinen Gebrauch von ihren Gütern zu machen wissen, daß sie sich nachmittags hinsetzen, um Karten zu spielen, nur um nicht zu vergähnen vor eigener Langweiligkeit und Nichtigkeit, das versöhnt einen wieder, nicht mit dem Geschick — das bleibt bei alledem dumm —, sondern mit der „Existenz" dieser Geschöpfe.

Langsam fange ich wieder zu planen und zu entwerfen an. Unter anderem habe ich auch die Absicht, Stoffe, die ich für die Bühne der Zensur halber nie herauszukriegen hoffen kann, frischweg in Romanform zu bringen. Ein Dramatiker, der mit etwas nicht auf die Bretter gelassen wird, ist mir allzeit her eine der betrübendsten Erscheinungen gewesen, und Stücke schreiben, um sie einmal auf bessere Zeiten nachzulassen, das halte ich für sehr unbescheiden. Erst die Wirkung auf die Zeitgenossen, dann, wenn die Nachkommen Geschmack daran finden, soll's ihnen ja vergönnt sein. Unter diese Stoffe gehört „Tartuffes selige Erben".

---

*) Vorübergehender Sommeraufenthalt Bolins am Finnischen Meerbusen.

Sie sehen also, daß es sich wieder bei mir rührt und regt, und das wollte ich Ihnen, dem teilnehmenden Freunde, in aller Selbstfreudigkeit mitteilen. Sonst aber weiß ich dermalen nichts von Interesse. Ich wünsche Sie recht wohlauf und grüße Sie auf das beste und herzlichste. Ihr treuergebener

L. Anzengruber.

An Ada Christen.

314.

Weidlingau, den 3. August 1880.

Verehrte Freundin!

Ihre freundlichen Zeilen samt Beilage habe ich erhalten, sage Ihnen für beides Dank; wie ich in Verlegenheit komme, wenn man mich lobt, so kann ich andererseits keine Komplimente machen, aber in Wahrheit, die drei Gedichte haben mir Freude gemacht, wie alles, was mich anspricht. Sie sind schön!

Die Stimmung, die durch selbe zieht, das poetisch Weh- und Schwermütige wünschte ich nicht weg, Ihre eigene persönliche sähe ich gerne besser. Lachen lernt man freilich nicht, am schwersten lernt sich's von lachenden Leuten, am ehesten noch kommt man dazu bei ernsten wohlangelegten Charakteren, wenn man sie in aller Gravität die schönsten Dummheiten begehen sieht. O, was ist so eine ernstangelegte, feierlich durchgeführte Albernheit wert.

Ja freilich, in Weidlingau wäre es sehr hübsch gewesen, aber die Menschen verschandeln die Gegend.

Was sagen Sie dazu? Dreimal schon war ich in Purkersdorf. Ist auch eine Leistung für mein Haxl.

Im Grunde meiner Seele oder meines Gehirns, meiner Phantasie — nach Belieben — dämmert es von Plänen und Gestalten und bald — ich vermag nur nicht zu sagen — wie bald —, so kann's losgehen.

Für die Bühne, Volks- oder andere, werde ich aber heuer mir wohl keine Zeit nehmen.

Uns allen — von Frau besten, herzlichsten Gruß — erginge es so weit leiblich wohl, aber Blondköpfchen bekam die Flecken und macht uns einige Sorge. Hoffentlich gibt sich's bald wieder.

Sie lacht „Ada disti drissi" (heißt: grüßen).

Da ich für heute weiter nichts weiß zu berichten noch zu fragen, so thue ich hiermit dasselbe

Ihr aufrichtig ergebener
L. Anzengruber. Marienbader Zimmerkurier.

315.

Weidlingau, den 12. August 1880.

Hochverehrte Freundin!

Für Ihr Freundliches besten Dank. Unser armes Blondköpfchen hat wohl dermalen die Flecken glücklich hinter sich, aber nun beginnt es wieder mit den Augen.

Sorge und kein freundlicher Sonnenblick dazu, grau in wallendem Regenschleier liegt draußen die Welt und ganz leer und abgeschmackt wird einem dabei bis in die tiefste Seele hinein.

Dauert diese Staffage noch eine Weile fort, dann halte ich nicht lange mehr hier aus, sondern ziehe nach Wien hinein, wo ich mich selbst bei ungünstigem Wetter innerhalb meiner vier Wände behaglicher fühle, dort drängt es mich wenigstens mehr zur Arbeit, denn dort bin ich nicht zur Erholung.

Aus den Zeitungen ersehe ich, daß Frau Gallmeyer mit Herrn Franz Steiner abgeschlossen hat und wohl in einem Bergschen Stück ihr Engagement antreten wird.

Ich habe das, wie gesagt, aus den Zeitungen, aber — ich glaube doch daran.

Es liegt allerdings ein Stück vor mir, dem Frau Geistinger die „Nähterin" vorzog im Wiedener Theater. Richtig. Aber weder von Direktion noch von der feschen Pepi habe ich irgendwelche An- oder Nachfrage erfahren. Es ist mir dies allerdings insofern lieb, als ich kein Stück

zu schreiben beabsichtigte, aber es ist bezeichnend für den Standpunkt, den man mir gegenüber einnimmt.

Rein unnötig geworden!

Wie ermutigend für Talente das ist, wenn man nach zehnjähriger, ehrlicher Arbeit dahin kommt. Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen, ich leide nicht unter diesem Faktum, ich werde nicht deshalb blässer und zehre ab, was ich von Körperumfang verliere, das ist kreuzbrünnliche Leistung, ich konstatiere bloß, daß dem so ist.

Ich kann ja auch ein bissel erzählen und das geht ohne Aerger ab, höchstens ein Bürstenabzug mit haarsträubenden Satzfehlern kann die ruhige Seele ein wenig aus dem Gleichgewicht bringen, da helfen aber ein paar wohlangebrachte Flüche und man fühlt sich erleichtert und gekräftigt. —

Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mich durch Ihre Briefe Interessantes gleichsam miterleben lassen, so einen tollen Grafen, wie Sie dort fanden, hat man nicht allerorten. Es gibt denn doch auf Erden mehr verdorbene, zerquälte Seelen, als gerade, gesunde, und wenn der Mensch ein Mörder wäre, so wäre er durch die Zernichtung seines Wesens, zu der ihn das Bewußtsein seiner That trieb, immer noch besser, größer angelegt, als die platten Schufte, die in aller Sicherheit vor einem besseren Selbst, das sie nie besaßen, sündigen.

Die Nische zu besuchen, ist mir nunmehr schon zweimal durch das Wetter unmöglich gemacht worden, obwohl der Fuß sich jetzt bescheidet, bescheidentlicher weh zu thun, als anfangs, so ist es doch gerade immerhin noch genug, um einem einzelnen Menschen das Gehen zu verleiden.

Vom Sitzen im Freien wäre ja ohnehin keine Rede. So sitze ich denn hier und lese, lese und lese.

— — — — — —

Mit den besten Grüßen von uns beiden
Ihr Sie hochschätzender
L. Anzengruber.



Rosner.

316.

Weidlingau, 10. September 1880.

Werter Freund!

Als Sie mir seiner Zeit untersagten, ein Buch vor Ablauf des Jahres nach Erscheinen der „Dorfgänge" herauszugeben, wozu Sie allerdings das Recht hatten, da beschloß ich meinerseits, mich nicht erst wieder in der zwischen uns üblichen Weise herumzustreiten, nach welcher Sie ein Werk von mir nicht gerne wo anders erscheinen sehen wollen, wenn Sie sich auch keinen pekuniären Erfolg davon versprechen, während ich Sie von dieser wenig lukrativen Verlegerlaune immer abzureden versuchte, und meinte, wenn es schon zum „Reinfallen" wäre, so lassen Sie dies einmal einen andern versuchen. Diesmal habe ich die Skizzen „Bekannte von der Straße" einem anderen in Verlag gegeben und bitte Sie, derohalben nicht böse zu sein und dem anderen (Albrecht in Steglitz) das bißchen Verlag zu gönnen.

Dagegen habe ich Ihnen davon Mitteilung zu machen, daß ich an die Bearbeitung des „Schandfleck" in jenen Partien, welche in der Stadt spielen, gehe, indem ich auf den ursprünglichen Plan zurückgreife, nach welchem sich das Ganze auf dem Lande austrägt. Das Honorar für diese Arbeit wird mir von anderer Seite vergütet, damit brauche ich dem Verleger gar nicht zu kommen. Was meinen Sie hierzu?

Mit 15. d. Mts. dürften wir von hier wieder nach Wien übersiedeln. Nach all den Freuden und Genüssen, welche der Sommer brachte, ein wünschenswertes Ereignis.

Mit bestem Gruß

L. Anzengruber.

An Rosegger.

317.

Postkarte. Wien, den 17. September 1880.

Mein verehrter Freund!

Es thut mir sehr leid, von Ihnen hören zu müssen, daß Sie leidend seien. Mir geht es bei schönem Wetter gut, bei üblem mühselig. Ich bin soeben vom Lande hereingezogen und finde hier Ihre Karte vor. Erfreulich wäre es mir, wenn Sie kämen. Plauderstunden können Sie sich anschaffen, wo Sie sie haben wollen.

Besten Gruß L. Anzengruber.

An Bolin.

318.

Wien, den 13. Oktober 1880.

Mein verehrter Freund!

Die Hand vor das Auge gedrückt, vor tiefer Scham, die mich erfaßt, schreibe ich das obige Datum — Sie sehen, ich habe es infolgedessen auch nachbessern*) müssen — denn ist es möglich, daß seit Ihrem letzten lieben Schreiben schon zwei Monate vorüber sind? Ja, es ist nicht nur möglich, es ist sogar gewiß.

Denken Sie aber nicht, daß ich andererseits gutgemacht hätte, was ich da gesündigt, nein, ich bin ganz des Teufels gewesen, ich habe für die Magdalen' nichts gethan, ich habe mich anderweitig bis über den Hals in Arbeit gestürzt und mir nicht Zeit genommen, auszugehen oder an liebe und liebste Freunde zu schreiben.

Dieser Tage aber habe ich an den Mittelsmann geschrieben, mir die zweite Rate erbeten des Honorars, die auch, den Abmachungen nach, vorhinein fällig ist, und sobald ich diesen Betrag in der Tasche habe, werfe ich alle

*) Die Ziffer scheint anfänglich eine 10 gewesen zu sein.

andere Arbeit beiseite und alle anderen Besteller zur Thür hinaus und gehe an meine Aufgabe*).

Ich mußte erst ein wenig wieder meine Feder versuchen, ob sie nicht rostig geworden, ob die Tinte nicht eingetrocknet, und so habe ich rasch ein paar kleinere Arbeiten bäuerlichen Genres geleistet: Der Sinnierer, Skizze, und Der starke Pankraz und die schwache Eva, Erzählung, um mich etwas einzuschreiben.

Was meine Mobilität anlangt, so denken Sie zu gut von meinem schlechten Fuße, aber er geht in sich, er zeigt nicht mehr mit so peinlicher Genauigkeit das Wetter an, wofür auch für ihn kein Dank zu haben ist. Es wird jetzt mit dem Gehen gehen.

Im übrigen geht es mir wohl. Ich ordn', ich sichte, und wie Sie wohl merken, bin ich sehr schreiblustig. November erscheint das Buch: „Bekannte von der Straße", sechs Genrebilder, fünf in der „Heimat" erschienen, eins im „Pester Journal".

Sie können es vielleicht nicht glauben, ich weiß es mir auch nicht zu erklären: woher? — aber ich bin Großstädter mit Leib und Seele. Die ländliche Ruhe ist nichts für mich, die stört ein hausierender Slowak, wenn er im Hofraum schreit; der Straßenlärm Wiens beirrt mich gar nicht. Ich könnte höchstens das Land, weitab von Wien und in wechselndem Verkehr mit meinen Bauern, nicht auf einem Flecke, lieb gewinnen.

Mein verehrter Freund, ich habe Sie jetzt lange, nicht nur auf einen Brief — das würden Sie ja gern verzeihen — ich habe Sie aber auch auf das andere warten lassen, Sie sollen aber nun öfter von mir hören, in den Pausen der Arbeit werde ich oft durch letztere Anlaß gewinnen, Ihnen zu schreiben.

Ich grüße Sie auf das herzlichste.

Ihr

L. Anzengruber.

---

*) Umarbeitung des „Schandfleck" (s. Beilage C).

An Rosegger.

319.

Wien, den 22. Oktober 1880.

Mein verehrter Freund!

Der „Herrgottschnitzer“, den Sie mir in der wenig freundschaftlichen Absicht, mir ein belehrendes Unbehagen einzuflößen, anzusehen zumuten, wird wohl hier in Wien kaum zur Darstellung gelangen, was ich nicht bedauere.

Nach „Nachahmern“ hat es mich nie gelüstet, sondern nach Nachtretern, nicht meine Art und Eigenheit, meine Richtung empfehle ich zur „Nachfolge“, nicht meinen Gang, sondern den Weg, den ich nehme. So ist's, seh'n S'!

Uebrigens hat es mich sehr erfreut, bei dieser Gelegenheit einen Brief von Ihnen zu erhalten; ich hoffe Sie wohler, da ich sehe, daß Sie wieder etwas so anzuregen vermag, daß Sie sogar einige Zeilen daran wenden, sich auszusprechen, auf das hin vergebe ich dem „Herrgottschnitzer“ alle seine Sünden.

Ich grüße Sie auf das herzlichste.

Ihr Freund L. Anzengruber.

An Bolin.

320.

Wien, den 19. Dezember 1880.

Mein vielverehrter Freund!

Dies ist auch der letzte Brief, den ich in diesem Jahre des Unheils an Sie richte. Dasselbe endet für mich und meine Familie so böse wie es begonnen; ich wollte es wäre schon vorüber: gestern haben wir unser Kleinstes begraben.

Meine Frau ist von dem Verluste ganz niedergeschlagen. Es thut wehe, ein so kleines Ding, das ein erstes Verständnis für Liebe und Sorgfalt, die man ihm entgegenbringt, gewinnt und in seiner Art dafür sich erkenntlich zeigt, erkranken, sterben zu sehen und es in die Erde

betten zu müssen. Die bekannten Trostgründe, ach man kennt sie ja alle, den Wert des Lebens, man schätzt ihn ja selbst richtig, Gewinn und Verlust geht Null für Null auf, — und doch, ein natürliches Gefühl sträubt sich gegen alle praktische Vernunft und geschulte Weisheit. Man trägt es, wie man alles trägt, nicht wollend, noch wissentlich, sondern bemüßigt. Es ist mir eine Genugthuung, wenn ich jetzt wo einen Menschen, an dem ich Teil nehme, gegen dieses Mißgeschick sicher weiß: Sie, verehrter Freund, kann das nicht treffen, und das freut mich.

Ich werde mich nächster Tage wieder hinsetzen und die Feder zur Hand nehmen, das thu ich wie in Freud so in Leid, das macht erstere tiefgreifender und hilft über letzteres hinweg.

Das Beste Ihnen zum Jahreswechsel! Es grüßt Sie Ihr herzlich ergebener L. Anzengruber.

An Lindau.

321.

Wien, den 25. Januar 1881.

Sehr verehrter Freund!

Ich stecke ganz abscheulich in Arbeit drinnen, so daß es mir schwer wird, Ihre freundlichen Zeilen beantworten zu können, ich thue es daher mit einiger Schreibescheu, durch diese wenigen Zeilen, indem ich Ihnen das gegebene Versprechen wiederhole, Ihnen noch im Ver-, d. h. vor Ablauf des ersten Viertels dieses Jahres einen Beitrag zu liefern, welcher selbstverständlich, wie verkürzt ich auch in der Zeit mich fühle, Sie in der „Qualität des Gebotenen“ nicht verkürzen soll.

Ist dieses arbeitüberbürdete Quartal erst vorüber, dann gedenke ich Zeit zu finden, wieder öfter Ihrer zu gedenken, der Sie mit so freundlicher Nachsicht meiner gedenken.

Mein Fuß ist zwar geheilt, zeigt aber mit ganz unerwünschter Genauigkeit jeden Witterungswechsel an, wenn

er sehr bös wird, stellt er auch die Kopfarbeit „bei Fuß“; im übrigen wird es damit, wenn auch langsam, doch fortschreitend, besser. Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr treu ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

322.

Wien, den 31. Januar 1881.

Mein liebwerter, verehrter Freund!

Heute erst komme ich dazu, Ihnen auf Ihre beiden Schreiben vom 5. Dezember v. Jahres und vom 1. des Mts. zu antworten. Welche Abhaltung ich hatte, auf Ihr Vorletztes einzugehen, das wissen Sie ja.

In dem Briefe, wo Sie dieser noch unfertigen Arbeit, zu meinem lebhaften Vergnügen, volle Berechtigung zusprachen, erwähnen Sie auch des etwas mäßigen Eindruckes, den Weilens „König Erich“ auf Sie machte, und zugleich — ich hoffe, es geschah nicht aus Bosheit — sprechen Sie über L'Arronges „Doktor Klaus“ Ihre Verwunderung aus. Daß seine Werke gefallen, ist aber kein Rätsel, das liegt in dem heiligen Philisterium, das über ganz Deutschland gebreitet, vor jedem ungewöhnlichen Wort, vor jedem kecken Witz, vor jeder ungeschminkten Menschennatur erschrickt und sich nur in ungemeines Behagen hineingeschläfert fühlt, wenn man ihm gleich schlafmützige Gesellen tragierend oder komödierend vorführt. Und dieses Einschläfern ist ein Amt, das seinen Mann ernährt. Natürlich wird auch solch ein Mann nicht nur in den unteren Ständen geachtet, der Erzphilister von dem anderen, sondern er wird auch von den Höheren und Höchsten protegiert; er ist ja so ein anspruchsloser Mensch, er lebt nur von der „Kunst“, er vermengt diese nicht mit verderblichen Elementen, er treibt nicht Aufklärerei, nicht Sünden und Schwächen erklärende Psychologie, er — ach, er thut eben nichts, gar nichts, und

das ist so schätzenswert an ihm. Er weiß, ein Theaterstück, das ist ein Ding, das auf dem Theater von Darstellern vorgeführt werden soll, und so schreibt er denn ein „Stück", wo der Herr Schauspieler N. und die Frau Schauspielerin X. so sprechen, agieren und solche Dinge auszuführen haben wie eben Schauspieler es gewohnt sind und das Publikum von denselben zu sehen gewohnt ist, ohne daß deshalb ein Mensch auf der weiten Welt so sprechend, agierend und solche Dinge ausführend anzutreffen sein dürfte.

Was die in Ihrem zweiten Schreiben erwähnte von P. Lindau in der „Gegenwart" besprochene Komödie betrifft, so habe ich wohl die ganze Besprechung sehr aufmerksam durchgelesen; wenn ich Ihnen aber sage, daß ich schon jetzt mich auf gar nichts mehr von dem ganzen Referate entsinnen kann, so können Sie daraus entnehmen, wie wenig Interesse der Gegenstand für mich hatte, und daß ich keinen Augenblick, auch nicht unter der Lektüre, daran dachte mich mit bewußter Bearbeitung zu befassen.

Allerdings gedenke ich aber, wenn es im Laufe dieses Sommers mir beschieden sein sollte, Zeit und Stimmung dazu zu finden, wieder 'mal ein Stück zu schreiben, diesmal aber nicht für die Volksbühne. Fürchten Sie jedoch keine weitere „Elfriede".

Auf Ihre Arbeit, Verhältnis Shakespeares zu Grillparzer — pardon, umgekehrt — freue ich mich recht sehr. Ja, hinter dem alten Herrn steckt der wirkliche und wahrhafte Oesterreicher von damals, wie er durch den Wiener, Prager repräsentiert wurde; das ist nicht vereinzeltes Denken, das ist Denken, wie es die Wiener von damals, die verständigen, kunstsinnigen Stände, versteht sich, in ihrem Innersten verschlossen trugen. Grillparzer ist der vorgeschrittensten einer dieses nun in unseren Tagen aussterbenden Geschlechts. Vor drei Jahren starb mir ein alter 80jähriger Onkel, der gehörte auch dazu*).

---

*) Hutschenreiter. S. o. Brief an Ada Christen, Nr. 271.

Ueber die Aufführung von Antonius und Kleopatra in Stockholm*) benachrichtigen Sie mich wohl seiner Zeit? Für Ihre liebenswürdigen Bemühungen um mich „jungen Schweden" seien Sie, wie für alles, was mir von Ihnen schon Freundliches kam, aufs herzlichste bedankt.

Für diesmal nehme ich von Ihnen Abschied. Erhoffe freundliche Antwort und werde nicht mehr so lange auf die meine warten lassen.

Ihr treuergebener

L. Anzengruber.

An Rosegger.

323.

Wien, den 11. Februar 1881.

Sehr verehrter Freund!

Ich ergreife den doppelten Anlaß, erstens: daß mir „Heimgarten" diesen Monat nicht zugegangen, zweitens: daß ich von Hartleben nicht ein Heft Ihrer Werke (wie Sie gütigst mir versprachen, sollte ich alle kriegen) zugeschickt erhielt, drittens: um diese Zeilen an Sie zu richten, denn ich möchte auch ein paar von Ihnen erhalten, um zu wissen, wie es Ihnen geht. Mir geht es leidlich. Mein Fuß spielt zwar „Barometer", mein Kopf ist zwar durch Arbeitsüberhäufung in Anspruch genommen, aber der Rumpf ist soweit von zufriedenstellender Lebensäußerung, als er sich nichts Uebles merken läßt.

Ich grüße Sie aufs beste

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

324.

Wien, den 14. Februar 1881.

Verehrter Freund!

Ich sende Ihnen anbei den — selbst mir — sehr interessanten Artikel zurück, ich fand nur das wenige Neben-

---

*) In W. Bolins Bearbeitung.

bemerkte darin zu berichtigen. Was das Unerklärliche in meiner Produktionskraft betrifft, so bin ich mir selbst dahinter gekommen, daß ich als unruhiger Geist mit stets abspringender Phantasie immer und allzeit aus flüchtigen Begegnungen und wechselnden Bildern mehr Anregung zog und bleibendere Eindrücke gewann, als im ständigen öfteren Verkehr und dauernder Umgebung; daß ich aber in solcher Weise genügend oft mit Bauern zusammenkam und ihre Hausungen besuchte, das ist sicher, freilich verschwindet damit die mystische Umhüllung und für Darwinsche Theorien geht ein hübscher Erweis verloren, aber Wahrheit über alles!

Mehr Geleitzeilen kann ich für diesmal nicht beigeben und auf eine schreibseligere Stunde wie diese will ich nicht warten, damit Sie samt Artikel nicht mitwarten müssen. Ich grüße Sie aufs herzlichste.

Ihr freundgesinnter L. Anzengruber.

325.

Wien, den 4. März 1881.

Verehrter Freund!

1. Haben Sie wohl Ihren, von mir durchgesehenen Pfarrer von Kirchfeld-Artikel erhalten?

2. Denken Sie doch daran bei Ihrem nächsten Schreiben und teilen Sie mir die Stelle wortgetreu mit, derowegen man das Heft des „Heimgartens" konfiszierte.

3. Teile ich Ihnen mit, daß Sie, wenn es Ihnen gelegen ist, nunmehr „Ein Verschollener" aus dem Lahrer Kalender zum Abdrucke im „Heimgarten" bringen können, ich habe mir vom Verleger das Recht erwirkt, die betreffenden Artikel ein Jahr nach ihrem Erscheinen weiter verwerten zu dürfen.

4. War meine Frau krank, befindet sich dermalen aber wieder wohl, hoffe es wird dies mit Ihnen und den Ihren auch der Fall sein.

5. Grüßt Sie aufs beste

Ihr freundgesinnter L. Anzengruber.

An Lindau.

326.

Wien, den 12. März 1881.

Sehr geehrter Herr und Freund!

„Der Worte sind genug gewechselt" — und lange genug hat es gedauert, aber früher hab' ich's nicht fertig gebracht; empfangen Sie anbei den versprochenen Beitrag für „Nord und Süd" Der Einsame. Eine Erzählung. Möge sie Ihren Beifall und den Ihres Abonnentenkreises finden, des Segens der „Germania" bin ich gewiß!

Ich grüße Sie auf das herzlichste und beste und wünsche aufrichtig, daß Sie die „Calderonische Preisrichterstelle" in guter Gesundheit überdauern.

Ihr Sie schätzender

L. Anzengruber.

An Bolin.

327.

Wien, den 5. April 1881.

Mein sehr verehrter Freund!

Es ist schon lange her, daß ich nicht an Sie geschrieben habe. Ihr letztes Schreiben datiert vom 5. Februar, es verstimmt mich jederzeit, wenn ich mich über einer solchen Unterlassungssünde betreffe, abgesehen davon, daß ich auch sonst ein sehr sündiger Mensch und Freund bin. Ich tröstete mich im stillen, daß Sie, Ihrem Letzten zufolge, selbst sehr beschäftigt, nicht so genau mir Wochen nachzählen werden, und jetzt sind es Monate geworden.

Und in diesen Monaten, was habe ich gethan? Gearbeitet wohl, aber Zeit vertrödelt. Kleinigkeiten, ich mußte sie erledigen, Zusagen, ungeschickterweise gegeben, sie mußten eingehalten werden. Da war P. Lindau, der warb für Nord und Süd; er ist einer meiner wärmsten Förderer, lange habe ich ihm nichts geschickt, es mußte daran gegangen

werden und kein Mittelgut durfte es sein. Nun, Sie werden ja das Ding zu verkosten kriegen.

Sie schreiben auch über Schlögl, der in seinen Briefen über die zwischen mir und ihm eingetretene Entfremdung sich bedauernd äußert. Nun da haben Sie ihn, wie er leibt und lebt. Eine Entfremdung war zwischen mir und ihm gar nie eingetreten. Vor einem Jahre, als ich mit meinem gebrochenen Beine daniederlag, besuchte er mich einmal; daß wir uns seither nicht wiedersahen, liegt lediglich an ihm. Zu meiner höchsten Befremdung mußte ich zu einer Zeit, wo ich kaum den Gebrauch meines Fußes wieder erlangt hatte, also doch niemand fordern konnte, daß ich ihm einen Besuch mache, von anderen hören, daß Schlögl sich äußerte: ich wäre ihm feind. Ja, alle Wetter, wer sagte ihm das, was that ich da dazu? — Neuerer Zeit bestärkt ihn natürlich mein Umgang mit V. K. Schembera, der allerdings den Schlögl so wenig leiden mag wie dieser ihn, in seiner Meinung. Das geht ja aber weder mich noch ihn etwas an, ich kann doch mit beiden verkehren? — Sie sehen also wie wunderlich der Mann ist, und haben ganz recht gethan, sich in dies Thema nicht einzulassen. Daß er in seinem Fache sehr Beachtenswertes geleistet hat und, gerade in guter Laune befindlich, sogar bis zu einem gewissen Grade liebenswürdig zu sein versteht, soll ihm nicht bestritten werden.

Auf Wilbrandt zu kommen, von welchem Sie berichten, daß Sie ihm Anregung und Stoff zu „Robert Kerr" gegeben haben, was sagen Sie denn zu „Robert Kerr"? Mir dünkt die Arbeit eine seiner schwächeren.

Indem ich hoffe, daß Sie wohlauf sind, schließe ich für diesmal und grüße Sie aufs beste

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

An Rosegger.

328.

Karte. Wien, den 13. April 1881.

Verehrter Freund!

Ich bin bereits im Besitze der ersten 3 Bände Ihrer Werke, sage Ihnen **besten** Dank und grüße Sie herzlichst.

Ihr Kirchfelder.

An Bolin.

329.

Wien, den 8. Juni 1881.

Mein verehrter Freund!

Ihr letztes Schreiben begann mit einer traurigen Nachricht. Ich erwähne das nur, nicht um auf selbe zurückzugreifen, es sind wieder zwei Monate nahezu seit Empfang Ihres Briefes dahingeschwunden, ich mache daher von seinem trüben Eingange nur Erwähnung, um Sie nicht glauben zu lassen, ich hätte ohne Teilnahme für Sie über diese Zeilen hinweggelesen.

Die Ereignisse erschreckten Sie — — — auf das tiefste, Sie nennen es „eine fluchwürdige Demütigung, daß Menschenwillkür so tiefgreifenden und nachhaltigen Einfluß soll üben dürfen“. Worin Sie auch diese Willkür sehen wollen, Menschenwillkür war es allimmer, was nicht nur Geschichte machte, sondern auch Entwickelung und Fortschritt verdarb und zertrat. Vernunft in dem Sinne, daß die treibende Kraft in Völker- und Menschheit-Entwickelung immer stetig nach einer Richtung weist und abgelenkt zu derselben rückkehrt wie eine Magnetnadel, mag man allenfalls in dem Ganzen, Großen ausfinden, im Kleinen sicher nicht. — — —

Sie haben nun wohl unterdem Calderon wieder beiseite gelegt. Bei Erwähnung dieses großen katholischen Spaniers erinnern Sie mich an den „Richter von Zalamea“. Ich kann bei Heiden borgen, bei alten und bei neuen,

meinetwegen auch bei Christen, bei Juden, bei Türken, bei — Fetischanbetern aber nicht. Es ist mir ganz unmöglich für diesen „ollen“ Spanier ein anderes als ein antiquarisches Interesse zu finden. Seine Sprache verstehe ich nicht und wäre sein Wohllaut eitel Waldvogelsang und Orgelklang, was er singt, verdürbe mir daran die Freude.

„Der Arzt seiner Ehre“, „Die Andacht zum Kreuze“, auf welch ganz von aller Menschlichkeit losgelösten, ganz unwürdigen Anschauungen, verknechtet und verpfafft, bauen sich diese Stücke auf!? Wir haben ja in neuester Zeit genug Vorwürfe, wo das sogenannte lebendige Recht gegen das geschriebene sich auflehnt und unter dem Jubel des Auditoriums die Geschworenen freisprechen: Gatten, die ihre ungetreuen Weiber erschlagen, Gattinnen, die dasselbe an den ungetreuen Gatten besorgen, Liebhaber und -haberinnen, die in diesem Punkte ganz wie verheiratet sich betragen, Journalisten, die von der Regierung angeklagt werden u. s. w. Poetisch sind diese Vorwürfe nicht, eher ist es der Gegensatz, wo ein mitleidswerter Verbrecher dem starren Rechte verfällt, und es ihm und dem Zuschauer ein Trost ist, daß ein zerrissenes Dasein so endet.

Mißverstehen Sie mich nicht, indem Sie sich mißverstanden wähnen. Im „Richter von Zalamea“ handelt es sich allerdings um eine andere Fabel, aber heutzutage sähe dieselbe beiläufig so aus. Ein Vater — ob Richter oder nicht, exekutive Gewalt steht ihm keine zu, sondern nur die des Urteilsspruches — ein Vater also erschlägt den Verführer seiner Tochter, weil er fürchtet, derselbe könnte unter Umständen straflos ausgehen .... Die Fabel klappt eben nicht für unsere Anschauungen. Welch Gerüst müßte man da aufbauen um das lebendige Recht in einer Scene, wo die Geschworenen mitspielen, triumphieren zu lassen? Und die Kriminalkomödie wäre fertig.

Was Sie über Grillparzer sagen, das unterschreibe ich. Der Mann ist seinerzeit an der Erbärmlichkeit der österreichischen Verhältnisse zu Grunde gegangen, der Mangel

einer Anerkennung seitens des Fürsten und des Landes — dessen bedeutendster Dichter, so vielsprachig auch das Land ist, er war — all das hat ihn der Anerkennung der Zeitgenossen, überhaupt jeder Anerkennung, die im Verhältnisse zur Leistung steht, beraubt. Es ist kein fördernder Gedanke für den Lebenden, erst unter den Toten einen Rang einzunehmen; die Wirkung auf die Zeitgenossen wirkt fördernd in jeder Beziehung: von den Großvätern gelesen zu werden, ist ein Bürge, bei den Enkeln doch noch nicht ganz vergessen zu sein. Daß die Enkel den lesen, welchen die Großeltern versäumten, kommt selten vor, und wenn — so ist jedenfalls sehr traurig, das am Schreibtische denken zu müssen.

Zum Erfolge Ihrer Antonius und Kleopatra-Bearbeitung gratuliere bestens. Ich arbeite — langsam.

Mit besten herzlichsten Grüßen

Ihr

L. Anzengruber.

An Rosegger.

330.

Wien, den 8. Juni 1881.

Mein verehrter Freund!

Ihrem Schreiben vom 1. d. Mts. nach befinden Sie sich also dermalen nach einer wohl ganz kurzen Gleichenberger Kur, die Ihnen zu meinem aufrichtigen Bedauern nicht volles Wohlbefinden gebracht, wieder in Krieglach, ich befinde mich in Wien, wo ich auch heuer sommers über zu verbleiben gedenke und wenn nötig im Herbste nur auf paar Wochen, wirkliche paar Wochen, vierzehn bis sechzehn Tage, nach Marienbad gehe.

Was Ihre Bitte bezüglich eines Beitrages für den „Heimgarten" anlangt, so sind Sie mir einer der fürchterlichsten Redakteure, der schon ein Vierteljahr vorher die Beiträge in Händen haben will, wären Sie mir nicht in erster Linie ein lieber Freund, so würde ich Ihnen nicht einmal einen Artikel — versprechen. Aber auf ein Wann

kann ich mich dermalen, wo ich rückständige Arbeit habe und mich derzeit in ganz unproduktiver Mißstimmung befinde, die mich keine gesunde Zeile schreiben läßt, nicht einlassen.

Ich habe noch so viel vor mir, ich muß dieses Jahr und beizeiten mit einer dramatischen Arbeit — von der noch nichts festgestellt ist — heraus, denn nur ein solcher Erfolg hilft mir über pekuniäre Misère hinüber, die mir nun auch an den Leib zu rücken droht.

Das Quartal, Juli—August—September sind mir für jede andere Arbeit verlegt, geht es gut, mir von der Hand und mir selbst, dann bin ich für das letzte Quartal dieses Jahres allerdings frei, früher voraussichtlich nicht; ich lasse Sie — aber auch nur Sie — in meine leere Küche blicken.

Mit bestem Gruß

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

An Dr. Anton Bettelheim.

331.

Wien, den 13. Juni 1881.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Meinem Versprechen gemäß, der „Presse" mitzuteilen, was ich etwa fertig habe, sende ich mitfolgende Artikel. Die Annahme stelle ich selbstverständlich in Ihr Belieben und bitte nur für diesen und für künftige Fälle, wo Sie sich zu einer Abweisung bewogen finden, ausnahmsweise mir meine Artikel in thunlichster Bälde zurückschicken zu wollen.

Den Anlaß, über eine Zurückweisung empfindlich zu sein, nehme ich mir in der nachfolgenden Honoraranforderung hinweg; derselben gegenüber kann ja der eine oder andere Artikel Ihnen als überzahlt und dessen Retournierung als geboten erscheinen.

Was das Honorar anlangt, so beanspruche ich für ein sechsspaltiges Feuilleton fünfzig Gulden, demgemäß für ein

dreispaltiges fünfundzwanzig, für ein neunspaltiges fünfundsiebzig Gulden u. s. w.

Jede Spalte mehr (vierte, siebente, zehnte) wird mir von der Redaktion mit acht Gulden vergütet, jede Spalte weniger (also bei fünf, acht, elf) mir mit demselben Betrage in Abzug gebracht.

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir die Willensäußerung der Redaktion hinsichtlich dieses meines Offertes freundlichst mitteilen würden.

Hochachtungsvoll ergebenst

L. Anzengruber.

An Rosegger.

332.

Wien, den 8. Juli 1881.

Verehrter Freund!

Anbei erhalten Sie einen kleinen Beitrag, den Sie für das bewußte Jahrgangs-Eröffnungsheft benützen mögen. Das Ihnen zugegangene kleine Gedicht können Sie nun nach Ihrem Ermessen früher oder später verwenden.

Ich hoffe, daß Sie sich doch relativ wohl befinden mögen, man gibt sich, je älter man wird, mit je weniger zufrieden. Ich thu's auch.

Herzlichen Gruß Ihr

L. Anzengruber.

An Schlögl.

333.

Wien, den 19. Juli 1881.

Verehrtester!

Auch mich drängt es, Ihnen auf Ihr Schreiben ein paar Zeilen zuzuschicken. Gegenstandslos wurde dasselbe wohl in der Hinsicht einer Reise, resp. kleinen Tour ins Salzkammergut, da ich an meinen Schreibtisch gefesselt

bin, mir weder die acht Tage Zeit noch die Auslage der Spesen gönnen kann. So weit kommt man nach 10jähriger redlicher Arbeit.

Aber, wie gesagt, wenn ich Ihnen also auch nicht zu danken brauche für die Freundlichkeit, mit der Sie mich über die Abwesenheit Ihrer Person von Goisern beruhigen, so bleibt immerhin noch genug in Ihren Zeilen, das ein oder das andere Wort wert ist, das ich aber kurz in eins zusammenfassen will.

Sie schreiben, ich hätte Sie in ostentativster Weise gemieden! Wann das? — Wo?

Zeit- und Ortsangabe dürfte Ihnen etwas schwer fallen. Dieselben gehören aber glaube ich dazu um jemand in ostentativster Weise zu meiden. Ich kann jemand meiden, d. h. ich suche ihn nicht auf, ich gehe ihm aus dem Wege — gut, oder nicht gut — aber jemanden hinter seinem Rücken in ostentativster Weise meiden, das geht denn doch nicht, haben wir uns irgendwann und irgendwo getroffen, wo ich Ihnen z. B. die Hand nicht gegeben, den Rücken gekehrt, den Hut genommen und fortgegangen? Das ist ostentatives oder, wenn Sie wollen, ostentativstes Meiden.

Als Sie von Reiman wegblieben, haben Sie durch Ihr Wegbleiben den Kreis, der sich dort sammelte, in alle Winde zersprengt, Sie haben niemanden — mir sicher nicht — gesagt oder geschrieben, Sie gingen in dies oder jenes Lokal, auch gestehe ich offen, daß ich Ihnen nicht nachgelaufen wäre, weil es doch schicklich war, wenn schon das Lokale verlegt werden sollte, daß doch jene, welche man dort haben wollte in dem neuen, vorerst davon verständigt und befragt werden, Ihnen hätte ich ja doch am allerwenigsten die Wahl überlassen, denn Sie führten uns in immer miserablere Beiseln, wo Sie aber auch nicht zufrieden waren. Kurz, da lief ich Ihnen nicht nach, das können Sie nicht prätendieren. Uebrigens datiert ja mein ostentativstes Meiden nicht von jener Zeit her, ich erinnere mich, Sie an meinem Schmerzenslager gesehen zu haben.

Ich ging sodann nach Weidlingau und hinkte dort herum und kam nach Wien und hinkte hier herum, hätte ich Sie damals, wo ich bei jedem Pflastertreten und Stiegenklettern alle Heiligen angerufen habe, hätte ich Sie damals aufsuchen sollen?! Die Forderung war unbillig.

Später habe ich es unterlassen — warum? — ich komme gleich darauf.

Nun schalte ich hier ein, daß ich durchaus nicht wie Sie so delikat war, Ihnen gar nichts sagen zu lassen, weil es Sie etwa beleidigen könnte, von mir zu hören, ich habe Schwalm und anderen gesagt, daß ich, wenn Sie einen anständigen Ort zum Rendezvous vorschlagen, ich sofort bereit wäre, dahin zu kommen.

Sie aber verwahren sich hoch und feierlich dagegen, mir durch irgend wen etwas, das wie ein Gruß sich anhört, sagen lassen zu haben, natürlich nur, weil es mir so unangenehm gewesen wäre, gewiß, wie würde es mich empört haben, wenn Sie mir zu jener Zeit, wo in meinem Hause der Jammer um den Tod meiner Kleinen war, ein Wort hätten sagen, eine Zeile hätten zukommen lassen?!

Damals nicht, — jetzt, wo es sich darum handelt, ob ich oder ob ich nicht auf den Primesberg*) gehe, jetzt versichern Sie mich, daß ich das thun könnte, ohne mit Ihnen dort zusammenzutreffen, und Sie entängstigen mich Ihretwegen. Ein sonderbarer Ausdruck. Ich habe doch wahrlich keine Angst vor Ihnen, aber unangenehm wäre mir ein Zusammentreffen mit Ihnen allerdings, denn später habe ich Sie nicht aufgesucht, noch Ihnen geschrieben, weil ich von verschiedenen Seiten hörte, daß Sie sich äußerten, ich wäre Ihr Feind, was mir allerdings neu und überraschend war, aber da es sehr peinlich ist mit jemanden, der eine fixe Idee hat, zu verkehren, so habe ich es nicht unterlassen, mich für den Fall, als ich Deubler aufsuchen würde, zu erkundigen, ob ich Sie etwa dort treffen würde.

---

*) Das Anwesen von Konrad Deubler bei Goisern.

Wozu sollte ich mir und Ihnen den Aufenthalt dort verderben? Es ist die reinste Menschenliebe und edelste Selbstsucht, die mir dieses Verhalten anbefahl. Ich schätze das auch als Ihre Beweggründe, und wenn ich Ihnen wünsche wohl zu leben, so thue ich es auch in bestem Sinne.

L. Anzengruber, ostentativster Feind.

An Ada Christen.

334.

19. Juli (?) 1881.

— — [Sie hatte nicht um Entschuldigung zu bitten, sie sei ja körperlich geplagt.] Ich als einfach zuwider und grantig, fordere ja von meinen Freunden ohne Grundangabe und Anlaßerklärung Nachsicht, und mein Fall — wie gesagt — ist doch ein anderer. Ich befinde mich gegenwärtig in gewohnter Miselsucht. Zur Aufheiterung dient mir nur meine Kleine. Welch eine richtige Ansicht von Autorität hat das Kind! Ich war dieser Tage genötigt, die Mizi und ihre Brüder abzustrafen, den Tag darauf sagte sie: „Nit wahr, Sie sind unser Vater, weil Sie uns ... wixen.“ Ich sagte: Ja!

335.

Weidlingau, den 26. Juli 1881.

Sehr verehrte Frau!

Was Ihr Vorüberfahren am Christkindlwaldl betrifft, so herrschte ein Mißverständnis, darum sah ½8 meine Frau Sie nicht und 8½ Sie nicht meine Frau — —. Ich trinke jetzt Kreuzbrunn und bade fichtennadelextraktlich in selbsteigener Wanne, auch Waldquell mit Limoni nehme ich, daß ja nichts fehlt.

Sonst thu' ich gegenwärtig nichts. Ich möchte gern wieder einmal was leisten, aber ich finde kein Ende, wo ich es anfassen kann; ich bin müde und langweilig, fühle,

daß ich es auch anderen werden muß. Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus nenne ich mich

Ihren ergebenen

L. Anzengruber.
Marienbader.

336.

Wien, den 9. August 1881.

Verehrte Freundin und Kollegin!

Auf dem Tisch liegt ein Brief Tewele's, worin mich derselbe ersucht, zum hundertjährigen Bestand des Karltheaters einen Prolog oder ein Festspiel zu schreiben. Ich — Ich [!!] — sei die würdigste Feder, ohne meiner Zustimmung sicher zu sein, glaube er nicht auf ein vollkommenes Gelingen des schönen Abends rechnen zu können; habe auch treffliches Personal für Volksstück; Geschmack des Publikums bessert sich, die Franzosen, Gott sei Dank, schreibt er, beherrschen nicht mehr die Bühne, würde sich glücklich schätzen, seine Bühne geehrt fühlen u. s. w. — — Das hätte vor etwa zehn Jahren kommen sollen, da würde ich noch dazu ein gläubiges, ein vertrauendes Gesicht geschnitten und wahrscheinlich gemeint haben, das sei ernst gemeint — jetzt weiß ich nur, daß man mir kommt, weil man mir kommen muß, denn Langer, der Gelegenheitsdichter par excellence in derlei Angelegenheiten, ist tot — aber ich bin nicht er, er hatte die souveräne Verachtung voraus, zu schreiben, was er sich zusammenlügen mochte; den Viertelstundenenthusiasmus zu wecken, das konnte, das verstand er und dann wußte er, saß das begeisterte Volk ebenso wie er bei Pilsner und Lager —

Ich glaube nicht an eine Zukunft des Volksstückes, deß wär' ich wett. Ich will daher auch in dem Rahmen dieses Genres nur wenig mehr mitthun. Gegenwärtig bin ich sehr — sehr müde. Zehn Jahre ehrlichen, redlichen Strebens umsonst aufgewendet, da mag man wohl ein Bißchen tiefaufatmend stille halten.

Der Geschmack des Publikums —! Pah, das Zeug hatte nie welchen. In der Mode war ich, man sieht das eben nicht gleich ein, ein wenig Eitelkeit ist ja verzeihlich, aber das Wenige schon macht blind — ich bin abgelegt. — Genug von mir. Ihr freundliches Referat über den „Pfarrer“ lehrt mich, daß es mir wenigstens gelungen, ein Repertoirstück wie „Müller und sein Kind“ abzufassen. — —

Ich freue mich recht sehr über die Nachricht, daß Sie mit 14. d. M. wieder in Wien sein werden. Einstweilen erlaube ich mir im Namen Meister Alts Sie zu grüßen. Ich erhielt dieser Tage von dem jovialen alten Herrn ein Schreiben, das mir hart ans Herz griff, nun geht es ihm wohl wieder besser, aber erst wurde er durch eine Todeskrankheit seiner Frau verhindert, mit seiner ebenfalls kranken Tochter abzureisen, eine Operation, die an der alten Frau vorgenommen, machte endlich die Abreise möglich, dann ereilt ihn unter dieser das Mißgeschick, daß der Zustand seiner Tochter sich verschlimmerte und er fast verzweifelte, das Ziel — St. Lorenzen im Pusterthale — zu erreichen.

Ich dachte mir den Mann, der stets heiter in die Welt sah, — nun ist wieder alles besser, sein Kind erholt sich, und bei ihm, er erkennt dies selbst als günstiges Symptom, stellen sich wieder die Kalauer ein. Er schreibt gleich einen. Was die Weiber Tirols mit Wien gemeinsam haben, das ist die Nische*). Nur hat letzteres nur eine, während jede Tirolerin eine Nische hat statt eines Busens.

Mit herzlichen Grüßen auf freudiges Wiedersehen.

Ihr herzlich ergebener

L. Anzengruber.

---

*) „Nische“ hieß die Künstlergesellschaft im Gasthof zum „Lothringer“, in der Alt und Anzengruber, Hans Richter, Professor Albert, V. K. Schembera &c. allwöchentlich mit dem Ehepaar Breden (Ada Christen und ihrem Gatten) eine Weile zusammenkamen.

An Bolin.

337.

Wien, den 12. August 1881.

Mein lieber, verehrter Freund!

Schon Ihr vorletztes Schreiben vom 12.—14. Juni verhieß mir die Freude eines Wiedersehens, dieser Tage hatte ich mir vorgenommen anzufragen: Wann? — da erhielt ich Ihr Letztes vom 8. d. Mts., und da dieses fünf Tage bis zu mir gebraucht hat, so denke ich, die Post thut's einmal nicht billiger und muß daher rasch an Sie schreiben, damit diese Zeilen Sie noch an Ort und Stelle treffen.

Es ist mir ganz lieb, daß dieses Raschschreiben gerade zusammentrifft mit der Antwort auf einen Brief, zu dem ich ohnedies wenig Worte fände, um mich eines Breiteren auszulassen. Dankend bestätige ich Ihnen den Empfang des Wechsels — — —. Ihre dabei mitlaufende Entschuldigung wegen der geringen Höhe des Honorars*) und wegen Eigenmächtigkeit, da Sie nicht zuvor um Zustimmung zur Uebertragung gebeten, nehme ich als das auf, was sie ja einzig sein kann: als die Liebenswürdigkeit eines Freundes, dessen Gesinnung und Zartheit ich nach ihrem ganzen Werte voll empfinde und zu schätzen weiß.

Für die Mühe der Arbeit seien Sie vom Autor bedankt. Die Gewissenhaftigkeit, mit der Sie vorgegangen, zeigt mir schon Ihre Anfrage betreffs des Ausdrucks „Gesicht", und haben Sie ganz recht daran gethan, in dem Sinne von „Antlitz" zu übertragen. Wenn wir uns nicht verständen, wer denn sonst? — Eine große Genugthuung war es für mich, zu lesen, daß Ihnen diese Arbeit Freude gemacht. Das freut auch mich ganz ausnehmend!

---

*) Für den von Bolin ins Schwedische übersetzten „Einsam".

Alles andere, was ich Ihnen sonst in Bezug auf meine litterarische Thätigkeit, deren Hemm- und Förbernisse zu sagen habe, verspare ich mir auf unser Wiedersehen, und ruhig — weil ganz ohne Phrase gedacht — schreibe ich es nieder: Sie können sich denken, wie ich mich auf dasselbe freue.

Mich finden Sie: VI. Bezirk, Hofmühlgasse 2, II. Stock, doch nicht in der gleichen Wohnung, sondern die Thüre gleich neben der Treppe. Doch Sie, — trifft Sie dieser Brief in der Stadt oder auf der Insel? Sie schreiben davon nichts. Ich adressiere also nach der Insel. Erhalten Sie mein Schreiben noch rechtzeitig, so gönnen Sie mir eine Zeile der Bestätigung. Erhalte ich diese nicht bis längstens den 22., so schreibe ich nach Hamburg, wie Sie es wünschen; dann würde dort ein Schreiben vorliegen, dieses lesen Sie dann später einmal.

Mit herzlichem Gruße

Ihr

L. Anzengruber.

338.

Wien, den 5. September 1881.

Mein liebwerter Freund!

Erhalten habe ich Ihre Abhandlung über Antonius und Kleopatra und mit vielem Interesse und auch Nutz gelesen. Ferner habe ich den schwedischen „Einsam“ empfangen, auch mit vielem Interesse, gelesen habe ich ihn aber nicht, wozu ich ausreichende Gründe hatte. Ebenso pünktlich kamen mir Ihre beiden Postkarten, sowohl die Kasseler als auch die Stuttgarter zu. Ich wünsche Ihnen alle Reisegenüsse, damit ich Sie frisch und froh hier in Wien empfangen kann. Es wird auch mich in frischere Stimmung versetzen und ich warte gerne darauf. Die Hauptsache, das Wiedersehen, ist ja nur verschoben und nicht aufgehoben.

Die „Kameradin", nach welcher Sie sich erkundigen, erscheint fürs erste in einer Breslauer Zeitung.

Herzlichen Gruß Ihr

L. Anzengruber.

An Ada Christen.

339.

(Sommer 1881).

Von einer mächt'gen Felsenwand
Kann eines Kindes schwache Hand
Trotz Drängen und trotz Drücken
Kein' Stein vom Felsen rücken.
Und einem solchen Kinde gleich
Sind deine Feind', Deutsch-Oesterreich!
Wie bunt sie es auch treiben.
Du brauchst allein
Nur deutsch zu sein,
Echt deutsch zu sein,
So wirst du deutsch auch bleiben.

Und fühlst du deine Ehr' bedroht,
So hilft dir wahrlich in der Not
Und aus der Feinde Schlingen
Kein Beten und kein Singen.
Drum frommt's auch nicht, Deutsch-Oesterreich,
Die funkelnden Dukaten gleich
Für Lieder auszuschreiben.
Du brauchst allein
Nur deutsch zu sein,
Echt deutsch zu sein,
So wirst du deutsch auch bleiben.

Jessas und Joseph! Verzeihen Sie!

Verehrte Kollegin und Freundin!

Ich habe mit aufrichtigster Freude vernommen, daß es Ihnen „besser" geht, möge es Ihnen recht bald gut gehen, denn für Leidende ist der „Positiv" zuträglicher als der Comparativ, und gut ist besser.

In meinem Vergnügen darüber, daß Sie sich „besserungs-

fähig" bezeigten, setzte ich mich hin, um den zweiten Badebrief an Sie zu schreiben, aber kaum hatte ich das weiße Blatt vor mich hingelegt, so bedeckte es sich, fast von selbst, mit einer ganz unmerklichen Nachhilfe, mit obigen deutsch-patriotischen Versen.

Es ist das ein ganz bedenklicher Zustand. Die „Deutsche Zeitung" hat nämlich einen Preis von 100 Dukaten und 2 Nebentreffern ausgeschrieben für die beste Hymne, Nationallied oder wie es dann zu nennen ist, und selbstverständlich wurde ein Preisrichterkollegium eingesetzt und dieses Kollegiums Mitglied bin ich.

Jeder von uns hat 500 — schreibe fünfhundert poetische Ergüsse von Leuten zu lesen, die gerne — hundert Dukaten verdienten. Es ist dies keinem übel zu nehmen, nur eines ist zu beklagen, daß die in unseren Tagen so maßgebende und vielgepflegte Wissenschaft der Nationalökonomie weiteren Kreisen fast gar nicht zugänglich gemacht worden ist und eine ihrer verdienstvollsten Aufklärungen über den Wert des Geldes und dessen Verhältnis zur Leistung, zur Arbeit noch nicht zum Gemeingut geworden. Unter dieser Unkenntnis leiden wir Preisrichter; entweder schreibt so ein deutscher Sangesbruder paar kurze Strophen nieder, in welchen er den Deutschösterreichern den Rat gibt, „festzustehen", alle „wie ein Mann auszuhalten", „nicht zu wanken", und erforderlichenfalls auch „mit Mund und Hand", „Gut und Blut zu opfern", und denkt, das wäre für hundert Dukaten genug geleistet, oder er hat ein Einsehen, begreift, daß man für solch eine Summe doch etwas verlangen kann, und dann führt er einem ganze Wälder „deutscher Eichen" ins Haus, macht Angebinde von deutschen Schwertern, Keulen, Bannern, Panieren, Oriflammen, Fahnen, arrangiert die Wacht an der Donau, die Ostmarkwächter und andere Volksbelustigungen, so daß man sich nimmer aus weiß und einem die Wahl Kopfweh macht. Wenn man nun immer solche Zeilen lesen muß, so klingt einem das noch im Ohr, endlich hört man Tag und Nacht die

Donauwacht und gerät in einen Zustand, daß man ohne Bedacht auf des Nächsten Wohlbefinden patriotische Zeilen auf jedes unbeschriebene Fleckchen Papier wirft.

Beklagen Sie mich.

Die gestrige Nische war in medizinischer Beziehung reservierter, außer der Besprechung der Leiden des Professor Albert, des Baron Hofmann, des seligen Napoleon III., der lehrreichen Vorträge über Magenresektionen, Ovariotomieen, Steinbeschwerden und den nebenbei berührten Halspolypen eines verdienstvollen Sängers wüßte ich mich nicht zu erinnern, daß etwas derartiges zur Sprache kam. Ich bade häufig wie früher, es steht schon wieder über ein Dutzend Weinflaschen in meiner Wanne, der Kreuzbrunnen schmeckt mir ausnehmend, manchmal aber, um die Einförmigkeit zu unterbrechen, trinke ich auch Pilsner. Die Promenade muß ich jedoch jetzt zeitweise unterbrechen und mich etwas niedersetzen, besonders wenn ein Dienstmann wieder eine Partie „Preisgedichte" bringt.

Ich komme nicht über dieses traurige Thema hinweg, wo mit so viel Scharfsinn Leute sich vergebene Mühe machen, um andern gleich vergeblich aufzuhelfen, aber „auch das geht vorüber" *).

Ich melde nur noch, daß sich bei mir zu Hause Frau und Rangen wohl befinden. Mein nächstes Schreiben hoffe ich nicht mehr in Eigenschaft eines Preisrichters abfassen zu müssen, bis dahin verbleibe ich, um stilles Beileid bittend, mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus Ihr aufrichtig ergebener L. Anzengruber.

340.

Wien, den 15. September 1881.

Verehrte Kollegin!

Als ich heute früh die Augen aufthat, bat ich Sie im Geiste um Verzeihung, ich thue es hiermit nun auch brieflich, Sie wissen es wohl warum.

---

*) Wahlspruch von Ada Christen.

Es ist allerdings ein starkes Stück, was ich da wieder geleistet; eine freundliche Aufmerksamkeit nicht ein und eine halbe Stunde im Gedächtnis behalten können — die weißen Rosen zurücklassen! — es sieht wirklich arg aus, daneben fällt es mir nun schwer auf mein Gewissen, auch für Ihre Gabe, die Sie mir aus Anlaß meines Namenstages zusandten, habe ich Ihnen kein dankend Wort weder gesagt noch geschrieben.

Ich sehe meine Sache selbst für unentschuldbar an, einem Sünder mag man verzeihen, man kann hoffen, ihn zu bessern, was läßt sich aber diesfalls von einem Flegel erwarten?

Ich muß voraussetzen, daß ich Sie durch diesen Vorgang beleidigt habe, Sie wären eben sonst keine Frau, oder meine Sache stünde sehr schlimm, wenn Sie selbe ganz gleichgültig aufnehmen würden.

Ich hoffe, daß Sie sich geärgert haben, damit meine Bitte um Vergebung nicht unnötig und sinnlos gethan ist.

Ich werde mich bestreben, die Vergebung zu verdienen, es lernen ja selbst Bären tanzen und leisten damit ein ehrliches Stück Arbeit, wenn auch nichts Graziöses.

Ich hoffe, Sie ersehen aus diesen Zeilen, wie wahrhaft ernstlich mich meine gestrige — nennen wir es mit dem mildesten Ausdruck — Zerstreutheit bestürzte. Aller Uebertreibung abhold, mache ich nicht mehr Worte, als ich nun schon gemacht habe, und bitte Sie geradezu: Sehen Sie mir die Flegelei gütigst und freundlichst nach.

Davon abgesehen, hegen Sie ja wohl selbst keinen Zweifel, daß ich bin

Ihr Sie aufrichtig hochschätzender

L. Anzengruber.

An Rosegger.

341.

Wien, den 8. Oktober 1881.

Mein verehrter Freund!

Ich habe das Oktoberheft zu Händen bekommen und habe nach erstem Einblick nicht den Mut gehabt, weiter zu

sehen, was etwa noch für Fehler in meiner kleinen Skizze stehen mögen — genug, daß die Pointe weggelassen ist, zwar ist schon der Titel von der einfachen in die mehrfache Zahl versetzt, er heißt Pfahlbaute*), nicht bauten, aber Seite 67 hat es zu heißen

ich hab' ja wohl meine Nutzanwendung
auf'n Herrgotten g'macht,

dafür steht

ich hab' ja wohl meine Nutzanwendung
g'macht

ganz sinnlos! Das läßt sich nicht mehr reparieren, denn wenn Sie auch den Druckfehler im nächsten Hefte berichtigen, kein Leser des Jahrganges „Heimgarten" blättert erst den Druckfehler-Berichtigungen nach, er liest schlankweg den Artikel und glaubt, ich habe geschlafen oder noch schlimmeres.

Ich habe Sie doch gebeten, mir jederzeit Korrektur und Manuskript zu schicken, auch bei Kleinigkeiten, daß es sehr notwendig, illustriert wohl hinlänglich der vorliegende, mir sehr unliebe Fall.

Mit bestem Gruß Ihr

L. Anzengruber.

An Lindau.

342.

Wien, den 10. Oktober 1881.

Sehr verehrter Herr und Freund!

Nur Ihr Schreiben, das mich aufforderte, noch raschest vor Ablauf Ihrer Redaktionführung für Ihre Wochenschrift etwas zu leisten, erpreßte mir „St. Peters Klage", dieselbe ist aber in der „Gegenwart" nicht erschienen, für Sie ist dieselbe mittlerweile zur Vergangenheit geworden (Sie sehen, wie hübsch ich wortzuspielen verstehe, wenn nur ordentlich Gelegenheit dazu gegeben wird, also weiter)

*) Jetzt: Gesammelte Werke IV, 335.

und ich erlaube mir anzufragen, werden Sie zukünftig Verwendung für mein Gedicht finden, oder verzichten Sie darauf, es zu bringen?

Es grüßt Sie bestens.
Ihr aufrichtig ergebener
L. Anzengruber.

An Bettelheim.

343.

Wien, den 10. November 1881.

Sehr geehrter Herr!

Indem ich hier ein Feuilleton beischließe, wage ich es, Sie gleichzeitig mit einer Bitte zu belästigen; vergangenes Jahr erschien von mir, ich denke, es war am Pfingstsonntag, ein Artikel „Ein Fund"*) betitelt; wenn ich ein Blatt davon noch haben könnte, so würden Sie mich höchlich verbinden, wenn Sie dessen Zusendung an mich veranlassen würden.

Mit hochachtungsvollem Gruß.
Ihr sehr ergebener
L. Anzengruber.

An Lindau.

344.

Wien, den 23. November 1881.

Geehrter Herr und Freund!

Für Aufwartung der Abzüge von „St. Peters Klage" sage ich Ihnen besten Dank, auch dafür, daß Sie Ihr freundliches Schreiben mit „unveränderter" Gesinnung fertigen, Sie würden auch unrecht gethan haben, mir Ihre Freundschaft zu entziehen, und ich habe auf die Unveränderlichkeit derselben gebaut und baue noch darauf, wenn Sie einer „scheinbaren" Vernachlässigung begegnen. Ertragen Sie mich, wie ich leider jetzt gezwungen bin zu sein, weil ich mich eben derzeit selbst schwer mit Sorge trage.

*) Jetzt: Gesammelte Werke IV, 191.

Ich hoffe, mich auch aus dieser Situation, die leidige Erwerbsverhältnisse mir aufzwingen, herauszuarbeiten, so daß die künstlerischen weiter allein maßgebend werden, aber jetzt leide ich an den Folgen jenes Unfalles, des Beinbruches, der mich für ein halbes Jahr erwerbsunfähig und unproduktiv machte, und an darauffolgendem häuslichen Ungemach.

Ich werde Ihrer gedenken, darauf können Sie sich verlassen, sobald sich nur irgend ein Anlaß ergibt, Ihnen — ich will nicht den Mund zu voll nehmen und sagen bestes, aber — gutes zu bieten. Ihr aufrichtig ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

345.

Wien, den 23. November 1881.

Mein viellieber Freund!

Seien Sie herzlich bedankt für Ihr liebes Schreiben, das mir Ihre glückliche Heimkunft anzeigte. Ich schreibe Ihnen, um Sie nicht allzulange auf Antwort warten zu lassen. Gutes habe ich leider nicht zu berichten.

Es ist geradezu entmutigend, wie das Schicksal — oder sonst was — mit mir spielt. Alles ließ sich auf das beste an, mein drittes Kapitel lag im Kopfe fertig, zum Niederschreiben bereit. Unterdem hatte ich am 9. d. Mts. im hiesigen „Vereine der Litteraturfreunde" eine Vorlesung vor sehr zahlreichen gebildeten Zuhörern und las unter großem Beifall von den „Märchen des Steinklopferhanns" das von „Hanns und Gretl", „Den jüngsten Tag" und „Die Versuchung". Das war seit langer Zeit das erste Mal, daß ich wieder vor das Publikum trat, und der Erfolg wirkte belebend auf mich.

Und nun, als ich eben gedachte, mich an den Schreibtisch festzusetzen, da erkrankte mein Junge am Scharlach, neue Sorge bricht über mich herein. Wohl ist der Knabe —

der Arzt behauptet so — außer Gefahr; aber nun muß mit Hangen und Bangen abgewartet werden, ob nicht die Kleine von dem Uebel gleichfalls befallen wird.

Köstliche Zeit geht verloren. Verloren in Sorg' und Verstimmung. Es ist ganz untröstlich! Wohl hoffe ich und erwarte ich, daß während der Zeit, daß dieser Brief zu Ihnen läuft, sich alles zum besten ausgeglichen haben werde.

Was Roseggers Schriften anlangt, so bin ich, sobald Sie mit deren Lektüre zu Ende gekommen sein werden oder auch im Laufe derselben, auf Ihr Urteil sehr begierig. Er ist eben wirklich und wahrhaftig der schreibende Bauer, und was er uns von den Sitten, Bräuchen, der Häuslichkeit und dem Verkehr der Bauern schreibt, ist unbezahlbar, welche Details nur bei ihm zu finden und nur von ihm richtig gesehen, weil so mancher gar nicht das Auge dafür hat, oder der Bauer es vor dem Auge des Fremden zu verbergen, wenigstens den Eindruck zu fälschen versucht.

Schade, daß es Rosegger körperlich so schlecht geht. Er wird den Bauer wohl nie los, das ist richtig, aber in manchem leistet er eben, was nur der schriftbegabte Bauer leisten kann; mag das allerdings wenig verschlagen, ob unsereiner, der in solchem Fache produziert, manches nicht weiß, so ist es doch kulturhistorisch sehr wissenswert und die Erscheinung dieses Autors eine ebenso originelle wie in ihrer Art bedeutende.

Warum aber, einen anderen Punkt zu berühren, wollen Sie so plötzlich von dem Entschlusse, Dramatik zu produzieren, abgehen? Warum reden Sie sich alles Ueble nach und sprechen sich jedes Talent ab? Denken Sie denn, es sei kein Verdienst — wenn Sie auch gar nichts anderes erreichen sollten —, eine gesunde, durch gerechte Mache sich empfehlende Novität dahingestellt zu haben, wo eben so viel den Anforderungen gesunden Sinnes sich geradezu Entgegenstemmendes geboten wird?!

Ich weiß wohl, wenn Sie die Ueberzeugung hegen:

nichts wollen zu sollen, so werde ich Sie nicht überreden, davon abzugehen. Aber leid thut es mir. Ich hätte vielleicht dabei auch Gelegenheit gefunden, Ihnen einen und den anderen Dienst zu leisten, um Ihnen wenigstens in etwas werkthätigen guten Willen zu bezeigen, während ich so nur versichern kann, daß ich Ihnen aufrichtig zugethan bin und verbleibe. Ihr

L. Anzengruber.

Mit Spemann habe ich auf einen Band Gedrucktes, „Feldrain und Waldweg" betitelt, abgeschlossen. Werde Sie benachrichtigen, wann er erscheint. Er nimmt wohl noch einen Band.

An Schlögl.

346.

Visitkarte. 1. Dezember 1881.

Ludwig Anzengruber

gibt Ihnen die Versicherung, daß er Sie für eine ihm erwiesene Aufmerksamkeit nicht als „Aufdringling" betrachten kann, sondern mit bestem Gruß für die Ueberschickung Ihres wackeren Buches dankt.

An Rosegger.

347.

12. Dezember 1881.

Kimmst wieder eppa amal nach Wean,
So thua nit gar so schleuni,
Sitz nit um sechs ins Wirtshaus h'nein,
Und ins Kaffee gar schon um neuni.
Und selb' is a nit liab und schön,
Daß D' sagst, wollt'st Zeitung lösen,
Mer saß daneben grad als wia
D' Katz z'neb'n der Butterdösen.

Kimm später und geh' in der Frua,
Da kriagst mich a dazua.

Der Kirchfelder*).

An Mauthner.

348.

Wien, den 13. Dezember 1881.

Sehr geehrter Herr!

So Lockendes auch der Vorschlag, für Doppelherren zu arbeiten, für sich haben mag, so kann ich mich doch nicht mit ihm befreunden, denn er entwertet die Mitarbeiterschaft an dem einen wie an dem anderen Blatte.

Ich war Ihnen auf Ihr Freundliches die Antwort schuldig und wollte sie nicht zu lange hinausschieben, ich bin aber außer stande, diese Zeilen hier weiter auszuspinnen, wir sind hier alle außer Rand und Band geraten, das Entsetzliche, das wir erlebten, wird durch fortwährende Fehler und Unbegreiflichkeiten gefolgt, es ist ganz abscheulich**). Ich grüße Sie bestens.

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

---

*) Rosegger erwiderte schlagfertig:
Dei Gedichts hot mih gfreut,
Dei Gedichts hot ma gfolln,
Scho drum, weil ih dafür
Koa Honorar nit brauch z' zohln.
Ober sunst, probir's selber
Und schlof zwoa Nacht' nit,
Und vallump, wannst a Schneid host,
In Wirtshaus die dritt.
Um sechsi ins Bett,
Des wa recht für mih gwen,
Do reit't mih der Teuxel:
Mein Freund möcht' ih sehn. —
An ondersmol gniaß ih
Mein Freund ohni Wein,
Do kriagg ma koan Mugl,
— Wird's Gscheitesti sein.

**) Brand des Ringtheaters. S. S. 119.

349.

Wien, den 23. Dezember 1881.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Zeilen erfreuten mich recht. Sie haben nicht zu besorgen, daß ich Sie vergesse, ich erinnere mich oftmal Ihrer, denn wenn mir auch die uns beiden karg zugemessene Zeit eine regelmäßige Korrespondenz nicht zulässig erscheinen lassen würde, so verknüpft sich doch manche meiner Erinnerungen mit Ihrem Gedächtnisse und ich ergreife gerne eine sich bietende Gelegenheit, um Sie meiner unveränderten Gesinnung zu versichern.

Wenn ich aber gleichzeitig daran gehen soll, Ihnen Mitteilung über mich zu machen, dann wird mir etwas wehmütlich zu Sinn, denn ich habe wenig, eigentlich gar nichts Gutes zu berichten und interessant dürfte es auch nicht sein.

Am 8. März des Jahres 1880 sehr früh am Morgen — damit der Tag gut anfing — brach ich mir den rechten Fuß. Die Widerwärtigkeit des aufgezwungenen Krankenlagers, die Empfindlichkeit, welche das obschon geheilte Bein bei jedem Witterungswechsel zeigte, raubten mir ein halbes Jahr meines Lebens, denn während dieser Frist blieb ich unproduktiv, so nahte 1880 dem Ende und da starb mir eines meiner Kinder, das jüngste von dreien; von dieser Heimsuchung fing ich mich eben an zu erholen, da befiel die beiden anderen eine schwere Bronchitis, und nachdem dies glücklich vorüberging, liegt jetzt zur Stunde mein Junge am Scharlach danieder. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß auch das schadlos verläuft — ich aber frage mich jetzt schon: was kommt nun nach?!

Unter so gearteten Umständen konnte ich mich nur darauf einlassen, Weniges und im Umfange Beschränktes zu produzieren. Dieses Kleine und Wenige, das ich mit aller Sorgfalt arbeite, hat freilich seine festen Abnehmer, und in der Konstatierung dieser Thatsache liegt auch die Antwort auf Ihre Anfrage, warum ich nichts mehr für das

„Montagsblatt“ arbeite. Ich zweifle gar nicht daran, daß mir die geehrte Redaktion dieses Blattes soviel wie die Wiener „Presse“ bezahlen würde, die übrigens meine Arbeiten höchst anständig honoriert, aber ich bin recht froh, wenn ich den Anforderungen dieses Blattes gerecht werden kann, ich kann mich nach keiner anderen Seite hin binden oder verpflichten.

So sehen Sie denn in mir einen Kleinproduzenten im Gebiete des Feuilletons und der Erzählung, was aber den Dramatiker anlangt, so finden Sie ihn ganz mutlos. Es geht in das zwölfte Jahr, seit ich in die Oeffentlichkeit getreten bin, und jetzt stehe ich — in Oesterreich wenigstens — einer Zeit gegenüber, welche meinen Bestrebungen keine Bethätigung zuläßt, abgesehen davon, daß das Publikum — dessen Geschmack ich im Bunde mit Gleichgearteten zu verbessern für möglich hielt — naive Idee das! — gar nicht danach frägt, wenn es nur sein Novitätenfutter erhält, wer ihm das vorschüttet und was es da mitunter zu verkosten bekommt.

Wie lange die jetzige Strömung, die mir fast das Schreiben untersagt, anhalten wird und mir auch den Versuch, meine Position als Dramatiker festzuhalten, unmöglich macht, weiß ich nicht. Daß ich Ihnen aber lange genug vorgeklagt habe, das weiß ich und ich schließe dieses Schreiben mit bestem Gruß und der Versicherung, daß ich bin und verbleibe

Ihr aufrichtig ergebener

L. Anzengruber.

An Ada Christen.

350.

Wien, den 27. Dezember 1881.

Hochverehrte Freundin und Kollegin!

Dieses Schreiben soll nur unseren Dank für das „Christkindl“ aussprechen. Gerne würde ich unter einem Ihnen

auch ein „glikselik̃s" Neujahr wünschen, wenn ich nicht in Verlegenheit wäre, wie ich das anstellen soll, weil Sie — leider — so viel zu wünschen übrig lassen.

Da ich weder von unfruchtbarer Teilnahms-Versicherung, noch von wohlfeilem Trostzuspruch etwas auf meinem Lager halte, so sind Sie sicher, daß ich Sie damit nicht belästigen werde; ich wünsche nur, Sie und Ihre Freundschaft mir erhalten zu sehen, dieser Wunsch ist ganz wahr und aufrichtig, weil er ganz eifersüchtig ist: möchte er sich erfüllen!

Mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus

Ihr aufrichtig ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

351.

Wien, den 1. Januar 1882.

Liebwerter Freund!

Das Beste zum Jahreswechsel! Verbleiben Sie mir freundgesinnt! Erst heute am ersten Tage des neuen Jahres komme ich dazu, an Sie zu schreiben.

Ich muß hier noch nachholen, sonst würde Ihnen ganz unverständlich bleiben, was es mit dem ungünstigen Dezember für eine Bewandtnis hatte. Denken Sie, nachdem der junge Carlos seinen Scharlach glücklich überstanden und die Kleine ihn ebenso glücklicherweise nicht geerbt hatte, nachdem ich eben die Feder zu dem bewußten dritten Kapitel — das aber nunmehr fertig ist — ansetzte, legte sich der verteufelte Junge auf ein paar Tage wieder mit einem Magenkatarrh nieder und obendrein brauchte auch seine Mutter — ach, die Gattin, die teure — ärztliche Hilfe. Das ist eben Ungunst genug. Jetzt aber läßt sich das neue Jahr aufs beste an und ich gehe nun in aller Gemütsruhe daran, mir zu Luft die Aufgabe zu beenden. Ueber das unliebsame Kapitel bin ich hinüber.

Endlich auf Ihr letztes Schreiben zu kommen, so hat

es mich wahrhaft erfreut, auch in Ihnen einen Schätzer **Raimunds** gefunden zu haben. Der naive, talentvolle Komödiant ist halt doch ein prächtiger Kerl!

Was Sie vorbringen, um gegen Ihre Befähigung zu dramatischer Produktion zu sprechen, so zeigt dasselbe so klar und scharf, daß Sie von dem Gedanken jedes Versuches gänzlich abgekommen sind, daß ich fühle, ich habe über dieses Thema Ihnen gar nichts zu sagen. Sie mögen nicht, und wie man hier in Wien mit genauer Schätzung derartiger Situation sagt: „wann der Mensch halt nit mag, so mag er halt nit.“

Von unserem lokalen Unglück, dem Brande des Ringtheaters — machte mich auf etliche Tage nervös — werden Sie schon zur Genüge in Zeitungen gelesen haben. Ich bin nur froh, daß ich dermalen nichts mit dem Theater zu thun habe, aber dieses Jahr werde ich's auf die eine oder andere Weise. Mit herzlichem Gruße Ihr

L. Anzengruber.

352.

Wien, den 1. März 1882.

Mein verehrter Freund!

Nehmen Sie wieder ein paar Zeilen von mir in gewohnter Freundlichkeit entgegen und vergelten Sie Uebles mit Gutem, d. h. lassen Sie mit der Antwort nicht so lange warten wie ich dies thue.

Ich habe wacker gearbeitet und arbeite noch. Meine Stellung als Herausgeber beginnt kommenden April, das Blatt ist eben dasjenige, in welchem seinerzeit mein Roman erschien, nämlich: **Die Heimat**. Ich habe für mein Début eine kleine Skizze, ein Genrebild aus dem Wiener Leben, niedergeschrieben und mir durch diese Vorarbeit den laufenden Monat für den **Schandfleck** frei gehalten, der mich eigentlich ausschließlich bei bester Stimmung und guter Ruhe beschäftigt.

Sie erwähnen, daß Sie von Schlögl eine Briefkarte

erhielten. Ich und er kommen nun wieder zusammen, nachdem wir es allerdings niemals Not gehabt hätten, auseinander zu kommen; doch ist er davon in seinem Innersten überzeugt, daß er wenigstens nicht der schuldtragende Teil an unserer zeitweiligen Entfremdung war. In neuester Zeit ist auch er unter die Vorleser gegangen, und wenn er sich die Untugend abgewöhnen kann, immer gar zu sehr von sich selbst zu reden, also zu lesen, so wird er Beifall finden.

Schließlich muß ich Ihnen noch Bericht erstatten über die in Aussicht stehenden Publikationen meiner älteren Arbeiten. Es werden erscheinen: Kollektion Spemann „Feldrain und Waldweg“, gesammelte Dorfgeschichten; ferner bei Schauenburg in Lahr: „Kalender-Geschichten“, mit einer Plauderei über Kalendergeschichten als Vorrede, und bei Schottländer in Breslau: „Kleiner Markt“, Skizzen, Erzählungen, Märchen und Gedichte. Ich denk', das reicht für eine Weile!

Mit dem besten Gruße Ihr Freund
L. Anzengruber.

An Martinelli.

353.

Wien, den 8. März 1882.

Lieber Freund!

Mit Vergnügen folge ich dem Rufe der Prager „Concordia“. Ich werde Donnerstag, den 16., nach Tische von hier abreisen, treffe abends 9 Uhr in Prag ein, verbleibe daselbst Freitag und Samstag (Abend der Vorlesung) und reise Sonntag mittags wieder nach Wien zurück.

Es ist sehr freundschaftlich von Dir, mir Wohnung und „schlecht und recht“ Bewirtung anzutragen, Du meinst es wahrhaftig nicht schlecht mit mir, aber wenn ich bedenke, daß ich drei Nächte und dritthalb Tage Dir im Hause alle Unbequemlichkeit auferlegen soll, die ein Gast mit sich

bringt, so ist es nicht recht von mir, Dich damit zu beschweren. Nenne mir doch lieber ein anständiges, nicht teures Hotel, wo ich zwar nicht so gut aufgehoben sein werde, wie bei Dir — das zugegeben —, aber auch Dir nicht lästig zu werden vermag.

Was die Vorlesung anlangt, so habe ich vorläufig folgendes Programm im Auge:

1. Fliegen und Spinnen. Ein Gedicht.
2. Aus den Märchen des Steinklopferhanns.
   1. Hanns und Gretl.
   2. Vom jüngsten Tag.
3. Das war die Zeit. Gedicht.
4. Aus den Märchen des Steinklopferhanns.
   Die Versuchung.
5. St. Peters Klage. Gedicht.

Das reicht auf eine gute Stunde. Mehr habe ich daneben nicht zu schreiben.

Grüße Dich und Deine Frau auf das beste.

Dein Freund

L. Anzengruber.

An Rosegger.

354.

Den 2. April 1882.

Liebwerter Freund!

Ich wüßte wahrhaftig nicht, in welcher Weise mich Ihr letztes Schreiben in Bauernsprache beleidigt haben sollte? Weil ich darauf nicht geantwortet, noch sonst ein Lebenszeichen gegeben habe? Nun, Sie kennen mich doch schon so weit, daß Sie einräumen, daß ich Sie nie durch Vielschreiberei überrascht habe. Daß ich die Vorlesung im Verein der Litteraturfreunde schwänzte, hat wieder seinen Grund darin, daß die Leseabende dieses Vereines auf den Mittwoch fallen und ich als Gewohnheitsmensch nur unter dem Zwange außerordentlicher Umstände von meiner Mitt-

wochsgesellschaft beim „Lothringer“ fern bleibe, ich war selbst an dem Mittwoch unangenehm berührt, als Anzengruber las, aber da konnte ich füglich doch nicht wegbleiben. Als Sie zuletzt in Wien lasen, that ich, wie Sie wissen, das gleiche in Prag.

Darüber, daß Sie zuerst anfangen müssen, das heißt, derjenige von uns beiden sind, der sich eher als der andere zu einem Schreiben aufrafft, steht Ihnen allerdings das Recht der Klageführung zu, jedoch werden Sie dadurch umsoweniger an dieser meiner üblen Eigenschaft etwas zu ändern vermögen, als ich sogar dem spontan erwachenden Triebe, einen Brief zu schreiben, erfolgreich Widerstand zu leisten verstehe; ich konnte das in letzter Zeit in Beziehung auf Sie mehr als einmal bethätigen, da ich Ihre ausgewählten Schriften durchlas und in mir — einem der krittlichsten Kerle, wie Sie wissen — die feste Ueberzeugung erwachte, daß in diesen zwölf Bänden zwei Bücher stecken, die spätere Zeiten mit dem Besten aufbehalten werden, was unsere Tage hervorbrachten. Das eine — die Schilderung von Leben, Bräuchen und Sitten des steierischen Landvolkes — von bleibendem kulturhistorischem Werte, das andere — die kurzen, knappen Bilder voll Gemütstiefe und echten lachenden und weinenden Humors — von bleibender Wirkung als Musterstücke dichterischer Leistung.

Da haben Sie Ihr Lob so hölzern stehen, als nur thunlich, und weil mir eben stets vorschwebte, ich werde das nur so und nicht anders leisten können, so hielt es mich ab, es niederzuschreiben; ich habe es hier auch nur gethan, um Ihnen die falsche Ansicht zu benehmen, als ob ich mich gar nicht mit Ihnen beschäftigte, oder, was Ihre Wertschätzung anlangt, nicht ganz der Alte wäre.

Und da muß ich denn auch, um jedes Mißverständnis auszuschließen, noch hinzufügen, daß ich als Zeitgenosse mir von Ihrem Dutzend Bände nicht einen nehmen ließe!

Werter Freund, daß Sie sich so leidend fühlen und

nach Rast sehnen, das betrübt mich aufrichtig; vielleicht aber hat es doch sein Gutes, daß vermehrte Arbeit Ihnen nicht Zeit zur Grübelei läßt, umsomehr, da Sie jetzt eine Arbeit vor sich haben, die Sie freut; denn was Stelzhamer anlangt, so bin ich Ihrer Meinung: Das ist Einer*)!

Wenn Spemann bisher die Bände seiner Kollektion an Sie sandte, dann weiß ich auch nicht, warum Sie noch nicht mein Buch haben.

Sie kommen doch bald wieder nach Wien? Dann heißt's aber bisserl aufbleiben!

Besten Gruß. Ihr

L. Anzengruber.

An Lindau.

355.

Wien, den 30. April 1882.

Sehr verehrter Freund!

Ihre Zeilen fallen mir schwer auf das Herz, ich habe eine Kleinigkeit, für Sie bestimmt, schon längste Zeit angefangen, noch immer unfertig im Pulte liegen und kann damit nicht zu Ende kommen, denn soll's auch klein, so soll's doch „nett" werden.

Ich habe die Herausgabe des hiesigen belletristischen Wochenblattes „Die Heimat" übernommen und das macht mir nun mehr Arbeit, als ich ahnte.

Ich schreibe daher nur an Sie, um Sie zu versichern, daß ich auch „Nord und Süd" nicht vergessen habe, aber gegenwärtig nicht absehe, wann ich das werde bethätigen können; daß ich's nach Thunlichkeit beschleunigen werde, versteht sich ja.

Herzlichen Gruß. Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

---

*) Rosegger gab Franz Stelzhamers Ausgewählte Dichtungen heraus. 4 Bände, Hartleben, 1884.

An Schlögl.

356.

Karte. Wien, den 30. April 1882.

In aller Eile.

Mein schätzbarster Freund!

Ich habe dermalen nicht nur zu „dichten“, sondern auch in mechanischem Sinn zu schreiben, so daß ich ganz tintenscheu, papiertoll und antipostalisch aufgeregt bin, muten Sie mir keine Korrespondenz nach Ober- oder Unter-St. Veit zu, es wird ja Zeit haben. Ihr

L. A.

An Bolin.

357.

Wien, den 3. Juli 1882.

Mein liebwerter Freund!

Gestern erhielt ich Ihre Hamburger Sendung, eben recht, denn schon hatte ich an Sie eine internationale Postkarte vollgeschrieben, von der Sorge um Ihren Verbleib diktiert, da Sie, entgegen Ihrer Zusicherung, mir von keiner der unterlaufenden Stationen Ihrer Reiseroute ein Lebenszeichen zukommen ließen. Nun ich Sie wohl auf dem Heimwege weiß, ist alles wieder gut.

Daß Sie mir über Paul Heyse Gutes berichten, überrascht mich nicht. Der Mann ist ja wirklich und wahrhaftig wer, und solche, die es wirklich und wahrhaftig sind, gehen mit den Menschen menschlich liebenswürdig um; nur die „Götter“, die werden einem manchmal unbequem. Das andere, was mich überrascht, ist Ihr Bericht über das Münchener Gastspiel Schweighofers. Sie schreiben „Ihr“ Schweighofer, — verwahre mich dagegen, nicht der „Meine“! Trotz allem Enthusiasmus kommen Sie doch schließlich darauf hinaus, wie viel besser der Mann wäre, wenn er — anders, künstlerischer vorginge.

Das wird er nie. Den Erfolg, den pekuniären, hat er für sich; das gibt heutzutage den Ausschlag.

Von Stuttgart weiß ich weiter nichts, als daß mir der dortige Hofbibliothekar von den Erfolgen des Stückes (Meineidbauer) — es wurde etliche Male aufgeführt — schrieb und die dortige Vroni sehr rühmte und von mir für diese das bewußte Gedicht erbat. Daß das Stück früher nicht sonderlich durchschlug, wußte ich nicht. Dieser Tage erhielt ich einen ganzen „Humpel“ Zeitungen von Frankfurt a. M. mit Berichten über die dortige Aufführung des „Meineidbauer“. Sämtliche Kritiker stimmen rührenderweise darin überein, daß das Stück ausgesprochene Fehler und Mängel zeige, daß Anzengrubers Bauern keine ganz so eigentlichen Bauern seien, daß der eigentliche Höhepunkt der Handlung mit dem Tode Jakobs erreicht sei und — darum winden sie sich wieder alle herum — daß so oder so doch an der Sache etwas daran sei. Ich verstehe diese Art Kritik nicht. Ich hab' mal 'nen Jungen sein jüngeres Geschwisterchen sauber waschen sehen: er spuckte ihm erst ins Gesicht, dann wischte er darüber. Das fiel mir ein, als ich die „gemischten“ Rezensionen las.

„Rosenmüller und Finke“ kannten Sie nicht? Ja, das erklärt ziemlich viel, werter Freund. Das Ding ist ja wirklich noch eines der besseren deutschen Lustspiele (?!) — und Sie wurden durch dasselbe enttäuscht? Nun, sehen Sie! Gedenken Sie doch einmal des Umstandes, daß die Mehrzahl der Theaterbesucher nur „Rosenmüller und Finke“ und dergleichen mehr gesehen hat, nur darauf einzugehen Verständnis hat, und Sie werden unschwer begreifen, wie hart es den Leuten ankommt, anderes auch nur anzufassen, und welche Keckheit seitens eines Autors dazu gehört, ihnen eine derartige Zumutung zu stellen.

Was „Des Königs Patenkind“*) anlangt, so bin

*) Einakter von Bolin, s. Z. in Dresden am Hoftheater und in Hamburg deutsch, schwedisch in Stockholm und Helsingfors gegeben.

ich gegen alle und jede weitere Aenderung. Es würde nicht in den Rahmen des Ganzen passen, wenn zwischen die Vorgänge ein neuer eingeschoben würde: die Widerrufung der königlichen Gnade aus unköniglichem Aerger. Bevor noch die Majestät den Jungen kennt, kann sich selbe der kleinen Eitelkeit hingeben, zu hoffen, denselben allerhöchstselbst bei Blanche auszustechen. Weiter aber darf das nicht gehen, der König darf nicht als alter Geck erscheinen, er darf auch nicht als solcher dargestellt werden; er ist's wohl in einem Sinne, als eingenommen für seine Person, aber er ist es — verhüten's alle Theatergötter! — nicht im Sinne der abgebrauchten Rollenschablone „alte Gecken". — Sobald ich, über die sauere Gurkenzeit hinaus, Wilbrandt zu treffen weiß, übergebe ich ihm das Stück*). Bis dahin Geduld!

Es grüßt Sie aufs herzlichste

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

An Rosegger.

358.

Wien, den 11. Juli 1882.

Mein sehr verehrter Freund!

Ich habe Ihnen eigentlich nichts Besonderes zu schreiben, wenn Sie wieder einmal nach Wien kommen werden, so plaudern wir eins, das ist jedenfalls für beide Teile angenehmer. Auch Schreiben geht an, wenn man sich was zu berichten hat, diesmal aber habe ich Ihnen weiter nichts bekannt zu geben, als daß Ihnen nächstens etliche Gedichte

*) Aus den Akten des Burgtheaters ergibt sich, wie mir Hr. Direktor Schlenther freundlich mitteilt, daß Anzengruber „Des Königs Patenkind" von einem ungenannt bleiben wollenden Autor dem damaligen Direktor Wilbrandt eingereicht hat. Vgl. die späteren Briefe an Bolin vom 13. Okt. und 7. Nov. 1882.

von einer Dame, Namens Mathilde P., zugehen werden, ich habe etliche davon gelesen und diese wohl einer Aufnahme wert gefunden, habe aber selbst, da es Dialektdichtungen sind und die „Heimat“ solche nicht bringt, von einer Verwendung absehen müssen. Das ist alles!

Können Sie etwas von den Einsendungen brauchen, so werden Sie's ja ohnehin nehmen.

Ich hoffe, daß Sie dieses Schreiben wohlauf trifft, das wäre mir das Erfreulichste.

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

An Rosner.

359.

Wien, den 5. August 1882.

Werter Freund!

Schauderhaft! Den einzigen Verleger, der in Deutschland eine meinige Gesamtausgabe plant, sperrn's vielleicht ein oder er hat nun erwiesenermaßen überhaupt kein Geld, was den Effekt nicht ändert*). Is das a Pech! Besten Gruß. L. A.

An Bolin.

360.

Wien, am 2. Ostertage 1882.

Mein verehrter Freund!

Vorab drücke ich meine lebhafte Freude aus über Ihren Entschluß, bald wieder nach Wien zu kommen. Zur dramatischen Bearbeitung meines „Einsam“ gebe ich Ihnen mit größtem Vergnügen die Ermächtigung, und ob Sie Spätfrühling oder Frühsommer zur Erledigung dieser Arbeit sich hier einfinden wollen, das sei ganz Ihnen überlassen, ich steh Ihnen jederzeit zu Diensten. Sie sind — wann immer — willkommen!

*) Betrifft einen norddeutschen Verlag.

Es ist mittlerweile der Band der Spemannschen Kollektion erschienen, der meine Dorfgeschichten enthält, als die erste der drei zu erwartenden Publikationen. Ich habe der Besprechung wegen an Hrn. Dr. Zolling mich gewandt, er ist mit unserem Vorschlage gänzlich einverstanden. Auch damit, alle drei in einer Besprechung zusammenzufassen. Ich denke, auch wenn es eine Weile dauert, bis sie sich samt und sonders auf dem Büchermarkte befinden, so ist durch die darüber vergangene Zeit doch nichts verloren.

Aus Lemvig in Dänemark suchte ein Schuldirektor, Johannes Magnussen, um die Erlaubnis an, meine Werke ins Dänische zu übertragen. Der Mann schreibt sehr an- und verständig. Ich gab ihm die verlangte Ermächtigung und hoffe, mich nicht in ihm getäuscht zu haben. Er soll Scheffels Ekkehard übersetzt und damit Beifall gefunden haben.

An dem „Schandfleck" arbeite ich noch. Wenn die Arbeit nach dem Sprichwort „was lange währt, wird gut" artet, dann wird was daraus. Ich sehe so die Zeit des Erscheinens um Weihnachten herum ab, früher hätte es auch keinen Sinn, damit auf den Büchermarkt zu rücken.

Nun sehen Sie, Herr „Collega", nun thun Sie doch dramatisch mit, derzeit, nicht erst mit für künftig Geplantem, wie das „Einsam" ist. Es ist ganz recht, daß Sie das thun, ich habe Sie seiner Zeit dazu ermuntert, aber da antworteten Sie so ganz ohne Selbstvertrauen; nun, das war knapp nach Ihrer angreifenden Erholungsreise. Daß Sie sich's nunmehr anders überlegt, das freut mich. Ich nehme daher Anlaß, mein früheres Versprechen zu erneuern, das dahin ging, wo ich Ihnen hierorts und anderswo förderlich sein kann, es mit aller Freudigkeit und Nachdruck sein zu wollen.

Meine Herausgabe der „Heimat" macht mir dermalen mehr Spaß als Arbeit, aber ich werde es auch an der letzteren nicht fehlen lassen dürfen, soll aus dem Blatte

etwas werden. Mittlerweile halte ich mir vom Leibe, was mich an meiner großen Arbeit stört.

Werter Freund, wir haben hier wieder Winter. Ist das hübsch? Jetzt, wo Blätter, Blüten und Halme heraus sind, legt sich der Schnee darüber. Mir ahnte bei der Milde des vergangenen Winters nichts Gutes; „erfahrene" Leute, darunter Oekonomen, versuchten mir's abzureden: nun jammern die Erfahrenen und die Landwirte. Ich habe für meine Familie eine nahe Landwohnung, Perchtoldsdorf, aufgenommen, werde die Meinen ab und zu besuchen, mich aber hübsch in Wien aufhalten. Wann aber die Wohnung wird bezogen werden können, das ist freilich die Frage. Fürchte, die Landfrischen bleiben heuer etwas zu frisch.

Ich grüße Sie auf das beste und herzlichste und freue mich schon dermalen auf ein Wiedersehen.

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

361.

Wien, den 13. Oktober 1882.

Viellieber verehrter Freund!

Nach langer Zeit kann ich endlich der Verpflichtung nachkommen, auf Ihre beiden letzten Schreiben zu antworten. Eine Periode emsigsten Schaffens liegt nun hinter mir, vor mir seh ich just auch nichts anderes, aber einige Augenblicke „geistigen Händeindenschoßlegens" darf ich mir doch wohl gestatten.

Erstlich erlaube ich mir, Ihnen zu melden, daß „Der Schandfleck" umgearbeitet ist, wodurch mir ein Stein vom Herzen gefallen.

Zweitens werden jetzt bald „Kleiner Markt" und „Kalendergeschichten" erscheinen, da ich deren Korrekturbogen zur Erledigung erhielt.

Indessen fühle ich in mir dermalen noch unbestimmtes, zielloses Umhersuchen nach Charakteren, Handlung

und eine gewisse Dialogisierungslust; ich werde vielleicht wieder etwas Dramatisches schaffen.

Ihr „Patenkind" habe ich eingereicht in der Burgtheaterkanzlei zu Handen Wilbrandts, und erhalten Sie sofort Bescheid, sobald ich welchen weiß.

Das ist das, sagen wir meinetwegen, Geschäftliche. Daß Sie Dickens loben, erfreut mich sehr. Das ist ein schön humaner Charakter, ein liebenswürdiger Schriftsteller, ein Poet.

Da Sie einer dramatischen Arbeit Paul Heyses Erwähnung thun, die „Alkibiades" betitelt ist, so muß ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich davon halte, ohne selbe gesehen zu haben, mit lesenden Augen nämlich. Heyse ist ein, im besten Sinne, moderner Dichter. Es ist immer mißlich, wenn ein Autor zurückgreift in Zeiten, die uns ferne liegen, und das Theaterpublikum spricht nicht ganz mit Unrecht sich etwas mißtrauisch gegen „Stücke mit nackten Füßen" aus. Sicher erschwert man sich den Erfolg, wenn man eine Idee in eine uns fremde Gewandung steckt oder für allzu fernliegende Vorkommnisse unsere unmittelbare Teilnahme aufzurufen versucht. Nun, Heyse wird ja da oder dort mit seinem Drama ankommen und es wird sich zeigen, ob und wie es packt.

Was jene Beurteilung anlangt, die über Ihr „Patenkind" abgegeben wurde und die Sie mir zur Aeußerung mitteilen, so könnte ich freilich derselben beipflichten, wenn es sich darum handeln würde, ob diese bei einer Umarbeitung des Stückes vom Grunde aus maßgebend sein sollte? So aber habe ich ja mit dem Stücke ein Fertiges vor mir stehen, und die vielfach beliebten Kritteleien, die dahin zielen, wie etwas anders sein könnte als es ist, halte ich da übel angebracht, weil ja dann eigentlich nie über eine vorliegende Sache, sondern über eine in der Schwebe gedachte entschieden oder gesprochen würde. Wenn dieser Rat: „Schlage dein Kind tot und zeuge ein anderes", einreißen resp. befolgt wer-

den möchte, so erreichten wir nimmer die frische, ursprüngliche Schaffenskraft und -lust der Dramatiker vor uns.

Für die Uebersendung von „Klöpper eso“ (Treff-Aß) besten Dank, für Ihre Mühewaltung der Uebersetzung den allerherzlichsten. Für diesmal schließe ich, da ich ohnedies bald Gelegenheit nehmen werde, an Sie zu schreiben.

Ihr treu ergebener

L. Anzengruber.

362.

Wien, den 7. November 1882.

Mein verehrter Freund!

Wenige Worte heute. Besten Dank für die — — fl. Honorar, die Sie mir einsandten und eigentlich Sie verdienten. Es fällt mir sehr hart, Ihnen eine üble Nachricht schreiben zu müssen, was hilft es aber, Sie müssen es ja doch erfahren. Das Hofburgtheater hat die Aufführung Ihres Einakters, wie dies üblich ist, mittels eines Schreibens ohne jegliche Motivierung abgelehnt. Was nun? Soll ich das Stück dem hiesigen Stadttheater einreichen? Es kultiviert dergleichen aber jetzt gar nicht. Ich erwarte Ihre Entscheidung darüber.

„Der Schandfleck“ erscheint jenseit des Ozeans im New Yorker Belletristischen Journal. Sobald mir ein Abdruck zu Handen kommt, schicke ich ihn.

Schreiben Sie mir bezüglich Ihrer Angelegenheit Ihre Willensmeinung. Ich grüße Sie auf das herzlichste.

Ihr treu ergebener

L. Anzengruber.

An Bettelheim.

363.

28. November 1882.

Sehr geehrter Herr!

Entschuldigen Sie die Anfrage. Sie brachten von den „Schnurren“ im Laufe des Monats November zwei, eine

dritte, „Das Wünschen", gleichfalls in Ihren Händen befindlich, brachten Sie bisher nicht, noch verständigten Sie mich, ob Sie selbe überhaupt bringen. Ich bitte jedoch recht sehr, mir darüber Bescheid zu sagen; ob oder ob nicht?

Ihr freundliches Schreiben, in welchem Sie mich auffordern, meine Ansicht über die derzeitige deutsche Volksbühne auszusprechen (das zweite in dieser Angelegenheit), habe ich erhalten, ich bin aber dermalen außer stande, Ihrem Wunsche, so schmeichelhaft er mir ist, zu entsprechen, ich habe nicht die Ruhe, mir das Material zusammenzutragen, auch möchte ich fast diese Saison in ihrer erschreckenden Repertoirmagerkeit an mir vorübergehen lassen, denn sie kann eben durch ihre Farblosigkeit belehrend werden.

Ich grüße Sie hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Breitkopf und Härtel.

364.

Wien, den 3. Dezember 1882.

Sehr geehrte Herren!

Anbei schicke mit bestem Danke für Honorar die gezeichnete Quittung zurück*).

Anknüpfend an Ihre freundliche Bemerkung, bezüglich des allfälligen Verlages eines Buches von mir, bescheide ich mich zu sagen, daß es mir nur erfreulich sein könnte, mit einer so geachteten Firma wie die Ihre in geschäftliche Beziehung zu treten, aber wie ich vermute, haben Sie Ihr

*) Im „Dichterbuch aus Oesterreich" hatte Anzengruber das Fragment, Akt eins, seiner Tragödie „Bertha von Frankreich" veröffentlicht; bei Uebermittlung des Honorars forderte ihn die Verlagshandlung auf, ihr ein selbständiges Werk zu überlassen.

Absehen auf ein Werk, das durchweg Neues — Ungedrucktes — bringt, und ich folge dem neueren Gebrauche, aus bereits gedruckten Arbeiten ein Buch zusammenzustellen, wie dies im Verlaufe dieses Jahres der Fall war, wo die Spemannsche Kollektion: „Feldrain und Waldweg“ von mir brachte, Schauenburg „Kalendergeschichten“ und Schottländer ein Bändchen „Kleiner Markt“ betitelt, mit welchen drei Werkchen ich meinen durch Jahre aufgesammelten Vorrat von Erzählungen, Märchen, Gedichten 2c. erschöpfte.

Das Nächste, an das ich denken könnte, wäre eine ganz ähnliche Sammlung, wie die bei Schottländer erschienene („Kleiner Markt“).

Ich habe nur Anlaß genommen, davon zu schreiben, um Ihrem Freundlichen mit einer eingehenden Antwort zu dienen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

365.

Wien, den 16. Dezember 1882.

Mein werter Freund!

Ich bin mit Ihnen froh, daß Sie die Besprechung des bewußten, auf L. Feuerbach bezüglichen Buches hinter sich haben, denn Ihr Brief, wo Sie, ehe Sie daran gingen, davon Mitteilung machten, enthielt einen „verbissenen Schmerzensschrei“ über die ihnen auferlegte Zwangsarbeit.

Auch darüber freue ich mich, daß Ihr Stück zu Stockholm gegeben werden wird, und bin auf dessen Erfolg begierig. Ueberaus schmeichelhaft ist es für mich, auch für Sie, daß wir die Finnen gekriegt haben, in den Kreis unserer Schätzer und Werthalter.

Was Sie über den „Einsam“ bemerken, ist unleugbar richtig, aber ich muß Ihnen das Geständnis machen, daß ich es auf alle Gefahr hin gewagt haben würde, auf der

Bühne die Sache den nämlichen Verlauf nehmen zu lassen, wie in der Erzählung, und daß die Generalbeichte des Burschen — die ich um kein Wort anders abgefaßt hätte, also jetzt einfach ausschreiben würde nach dem Buche —, auch vor Erschießung des Einsam zu stehen gekommen wäre. Diese Waghalsigkeit meinerseits schließt natürlich nicht aus, daß ein Bearbeiter der Erzählung es auf anderem Wege mit gleichem, vielleicht besserem Geschick und Glück treffen würde.

Als ich Schottländer (Breslau) meinen Kleinen Markt zum Verlage anbot, bezeichnete ich ihm gegenüber das Buch als ein solches, das für „litterarische Feinschmecker", die das Dargebrachte proben und nachschmecken, geeignet sei. Diese von mir hingeworfene Bezeichnung erweckte seinen Beifall in solchem Grade, daß er diese Worte auf dem Titelblatte stehen haben wollte; das erweckte natürlicherweise mein Mißfallen und ich habe mir's verbeten.

Ueber die Striche in dem „Märchen des Steinklopferhanns" dürfen Sie sich nicht freuen. In einer einmal und irgendwo möglichen Gesamtausgabe stelle ich alles in seinem alten Stande wieder her. Diese Striche, gemacht, um in einer Vorlesung des Märchen, Aug' in Aug' mit Frauenpublikum, Anstößiges zu meiden und sich einer bestimmten Zeitdauer zu fügen, haben auch das Versehen verschuldet, das Sie rügen. Ursprünglich liegen etliche Zeilen dazwischen, die das herangewachsene Mädchen schildern, und dann geht es weiter und heißt, auch nicht ganz zutreffend: einen oder zwei Tage danach. Das ganze Einschiebsel ersetzte ich unbesonnener und leichtfertiger Jüngling durch: Am selben Abend aber... Uebrigens ist der Steinklopferhanns ein Fabelhanns und darf man es mit seinen Reden nicht allzu genau nehmen. Doch habe ich mir mit bestem Dank diese Ausstellung hinters Ohr geschrieben und für späterhin in meiner Handschrift notiert: vielleicht den dritten oder vierten Tag danach.

Ich bin es nicht gewohnt, auf solchen Gedankenlosig-

keiten ertappt zu werden, und sehe nun, daß ich auch ein schwacher, irrender Mensch bin. Oft genug bin ich im Lesen und Korrigieren über diesen Passus hinweggeschlüpft, ohne daß ich Unrat gemerkt hätte. Der Trost, daß andere gleich verschnupfte Nasen hatten, geht mir nicht ein. Ich danke Ihnen!

Daß Ihnen mein Weihnachtsmärchen gefiel, ist mir sehr angenehm; ich hielt es selbst für ein gutgeartetes Kind meiner Muse. Etliche Kleinigkeiten habe ich noch für dieses Jahr zu erledigen. Was ich dann beginne, weiß ich selbst noch nicht.

Mittlerweile ist auch K. E. Franzos' „Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich“ erschienen. Ein sehr dickes Buch, über das ich mich seiner Wohlbeleibtheit halber noch nicht getraut habe; es wird ihm Gutes nachgesagt. Von mir bringt es das Tragödienfragment „Bertha von Frankreich“ — habe es Ihnen einmal vorgelesen — und ein kleines Gedicht „Volksweise“. Habe noch keine kritische Stimme darüber zu hören bekommen. Die Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig, bei der das Buch erschien, benützte die Honorarsendung als Anlaß zu einer Anknüpfung mit mir bezüglich irgend eines Verlagsgeschäftes. Weiß noch nicht, was daraus wird*).

Nächstes Jahr, wenn ich mein Arbeitsprogramm — erst zu entwerfen — werde erledigt haben, gehe ich nach Deutschland und lese vor. Für diesmal schließe ich, nächstens kann ich Ihnen vielleicht über Pläne schreiben, die mir dämmern. Vor dem neuen Jahr wird dies jedoch nicht der Fall sein. Sohin begrüße ich Sie, wünsche frohen Jahreswechsel und verbleibe Ihnen, als was ich mir auch Sie wünsche,

Ihr aufrichtiger Freund
L. Anzengruber.

---

*) Vgl. den vorangehenden Brief.

An Breitkopf und Härtel.

366.

Wien, den 16. Dezember 1882.

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihr Freundliches vom 8. d. Mts. beehre ich mich vorläufig nur dahin zu antworten, daß ich Ihrem Wunsche, die Sammlung, sobald selbe zusammengestellt sein wird, vorgelegt zu bekommen, entsprechen werde.

Einige Zeit wird wohl darüber vergehen, aber es liegt weder in meiner Absicht noch in der Möglichkeit, das Büchlein früher auf den Markt zu werfen, als etwa vor nächsten Weihnachten.

Ich denke, daß das auch Ihnen zusagen dürfte.

Hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

367.

Wien, den 4. Februar 1883.

Mein werter lieber Freund!

Vorab danke ich Ihnen die Bekanntschaft Carneris. Die Sache, derhalben er sich selbst zu mir bemühte, ist unterdessen erledigt. Der Mann war mir durch seine Stellung in der Gesellschaft und in der Gelehrtenwelt interessant. Ich lernte in ihm — ich sage das nur nach der einen kurzen Begegnung — eine gewinnende, einnehmende Persönlichkeit kennen.

Die Nummer der „Gegenwart", in welcher Sie meine Bücher besprochen, habe ich bis heute noch nicht erhalten, dagegen jene mit Ihrem Aufsatze „Zur Philosophie Ludwig Feuerbachs". Sie winden sich da nicht übel um Ihre eigene Achse mit dem gleichen Be-

hagen, wie ein unglücklicher Käfer um die Nadel, die ihn spießt*).

Was Ihr Kommen betrifft, so ist mir dasselbe zu jeder Jahreszeit gleich lieb und erfreulich. Heuer verbleibe ich Sommers über in der Stadt. Sie werden uns übrigens wieder um eines mehr finden. Es scheint meine Bestimmung, durch nackte Thatsachen dem Zweikindersystem zu opponieren. In diesem Punkte geben auch die Frauen gerne nach, obwohl ich gerade nicht gewillt bin, sie diesfalls, dem Sprichworte zufolge, als die Gescheiteren zu betrachten.

Beiliegend, was Sie an Ratschlägen und Winken betreffs Dramatisierung des „Einsam" wünschten.

Herzlichst Ihr

L. Anzengruber.

An Rosegger.

368.

Wien, den 9. Februar 1883.

Verehrter Freund!

Nachdem Sie neuerzeit zu meiner und eines hochgeehrten Publikums Freude sich wieder sehr rege zeigen und in der „Presse" sowohl als auch in der D. Ztg. Feuilletons veröffentlichen, werden Sie so nebenher die Bitte eines Freundes, der zugleich Herausgeber eines Blattes**) ist, nicht wohl abschlagen können, wenn derselbe Sie dringendst ersucht, auch einmal einen Beitrag zu leisten, Sie werden sich dieser Bitte um so weniger entschlagen können, als Ihre Interessen dabei vollkommen gewahrt bleiben sollen, wir verlangen ein Feuilleton von Ihnen und verpflichten uns, ebensoviel dafür zu zahlen als die anderen, Sie geben uns zugleich mit Ueberschickung des

*) Bezieht sich auf das oben erwähnte Buch eines Feuerbach-Verehrers.

**) Die Heimat.

Manuskriptes Ihre Honorarforderung bekannt. Daß Sie so viel erhalten, als Sie von anderer Seite für gleiche Arbeit erhalten, das ist selbstverständlich nicht ausschlaggebend, sondern nur billig, darum betrachte ich es auch als einen Freundschaftsdienst, so Sie mir leisten, wenn Sie uns etwas zukommen lassen.

Ich erwarte denselben auch von Ihnen. Genug des Geschäftlichen!

Wie ergeht es Ihnen? Wann kommen Sie wieder einmal nach Wien? Wir würden uns dann wieder einmal in eine stille Kneipe setzen und vergangener Tage denken, die mit all ihrem Sturm und Drang, ihrem Leid und Beschwer, ja oft aller Not und Pein doch schöner, gehaltreicher, erhebender waren, als die jetzige aschfarbene, platte, lederne Zeit.

Wird's anders noch einmal?

Noch, ich habe die Ueberzeugung, liegt die Herabstimmung nicht an uns, ach, wenn es nur nicht zu lange andauert, so daß wir, mit der Zeit nicht besser, sondern alt geworden, von einer Aenderung derselben nichts mehr profitierten.

Ich grüße Sie herzlichst

Ihr

L. Anzengruber.

An Bolin.

369.

Wien, den 8. März 1883.

Mein viellieber verehrter Freund!

Vorerst besten Dank für Ihre Besprechung meiner kleinen Schriften in der „Gegenwart“. Hat mich sehr erfreut. Was nun den „Einsam“ anlangt, so sind Sie mir mit der Arbeit schon ein zu weites Stück voraus*), während ich

*) „Der Einsame.“ Volksstück in 4 Akten frei nach der gleichnamigen Erzählung L. Anzengrubers von Wilh. Bolin, späterhin gedruckt bei Oswald Mutze. Leipzig, o. J.

hier etwas als geplant lese, haben Sie es doch wohl schon fertig gestellt, und ich gehe so ungern daran, einem Arbeitenden das Werk unter der Hand durcheinander zu werfen. Auch sehe ich manches wohl ganz anders als Sie, und wo ich Schwierigkeiten fürchte, gibt Ihnen vielleicht schon die Thatsache, daß Sie in der Ausführung darüber weg sind, volles Recht, sich über meine Aengstlichkeit zu wundern.

Ich that es z. B. über die Ihrige, daß Sie nicht mit dem alten Kaplan an Ort und Stelle sich abzufinden wissen und besorgt ihn des Weges hin- und wiederschieben. Der alte Knabe steht niemandem im Wege, statt mit Morgen nächsten Tages, reist er erst mit dem Nächstnächsten. Sie denken sich ihn besorgt um den Einsam, so stelle ich ihn mir durchaus nicht vor. Er interessiert sich für ihn und den Schneider-Tomerl ein einziges Mal, das hält er für seine Pflicht; der Starrköpfigkeit des Pfarrers gegenüber unternimmt er keinen zweiten Versuch. Er ängstigt sich allerdings, was werde, das ist aber sehr platonische Teilnahme; denn für alles, was wird und werden kann, fühlt er keine Verantwortlichkeit, noch den Beruf, gegen den ihm unsympathischen Oberen aufzutreten und den ihm gleichfalls gerade nicht sympathischen Burschen in Schutz zu nehmen. Als die Möglichkeit vor seiner Ahnung aufdämmert — nach meinem Entwurfe zu spät —, daß der Verfolgte das Kind des Verfolgers sei, da allerdings faßt die Tragik dieses Verhältnisses ihn an und er gerät in heillosen Schreck, der ihn aber nur zum Aufschreien, aber nicht zum Handeln bringen kann.

Möglich nun, daß gerade in Ihrer Führung der Handlung und Lenkung des Dialogs und Verknüpfung der Umstände und Zufälle der Alte Ihnen wirklich im Wege steht, so er die Hände im Schoß hält, ich weiß das nicht.

So erscheint mir die Hinübernahme der „Sixtin“ *) in

*) Heldin von Anzengrubers Geschichte „Hartingers alte Sixtin“ (Ges. Werke III 119).

das Stück als höchst gefährlich. Wir haben dann zwei große Generalbeichten im Stücke, das ist immer abträglich. Kommt die der Alten darin zuerst — sie hängt gar nicht mit der Handlung zusammen —, so wirkt sie oder wirkt nicht, in beiden Fällen thut sie der zweiten des Einsam Abbruch; kommt sie hinterher, so wird sie dadurch unwirksam. Ich entnehme Ihren Mitteilungen nicht, ob Sixtin etwa auch dem alten Kaplan beichtet; dieses „grassierende" Gesprächigwerden gegen denselben wäre geradezu bedenklich. Doch indem ich dieses niederschreibe, weiß ich schon nicht, ob ich Ihnen wirkliche Einwürfe mache oder bloß mir welche zu meinem Privatvergnügen aussinne. Sie können die Sache sich ganz und gar anders zurechtgelegt haben wie ich und über all' das völlig hinaus sein.

Ueber die Absicht, die Flintenschüsse, die den Einsam fällen, schon unmittelbar bei Aufziehen des Vorhanges fallen zu lassen, habe ich nur meine volle Zustimmung zu geben. Das hätte ich vielleicht auch über manches andere hier in meinem Schreiben besagt, wenn ich das Glück hätte, Ihnen bei der Niederschrift über die Achsel zu gucken oder mich mit Ihnen Punkt für Punkt besprechen zu können.

So halte ich dafür, Sie nehmen von meinen Ratschlägen, was Ihnen förderlich erscheint, und schieben das Ihnen nicht Taugliche beiseite und gehen Ihren Weg. Ich werde ja die Freude haben, Sie heuer wieder in Wien zu sehen, und da mögen wir dann alles des Längeren und Breiteren besprechen. Dem Fertigen steht man ganz anders gegenüber als dem erst Aufzurichtenden. Was Gestalt gewonnen hat, spricht schon für sich selbst eine deutliche Sprache. Ich freue mich dermalen schon auf dieses Wiedersehen und hoffe schöne, fruchtbare Stunden.

Ich grüße Sie herzlichst.

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Ich schreibe jetzt an einer größeren Erzählung, deren Stoff dem Bauernleben entnommen ist.

An Rosegger.

370.

(Postkarte.) Wien, den 2. April 1883.

Werter Freund!

Vorläufig sage ich Ihnen nur besten Dank. Was meinen Jungen anlangt, so rebelliert er gegen diese Welt, soweit in seinen geringen Kräften liegt. Er scheint eine Ahnung zu haben, wohin er geraten.

Herzlichen Gruß. Näheres bald.

Ihr

Kirchfelder.

An Bolin.

371.

(Postkarte.) Wien, den 7. April 1883.

Mein verehrter Freund! Mit diesen Zeilen will ich nur den Empfang Ihrer beiden lieben Briefe vorigen Monats bestätigen. Auf Ihre Auseinandersetzungen bezüglich der Dramatisierung des „Einsam" habe ich nichts zu erwidern, das muß man fertig vor sich haben, brieflich wird man da nie zurechtkommen; das Planen, als solches, läßt sich nicht gut beurteilen, die Ausführung ist da wohl maßgebend. Soeben erhalte ich die letzten Nummern des N. Y. belletrist. Journals. Ich bin nun neugierig, was Sie zu dem Ganzen sagen?*) Hat die Erzählung gewonnen? Liest sie sich trotz der Einschübe wie aus einem Guß? Kurz: war sie des Opfers an Zeit meinerseits und das an Geld anderseits wert? Druckfehler habe ich greuliche wahrgenommen. Indem ich Sie auf das Beste und Herzlichste grüße, verbleibe ich

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

---

*) Umarbeitung des „Schandfleck". Vgl. Beilage C.

An Rosegger.

372.

Wien, den 3. Mai 1883.

Werter Freund!

Sie haben mir durch Ihre Nachricht über die Aufführung des „Meineidbauer“ große Freude bereitet. Es ist mir doch angenehm zu wissen, daß ich irgendwo noch als lebendig gelte und wirke, da ich hier augenscheinlich als tot zähle. Sie fragen, was ich für Pläne habe; litterarische genug, einen Roman schreib' ich, ein Schauspiel möcht' ich schreiben, wenn ich dazu komme. Oktober und November reis' ich als Vorleser. Sonst plane ich nichts.

Herzlichen Gruß Ihr

L. Anzengruber.

An Bettelheim.

373.

Wien, den 9. Mai 1883.

Sehr geehrter Herr!

Ich sage Ihnen meinen besten Dank für die Einsendung Ihres Artikels; derselbe wäre mir, als schwachem Zeitungsleser, sonst leicht entgangen, und das hätte mir leid gethan, nicht der liebenswürdigen Behandlung, die Sie meinem Wirken angedeihen lassen, wegen — wofür ich Ihnen übrigens unterm Lesen im Geiste meine abwehrend bescheidene Verbeugung machte —, sondern der Sache wegen, die mir ja vom Anbeginn meiner Laufbahn an am Herzen lag und noch liegt. Ich kann sagen, ich ergriff nur die Feder, um durch „dauerhaftere“ Stücke mit den vorhandenen guten Werken meiner Vorgänger ein Repertoire der Volksbühne zu ermöglichen, dieser und den Schauspielern zum Heile, die von einer geistlosen Robot erlöst, sich künstlerischen Aufgaben hätten zuwenden können. Können!

Es war mir niederdrückend genug, nach nahezu zehnjähriger gewissenhafter Arbeit wieder da zu stehen, wo ich begonnen hatte. Mit der Aussicht auf den Erfolg, schwindet bekanntlich auch der beharrlichste Mut.

Von Ihrem Plane*) halte ich, daß derselbe nicht nur in seinen idealen Zielpunkten gedeihlich sei, sondern ich achte ihn durchwegs für ausführbar und — wenn erst die Anfänge überwunden wären — auch für ein nicht zu verachtendes Geschäft.

Nochmals verbindlichsten Dank.

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Breitkopf und Härtel.

374.

Wien, den 1. Juli 1883.

Sehr geehrte Herren!

Ich habe Ihnen das Versprechen gegeben, Ihnen das, was ich für dieses Jahr druckreif hätte, zur Einsicht zuzuschicken. Zur Vermeidung aller Weitläufigkeiten sende ich Ihnen hier gleich mit, was ich habe, daß Sie prüfen mögen, ob Sie sich damit befreunden können.

Das Buch, das einzige, das ich für dieses Jahr zusammenstellen kann, würde heißen

„Allerhand Humore".

Ich bitte bei der Lektüre der Sendung genau die Reihenfolge der Nummern zu beachten, da Sie nur dadurch den Eindruck empfangen, mit welchem das Buch den Leser empfängt, weiterführt und schließlich entläßt.

Im Falle Ihnen das Ding nicht entsprechen sollte, zur Angabe von Gründen weshalb verpflichte ich Sie nicht, so senden Sie mir die Abdrücke in thunlichster Bälde zurück.

---

*) Eine lediglich künstlerischen Absichten dienende Volksbühne durch Staats- oder Selbsthilfe zu organisieren.

Sollten Sie den Verlag übernehmen wollen, so erwarte ich von Ihnen ein Anbot, wobei ich von vornherein bemerke, daß meine Anforderungen überhaupt keine unbescheidenen sein können, angesichts der Thatsache, daß ich lauter schon gedruckte Artikel anbiete. Ich wünschte diesfalls für mich, außer dem Uebersetzungsrechte noch jenes gewahrt, alle die hier gebrachten Arbeiten unverwehrt in eine allfällige Gesamtausgabe meiner Schriften (in einzeln unverkäuflichen Bänden) einreihen zu dürfen. Sonst wäre mir ein Abschluß ein für allemal, ohne irgendwelche Beziehung auf Ausgabe und Angabe der Exemplare erwünscht.

Ihren freundlichen Mitteilungen entgegensehend

Ihr hochachtungsvoll ergebener

L. Anzengruber.

Wien, VI., Hofmühlgasse 2.

375.

Wien, den 14. Juli 1883.

Sehr geehrte Herren!

Unterm 1. d. M. erlaubte ich mir, Ihnen das Materiale zu einem Buche, „Allerhand Humore“ betitelt, einzusenden und bat im angeschlossenen Briefe um möglichst baldige Erledigung, eventuell Rücksendung; da ich bis heute darüber noch ohne irgendwelche Verständigung bin, so bitte ich gütigst um Ihre Willensäußerung.

Hochachtungsvoll ergebenst

L. Anzengruber.

An Bolin.

376.

Wien, den 22. Juli 1883.

Mein liebwerter Freund!

Um keine allzulange Schreibepause eintreten zu lassen, gehe ich heute daran, Sie von verschiedenem zu verständigen. Die „Heimat“ besteht weiter fort, und zwar unter

meiner alleinigen Leitung, als Herausgeber und verantwortlicher Redakteur. In der ersten Nummer des neuen Jahrganges, vom Oktober ab, beginnt auch meine Dorfgeschichte „Der Sternsteinhof“.

Natürlich nimmt mich für jetzt die Sache gehörig in Anspruch. Ich arbeite vormittags an meiner Erzählung, bei günstiger Stimmung auch nach der Jause; nach Tisch erledige ich Korrespondenzen, lese Einläufe 2c.

Ich war daher ein wenig eingeschüchtert, als ich dachte, wie wird es unter solchen Umständen mit der Vorlesetour durch Deutschland aussehen? Kann ich es denn wagen, die Arbeit (den Sternsteinhof) auf 3 bis 4 Wochen zu unterbrechen? Kann ich die Redaktion so lange ohne Aufsicht lassen? — Aber siehe da, die Sache erledigte sich auf die einfachste Weise. Ich erhielt etwa vier Einladungen, davon handelten zwei von dem Maximum des Honorars (300 Mark) und eine von dem Minimum (200 Mark) herunter. Das hätte für mindestens 14 Tage Zeitverlust, Hotelleben und Reisespesen in Summa einen Ersatz von 850 Mark brutto ergeben, dafür noch die Unbequemlichkeit und Beschwerden. Ich sagte ab. Ich lass' das anderen über.

Schließlich noch eines, den „Einsam“ betreffend, möcht' ich die von mir in Vorschlag gebrachte Schlußphrase: „Ich will allein sein mit meinem Jungen“ umändern. „Ich will (oder werde) allein wachen bei meinem Jungen“, dünkt mich besser.

Heute kann ich Ihnen weiter nichts mehr schreiben. Doch: was die Kameradin anlangt, so wird sie jetzt schon mehrfach besprochen, wollen Sie desgleichen thun, so ist's recht; der Buchdruck des „Schandfleck“ dürfte auf sich warten lassen; aber es thut's auch später unter einem; nur dem Autor kann es nicht schaden, unter einem beurteilt zu werden. Für den Verleger käme allerdings die Reklame sehr nach der Hand, aber die Rücksicht auf letzteren ist mir ziemlich gleichgültig.

Meinen Hamburger Freunden habe ich „Kameradin“ und „Schandfleck“ geschickt und einen sehr liebenswürdigen Brief darauf erhalten. Sonst nichts Neues. Hoffend, daß Sie sich wohl befinden, grüßt Sie

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

An Breitkopf und Härtel.

377.

Wien, den 23. Juli 1883.

Sehr geehrte Herren!

Wie Sie wissen, machte ich Ihnen seiner Zeit die Zusage, wenn ich ein Buch zusammenstellte, Ihnen dasselbe zur Einsicht vorzulegen, und versprochenermaßen legte ich Ihnen dann vor, was ich hatte; das Buch heißt „Allerhand Humore“ und nicht „Einerlei Humore“, verspricht schon im Titel eine Buntscheckigkeit des Inhaltes, und wenn Sie einzelne Stücke ausscheiden, so ändert das nichts an dem Wesen des Ganzen. Ueber Geschmack zu streiten, welcher das subjektivste Ding auf der Welt ist, habe ich von jeher als unnütz erkannt und besitze meinerseits Objektivität genug, mich selbst auf den Standpunkt eines anderen zu denken, von welchem aus er das eine zusagend, das andere abschmeckend findet, um so mehr werde ich Ihnen, wo es sich um die Prüfung einer Ware handelt, doch eine Auswahl zugestehen und habe Sie von vornherein, falls Sie überhaupt in Verhandlung über den Erwerb des Materials treten wollen, für berechtigt gehalten, eine Ihnen zusagendere Umstellung des letzteren vorzunehmen.

Verpflichtet halte ich mich nur, auf das aufmerksam zu machen, was etwa meines Erachtens das Buch schädigen und somit auch Ihnen abträglich sein könnte, das wäre denn meinem Empfinden nach die jetzige Aufeinanderfolge der beiden Teile des Buches.

Ich möchte ebensowenig mißverstanden werden, wie ich

Sie nicht mißverstehe, da Sie aber selbst den bäuerischen Skizzen den Vorzug geben vor den städtischen, so scheint es mir nicht richtig, das Bessere voranzustellen, sondern ich glaubte die umgekehrte Anordnung rätlicher und ließe den städtischen Teil vorangehen und den bäuerischen nachfolgen. Jedenfalls ist es einiger Ueberlegung wert.

Dann erlaube ich mir noch eines zu bemerken, für keines sonst der von Ihnen ausgeschiedenen Stücke lege ich auch nur ein Wort ein, für den „bösen Gast“ aber mehrere. Es fällt mir gar nicht ein, meine Verwendung für dieses Stück durch eine Erörterung über dessen Wert oder Unwert begründen zu wollen, es leitet mich eine rein praktische Erwägung, wenn ich wünschte, daß dieses Stück beibehalten würde; eine überwiegende Mehrzahl von Lesern liest dieses Genre vorzugsweise gern; und gerade diesen „bösen Gast“ hab' ich auf Leser verschiedenster Bildungsgrade einen geradezu nachhaltigen Eindruck machen sehen. Ich bitte, auch das der Erwägung wert zu halten.

Was meine Honorarforderung anlangt, so erlaubte ich mir gleich bei Ueberreichung des Buches darauf aufmerksam zu machen, daß ich es ein für allemal abgebe, ohne weiteren Vorbehalt, als die verwendeten Stücke dermaleinst ohne irgend welchen Anstand von Ihrer Seite und Ersatz von meiner in einer Gesamtausgabe meiner Werke in einzeln unverkäuflichen Bänden bringen zu dürfen; daraufhin erwartete ich konvenierenden Falles ein Anbot von Ihnen — das thu' ich auch noch heute, Sie haben nun das Ding schon in greifbarerer Gestalt vor Augen, müssen wissen, was es Ihnen wert ist, also bieten Sie getrost, ich bin kein Vertreter unbilliger Forderungen und nehme auf Ihr geschäftliches Risiko auch Bedacht.

Hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

378.

Wien, den 29. Juli 1883.

Sehr geehrte Herren!

Ich bin Ihnen für Ihr liebenswürdiges Entgegenkommen sehr verbunden. Ich weiß es auch nicht, wie meine Bücher gehen, habe keine Ahnung davon, nur das weiß ich, daß ich sowohl hier in Oesterreich wie in Deutschland eine mählich anwachsende Gemeinde von Lesern habe; vielleicht repräsentiert selbe in nicht gar langer Zeit eine respektable Anzahl von Abnehmern meiner Werke, doch das will erlebt werden, daneben werde ich unbestritten auch gekauft und gelesen, und was andere Verleger daran wagten, das können Sie auch, indes wäre es von mir gar nicht gerechtfertigt und würde mich hinterher sehr beschämen, wenn ich Sie für Ihre Freundlichkeit mehr riskieren ließe als die anderen. Sie hätten dann recht, obzwar es lediglich Geschäftssache, es nicht billig zu finden. Ich erwartete daher Ihr Schreiben, um daraus zu ersehen, ob Ihnen die Sache überhaupt so viel wert, und ich ersah, daß sich nach Ihren Vorschlägen die Kosten für Sie ein geringes höher stellen würden als bei den andern, so biete ich denn Ihnen wie diesen meine Ware —

Uebersetzungsrecht und unbeanständete Aufnahme der gebrachten Artikel in einer Gesamtausgabe vorbehalten — ein für allemal gegen baren Erlag von fünfhundert Mark (500 Mark).

Dieses Honorar würde mit Ihrer Annahmserklärung fällig.

Dieser Betrag ist zum „Herauskommen" für Sie, im Falle das Buch matt gehen sollte, geht es flott, so würde ich Ihnen dazu von ganzem Herzen gratulieren, und ein anderes Mal rechnen Sie mir dafür etwas zu gute.

Ihrer freundlichen Entschließung entgegensehend

hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

(Inlagebogen von fremder Hand.)

I. (in II. korrigiert). Bilder aus dem Leben einer großen Stadt.

1. Man kann nicht wegbleiben.
4. Ein Wiedersehen. (Bleistiftziffer: 1.)
5. Das Schlußkapitel eines Romans. („ 2.)
6. Muttersorge. („ 3.)
8. D' Parapluiemacher-Mali. („ 4.)

II. (in I. korrigiert). Ernstes und Schwänkiges aus dem Bauernleben. I.

1. Früher Tod.
2. Eisblumen.
3. D' g'sprächig Stund'.
4. Ein Dorfidyll.
5. Schnurren. (Anhang.)

III. Gefabeltes von irgendwo und nirgendwo.

1. Teufels Träume. (Bleistiftziffer: 3.)
2. Der Erbonkel. („ 1.)
5. Ein böser Gast. („ 2.)

An Rosegger.

379.

Wien, den 2. August 1883.

Verehrter Freund!

Jetzt, da ich alles einlade, am neuen Jahrgang, der mit Oktober beginnt, mitzuarbeiten, kann ich als Herausgeber eines Blattes doch nicht an Ihnen vorübergehen; man könnte mir das als ein Pflichtversäumnis aufrechnen; daher bitte ich Sie denn, falls Sie etwas für die „Heimat" Taugliches liegen haben, oder in nicht allzulanger Zeit fertig bringen, an mich zu denken.

Wie geht's denn Ihnen?

Ich arbeite wie — es gibt gar keinen Vergleich, wie ich arbeite. Befinde mich übrigens den Umständen angemessen, es ist das einer der schönsten Zustände, und selbst

einer, der aufs Rad geflochten ist, kann den Umstehenden diese beruhigende Auskunft geben.

Es grüßt Sie Ihr

L. Anzengruber.

Erhielt ein sehr liebenswürdiges Schreiben von Hamerling, das mich sehr erfreute.

An Ada Christen.

380.

Wien, den 23. August 1883.

Verehrte Kollegin und Freundin!

Besten Dank für das Gedicht, ebenso für die freundliche Einladung, der ich aber leider diesmal nicht Folge leisten kann, der Freitagabend gehört zu meinen besetzten. Schließlich ersuche ich das Haus Breden denn doch dringend, einmal gesund bleiben zu wollen. Ich beschränke mich ohnedies im menschlichen Verkehr auf wenige, nehme daher der Natur der Sache nach an diesen wärmeren Anteil, da ginge es mir gerade noch ab, daß mich dieses Träuperl Leut' sorgen machte. Also bitt' mir's aus.

Mit herzlichem Gruß an Sie und Ihn

Ihr

L. Anzengruber.

An Bolin.

381.

Postkarte. Wien, den 7. September 1883.

Viellieber Freund!

Sie überhäufen mich mit Aufmerksamkeiten, mit Zeichen freundlichen Gedenkens, und ich muß mich auf den „Undankbarigen" hinausspielen, denn ich liege an dreifach gedrehter Arbeitskette: 1. Autor des „Sternsteinhofes". — 2. Redakteur der „Heimat", Manuskripte lesen, Korrespondenz, Nummerzusammenstellung. — 3. Herausgeber

des bei Breitkopf & Härtel erscheinenden Buches „Allerlei Humore"; also Korrektur! Das ist alles zusammengenommen sehr in Anspruch nehmend. Daher beschränke ich mich darauf, mit bestem Danke zu bestätigen, daß ich die beiden Ibsen erhalten, den Grillparzer-Aufsatz (hochinteressant), die schwedische „alte Sixtin" und Ihre gütige Besprechung der „Kameradin". Es geht mir und den Meinen gut, ich hoffe auch Sie wohl.

Ihr herzlich ergebener
L. Anzengruber.

An Breitkopf und Härtel.

382.

Wien, den 23. September 1883.

Sehr geehrte Herren!

Habe am Heutigen die Revisionsbögen erhalten und entnehme daraus Anlaß, auf mehreres, nicht die Hausorthographie Betreffendes hinzuweisen, also hübsch der Reihe nach:

Seite 106 Zeile 6 von oben habe ich „gäng und gebe" ausgebessert in gang und gäbe, denn so heißt es; „gäng und gebe" heißt gar nichts, aber das, was Brauch ist im Umgange und in der „Gäbe" (sich zu nehmen und zu geben), das ist gang und gäbe — ich bitte also, es auch so einstellen zu wollen.

Seite 108 15. Zeile steht trotz meiner Korrektur „Tags über", wollte ich das so, hätte ich das zwar schwerfälligere, aber reinere „Tages über" gebraucht, nicht das zischende „Tags"; ich aber will das von mir gebrauchte „tagüber". Das hat nichts mit Orthographie zu schaffen, so schreibe ich, habe also als Autor das Recht, meine Ausdrücke gebraucht zu sehen. Bitte also um „tagüber".

Nun kommt ein ganzes Schema über ein einziges Wort und das ist, wie ich es schreibe: „gleichgiltig", wie es in den Revisionsbogen stehen geblieben: „gleichgültig", das ist

denn eine ganz veraltete und unrichtige Schreibweise, gleichgiltig ist das, wovon jemand sagt: es gilt (nicht gült) mir gleich.

Uebrigens wäre es mir auch, wenn Sie wollen, „gleichgültig", aber Einheit muß doch herrschen, in den früheren Bögen wurde es „gleichgiltig" gesetzt, ich denke also, es wäre angezeigt, auch an folgenden Stellen, wo „gleichgültig" stehen geblieben, gleichgiltig zu setzen (Seite 116 9. Zeile von unten, Seite 118 4. Zeile von unten, Seite 124 Zeile 10 von unten, Seite 126 Zeile 3 von unten, Seite 137 Zeile 3 von oben).

Ferner finde ich ungebärdig, das ist nicht richtig, wenn man auch dabei an Abstammung von Gebaren denken sollte, eben aber von diesem mittelhochdeutschen „gebären" abstammend, schied man „geberden" von „gebären", dem andern Zweig, von dem Geburt und Bürde ableitet. Bitte also Seite 147 letzte Zeile nicht ungebärdig, sondern ungeberdig.

Seite 157 letzte Zeile „knickſten", man schreibt nicht einen Knicks machen, sondern einen Knix, daher knixten, daran ist das Auge gewöhnt.

Seite 160 2. Zeile von unten, was mir ganz recht wäre, was sich aber mit der „Hausorthographie" nicht verträgt, nämlich „verbiete", wollen Sie also das h einstellen: „Verbiethe".

Seite 192: Fehler, die im Vorhergesagten erläutert sind.

Zeile 4 von unten Gebärde statt Geberde. Zeile 10 von unten Gleichgültigkeit statt Gleichgiltigkeit.

Zum Schlusse das Schrecklichste! Das Buch heißt auf dem Titelblatte „Allerhand Humore" und auf dem „Wurm" aller Bögen „**Allerlei Humore**", das geht denn doch nicht an, entscheiden Sie sich also, sollen die Würmer recht haben oder das Titelblatt, ich lasse Ihnen die Wahl frei, mir gilt es gleich, allerhand oder allerlei, veranlassen Sie nach Gefallen das Nötige.

Hochachtungsvoll ergebenst

L. Anzengruber.

An Bolin.

383.

Postkarte. Wien, den 16. Oktober 1883.

Mein verehrter Freund!

Zu allem Danke, den ich Ihnen schon schulde, häufen Sie immer neue Verpflichtungen! Ich bin in großer Freude über das Resultat — Ihrer Bemühungen! Schon lange hätte ich Ihnen geschrieben bezüglich des Musikstückes für „Einsam", aber dasselbe ist noch immer in der „Komposition". Sobald ich es erhalte, schicke ich es Ihnen selbstverständlich zu. Ich erwarte es in diesen Tagen. Sonst — Sie werden das aus meiner Schreibfaulheit entnehmen — hat es mich gehörig. Der „Sternsteinhof" beginnt bereits in der „Heimat", und ich muß dazusehn, ihn in den drei Monaten, die ich Vorsprung habe, auch zu vollenden. Bis nun bin ich mit meiner Arbeit vollkommen zufrieden; das besagt doch bei mir immer etwas. Nächstens erscheint bei Breitkopf & Härtel in Leipzig „Allerhand Humore". Bin neugierig, wie Ihnen das Buch zusagt. Nichts ist Ihnen daraus schon bekannt. Nochmals Dank für die Freude, die Sie mir bereitet, für die Mühe, die Sie sich darum gegeben. Mit besten Grüßen

Ihr getreuer L. A.

An Josephine Gallmeyer.

384.

Redaktion der „Heimat",
I Seilerstätte 2, Wien.

Wien, den 6. November 1883.

Vielverehrte!

Ich danke Ihnen für Ihre mich ehrende Aufmerksamkeit und bedauerte recht lebhaft, dies nicht persönlich thun zu können, da die Abhaltung, die Sie hatten und die Sie ferne hielt, eine so betrübende war.

Hoffentlich treffen Sie diese Zeilen bei Wohlsein.

Uebrigens hätte es Sie vielleicht noch kränker gemacht, wenn Sie meinen „Umgang mit Lorbeerkränzen" beobachtet hätten. Ich trennte die Schleife ab, brach den Draht und rollte das Grünzeug zusammen in meinen kleinen Koffer.

Und was sagen Sie — ich wußte, daß mein Lorbeer was aushält — nix is g'schehn! In Wien angekommen, schickte ich sogleich nach einem kunstfertigen Rastelbinder und ließ den Kranz wieder zusammenfügen, und nun hangt derselbe so frisch und grün, als wäre er nie in gedrückter Lage gewesen, über einem Bilde von mir und erweckt Bewunderung und Neid. Er ist also echt.

Ich bin von meiner Reise — neun Stunden Fahrt — noch nicht recht zu mir gekommen. Verzeihen Sie also die Kürze dieses selbigen Schreibens und nehmen Sie nochmals meinen Dank und verbleiben Sie gewogen

Ihrem Sie hochschätzenden

L. Anzengruber.

An Rosegger.

385.

Wien, den 6. November 1883.

Verehrter Freund!

Besten Dank für Ihre Freundlichkeit, die Sie mir in Graz erwiesen. Ich lasse alle jene, welche mir so freundlich entgegenkamen, die Grazer „Concordia" voran, bestens grüßen.

Wir sehen uns ohnedies sehr bald, also werden Sie mir ja erzählen können, was Graz von dem Vorleser Anzengruber hält und auch, was der verehrte Poet Hamerling von dem Menschen hält, den er kennen gelernt.

Wenn ich ihm „ansteh'", muß ich ihn einmal auf längere Zeit sprechen.

In der neuesten Nummer des „Magazins für Litteratur

des In- und Auslandes“ begann soeben ein Aufsatz über ihn, den ich, soweit er vorliegt, mit beiden Händen unterschreibe. Auf frohes Wiedersehen Ihr

L. Anzengruber.

An Josephine Gallmeyer.

386.

Wien, den 11. November 1883.

Verehrteste!

Für Ihren Schreibebrief besten Dank. Von mir aus hätten Sie schon längst nicht nur in meinen Stücken spielen sollen, sondern müssen!

Es wird mich sehr freuen, davon zu hören. Die Vroni, die Gelbhofbäuerin, die Horlacher-Lies dürften Ihnen nach meinem Dafürhalten liegen. Auch in Doppelselbstmord, Jungferngift sind Rollen Ihrer Beachtung wert.

Was den hiesigen „Cyklus“*) anlangt, so gehört auch Martinelli zu den Uebergangenen, bei ihm fand ich das entschuldigt, da der Cyklus kein eigentlicher ist und die Stücke erst vorab einzeln einstudiert werden müssen und erst wenn sie im Repertoire des Theaters stehen, ein Gast in einer Reihenfolge derselben auftreten kann, bei Ihnen aber ist's ein anderes, ob Sie in Graz oder Wien säßen, ab und zu als Gast auftretend, zählte gleich.

Sie wissen, daß ich mich in Cliquen- und Claquengeschichten nicht einlasse, daher auch selben gar nicht nachfrage, so bleibt mir dann manches unerklärlich, aber ich will mir durch solches Wissen nicht Kopfweh machen lassen.

Besten Gruß von Ihrem aufrichtig ergebenen

L. Anzengruber.

Stuck schreib ich kein's!
Die Zeit is mir nit darnach.

---

*) Im Wiener Stadttheater unter der Direktion Karl v. Bukovics.

An Rosegger.

387.

Wien, den 11. November 1883.

Verehrter Freund!

Sie sind nicht gestern unter Tages gekommen, abends saßen Sie nachlesend in dem Wartezimmer bei Bösendorfer und wollten nicht gestört sein*). Heute, Sonntags, kamen Sie nicht, sind daher vermutlich früh morgens wieder abgereist.

Also war es mit einem Wiedersehen nichts. Ich saß mit meiner Frau im Saale, die Hitze und das Gedränge sonach war groß, auch dachte ich mir Sie von zahlreichen Verehrern und „innen" umworben, um Ihnen zu sagen „Schamer Diener" und „B'hüt Ihnen God" wollte ich mich nicht extra hindurcharbeiten.

Alles andere, was ich Ihnen aber etwa zu sagen hatte, und was Sie etwa interessiert hätte, wäre für Sie allein gewesen, kann es auch nicht schreiben, da ich keine Abhandlung liefern kann. Somit für ein andermal, wo es sich schickt.

Mit besten Gruß

Ihr

L. Anzengruber.

An Bolin.

388.

Wien, den 11. November 1883.

Mein viellieber Freund!

Leider kann kan Notenblatt gar nicht verloren sein, sonst ließe es sich ja ersetzen, aber es ist eben noch gar nicht vorhanden. Ich habe mit der Komposition der acht

*) Vor einer Vorlesung.

Zeilen den mir befreundeten Hofkapellmeister Hanns Richter betraut, und der ging darüber nach London konzertieren, und ich warte noch heute auf die Leistung.

Ich muß mich also an jemand anderen wenden, was ich nächstens thue*). Zur Redaktion und Schriftstellerei ist nun auch gelegentlich der Aufführung meiner Stücke im hiesigen Stadttheater der Verkehr mit Schauspielern gekommen. Ich weiß thatsächlich oft nicht, wo mir der Kopf steht. Zum Ueberfluß habe ich kurz hintereinander drei Vorlesungen gehabt: eine am 27. und eine am 31. vorigen Monats hier, die andere den 3. dieses in Graz. Ich bitte Sie also, lieber Freund, vielmal um Entschuldigung, daß ich mir die Sache nicht so angelegen sein ließ, wie es sich für mich gehörte, der ich Ihnen so viel Mühe meinetwillen schon aufhalste und selber ganz lässig dabei thue.

Am 6. hatten wir hier den „Pfarrer" in einer mäßigen Besetzung. Selbst Mitterwurzer vergriff seine Rolle total und war in der großen Schlußscene des 3. Aktes von einer „Salbungsvöllerei", die zum Davonlaufen war. Die Zuschauer aber blieben doch sitzen, und kommen weitere, die das an den folgenden Abenden thun, so wird es bis Donnerstag fortgegeben, der edle Priester, seines Alters nunmehr 13 Jahre!

Der Meineidbauer ist Nr. 2 des sogenannten Cyklus und für den 23. dieses angesetzt. Bei der gänzlichen Ungeschultheit des Personals des Stadttheaters für das Volks-

---

*) Hans Richter hat später doch für die Komposition gesorgt. Vgl. Brief vom 5. Dezember 1883. „Leider bin ich nicht im Besitze von Briefen Anzengrubers" (so antwortet Richter dem Herausgeber freundlich auf dessen Anfrage); „die wenigen Gefälligkeiten, die ich ihm erweisen durfte, wurden mündlich erbeten. Handschriftliches habe ich nur auf der Titelseite von „Feldrain und Waldweg", welches Buch mir der Verewigte am 15. Nov. 1883 mit folgenden Zeilen gab: „Herrn Hofkapellmeister Hans Richter zum Zeichen aufrichtiger Wertschätzung und freundschaftlicher Ergebenheit.

L. Anzengruber."

schauspiel bleibt mir nichts anderes über, als die Stücke vorzulesen, was doch einiges nähere Verständnis dafür erwecken dürfte.

Ich werde durch diese Geschichte doch einigermaßen wieder lebendig. Heuer werde ich den „Sternsteinhof“ wohl zu Ende schreiben, und nächstes Jahr will ich mich wieder einmal der Dramaturgie ergeben.

Was Sie mir von „Sixtin“ schreiben, erfreut mich recht. Das Publikum ist doch nicht so dumm, wie es von Verlegern und Redakteuren gehalten wird. Diese Geschichte ist ja doch „moralisch“, was wollen denn diese Wächter der Sitte und des guten Geschmackes? Eine Langweile wollen sie züchten, daß diese Generation darüber den Gähnkrampf kriegen soll, und wenn der zur Maulsperre führt, so paßt ja das ganz gut zu den jetzigen Parteiprogrammen aller Art! Pfui! wie der heutige Liberalismus aussieht, dahier bei uns, ich glaube sogar überall, — dieses Geschlecht scheint in Filzschuhen seinen Weg machen zu wollen. Aber da steht ja bloßfüßig schöner.

Für Ihre Anzeige von „Allerhand Humore“ seien Sie im vorhinein bestens bedankt. Ich weiß, Sie werden mich in gewohnter liebenswürdiger Weise bedacht haben mit so viel Lob, wie das Buch verträgt.

Ibsens „Gespenster“ würde ich mich freuen kennen zu lernen. Der Titel ist allerdings gar zu wunderlich, ich wüßte ihn nur durch einen, aber auch gewagten, weil neu gebrauchten Ausdruck zu ersetzen; aber ich wagte es keck, das Stück „Wiederkömmlinge“ zu heißen.

Allerdings habe ich sowohl „Stützen der Gesellschaft“ als auch „Nora“ besprochen, deren großes Lob ich jetzt zu meiner Beschämung in „Nord und Süd“ lesen muß.

Der bewußte Lange übersetzt ja viel für Reclams Universalbibliothek? Was dieses Unternehmen auch für die Verbreitung der Klassiker Gutes haben mag — wenn es überhaupt was Gutes ist, in zerschlissenem Papier und

Augenpulverlettern, unhaltbaren Pappbänden derlei unters Volk zu bringen — das schädigt es durch Einschübe fragwürdigster Produkte der Neuzeit und durch Uebersetzerarbeiten, denen das Motto „Billig und schlecht“ an der Stirn geschrieben steht.

Nun ist es seit langem wieder einmal der erste Brief, den ich an Sie schreibe, und ich kann ihn nicht schließen, ohne Ihnen zur Macbethaufführung alles Gute, vollen Erfolg zu wünschen.

Nun werde ich mich bemühen, endlich einmal unsere „Gstanzln“ in aufgeschriebener Musik zu bekommen, und schicke Notenblatt an Sie, wie Sie es vorschreiben.

Noch eins will ich nicht unerwähnt lassen. Von der hiesigen Brockhaus-Filiale wurde mir zur Besprechung ein Roman von einem unaussprechlichen russischen Schriftsteller zugeschickt. „Was thun?“ heißt das Zeug*). Es ist das von solcher Formlosigkeit, von solcher genialthuender Aufdringlichkeit (ewiges Ansprechen, ja selbst „Frozzeln“ des Lesers), daß ich nicht verstehe, wie denn die Uebersetzerwut so weit gehen kann, derlei zu übertragen. Weil der Autor in Sibirien war?! Ich wollte, es säßen noch mehrere ihm dort zur Gesellschaft! Natürlich unterlasse ich die Besprechung von so was.

In Berlin haben sie ein „Deutsches Theater“. Ich lasse mir davon nichts Besonderes erzählen. Die Schauspielkräfte nehmen zusehends ab, selbst die Kunst der Verstellung, wenn sie Charaktere festhalten soll, erfordert Kraft, und dieses Geschlecht hat keine.

Ich schließe mit den besten Grüßen an Sie.

Ihr

L. Anzengruber.

---

*) Von Tschernitschewski.

An Ada Christen.

389.

Wien, den 15. November 1883.

Verehrte Kollegin und Freundin!

Komme gestern in die Nische und werde von Meister Alt gefragt: ob ich von dem Brande im Bredenschen Hause etwas weiß? Mein erster Gedanke, als ich mir den unverbesserlichen heimtückischen „Kahl-Lauerer“ von der Seite betrachtete, war: „Ich sitz dir nit auf.“

Derweil hör' ich, 's wär Ernst.

Sie erlauben mir also zu kondolieren über das Geschehnis, und zu gratulieren, daß es denn doch nicht so arg ausgegangen, wie es hätte kommen können. Ich muß übrigens gestehen, daß sich Ihr „Heim“ mit Wassersnöten und Feuersgefahren recht behaglich anläßt, möcht' bitten um solche Badescenen, wo's trocken sein soll, und nächtliche Promenaden, weil's im Haus zu warm wird.

Leider bin ich an den Schreibtisch dermalen mit kürzestem Bindfaden angehängt und kann nicht gleich hohen oder obrigkeitlichen Spitzen nach der Brandstätte eilen, sonst käme ich, nicht aus Neugierde, schon etwas nachschauen hin: so nehmen Sie mit diesen Zeilen vorlieb, die Sie nur meiner Anteilnahme versichern sollen.

Um das Porto auszunützen, schließe ich gleich mein jüngstes Werk bei.

Ich grüße Sie und Ihren v. Hr. Gemahl in eigenem und namens meiner Frau auf das Beste.

Ihr aufrichtig ergebener L. Anzengruber.

An Bolin.

390.

Postkarte. Wien, den 25. November 1883.

Verehrter Freund! Ich sandte unterm 16. d. Mts., ganz wie Sie angaben, das Bewußte von hier ab. Bitte, im

Falle es nicht dort angelangt, um sofortige Verständigung. Herzlichen Gruß.

L. A.

An Bettelheim.

391.

Wien, den 2. Dezember 1883.

Sehr geehrter Herr!

Erst heute komme ich dazu, Ihnen auf Ihr Freundliches vom 5. vor. Mts. zu antworten.

Ueber meinen Vater weiß ich noch weniger zu sagen als andere, da diese das voraus haben, ihn gekannt zu haben, was mein Fall leider nicht war, er starb mir zu früh.

Was mich und meine Lebensläufe in auf- und absteigender Linie anlangt, so haben diese in meinen Augen wenig Interessantes, ich müßte nur einmal vom Teufel geritten werden, mein liebes Ich autobiographisch der Welt als etwas ganz Besonderes vorzuschwindeln; es würde das ein gar kleines „Lebensläufel“ in Genrebildchen abgeben.

So an meinen Erlebnissen herumzuklauben, ist mir recht langweilig, es müßte mir eben erst abgefragt werden, was einen anderen drum und dran interessiert, um darauf zu verfallen, daß ich's erzähle, und in dieser Hinsicht stelle ich Ihnen jede Frage an „mein“ Schicksal frei und werde sie Ihnen gewissenhaft beantworten, mündlich oder schriftlich, wie es Ihnen genehmer, und mögen Sie für ersteren Fall Zeit und Ort bestimmen.

Photographie sende ich Ihnen die letzte Aufnahme anbei.

Mit den besten Grüßen

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

392.

Wien, den 5. Dezember 1883.

Mein lieber, verehrter Freund!

Ich habe alles erhalten, somit auch alles in Ordnung und danke ich für die freundliche Besprechung in der „Gegenwart".

Auf Ihre verschiedentlichen Anfragen beeile ich mich denn folgendermaßen zu antworten:

1. Auslagen für die Komposition kann ich Ihnen keine aufrechnen, da ich mir keine machte, sondern von dem mir befreundeten Kapellmeister Hans Richter mir die „Vertonung" als einen „unbezahlbaren" Freundschaftsdienst erbat. Was das Tonstück anlangt, habe ich folgende Aufklärung zu geben, da ich der Schuldtragende bin, wenn es Ihnen nicht ganz entsprechen sollte. Ich selbst ersuchte den Kompositeur, keinen „Jodler" anzuhängen, und dazu hatte ich selbstverständlich meine Gründe. Abgesehen davon, daß bei sogenannten „Trutzliedern" der Jodler entweder ganz entfällt oder sehr kurz gehalten ist, wollte ich nicht nur diesen vermeiden, sondern auch die „Ueberschläge" mit der Stimme ꝛc.; ich wollte mit einem Worte keinen Lokalcharakter der Musik, da Sie ja auch in der schwedischen Bearbeitung der Novelle den Lokalcharakter — Dialekt, Ortsandeutungen ꝛc. ꝛc. — nicht brauchen können, sondern nur andeutungsweise damit verfahren. Befremdend und störend würde es daher gewirkt haben, den unverfälschten Gstanzltypus hineingetragen zu hören; da habe ich denn, nach bestem Wissen und Gewissen, nach einer „internationalen" Trutzliedelform, wenig vom modernen Couplet abweichend, verlangt. Allerdings mag das, was ich erhalten, wenig das, woran ich dachte, decken; aber für besser halte ich es immer, als den richtigen Aelplergesang in einem schwedischen Bühnenwerke, von schwedisch sprechenden und singenden Darstellern auch schwe-

disch „hörenden" Zuschauern vorgeführt. Wenn Sie anderer Meinung sind, dann habe ich [mich?] diesmal „sakkrisch verhaut".

2. Verstehe ich nicht, viellieber verehrter Freund, auf Grund welcher Anschauung Sie sich selbst das Recht absprechen wollen, sich als Verfasser des „Einsam" zu betrachten?! Sie haben von mir die Erlaubnis zur dramatischen Bearbeitung meiner Novelle erhalten, Sie haben meinen Rat dabei verlangt, ich habe Ihnen denselben nicht verweigert und damit nur gethan, was ich gegen jeden zu thun erbötig wäre. Allerdings — ich müßte nicht Ihr Freund sein — habe ich mir's einen Tag kosten lassen, Ihr deutschgeschriebenes Manuskript durchzuarbeiten; überlassen aber mußte ich es Ihnen, damit zurechtzukommen, ganz und gar überlassen, im Schwedischen damit fertig zu werden, und wenn Sie gegen sich selbst — Hand aufs Herz — ganz ehrlich sein wollen, so werden Sie Ihre Leistung doch nimmermehr als die einfache Arbeit des Uebersetzers gelten lassen wollen?

Dies ist wenigstens meine Anschauung. Ich gab Ihnen wohl das Material zum Aufbau des Stückes, ich gab Ihnen Rat, ersprießlichsten, wie ich hoffen will; immerhin blieb Ihnen die Mühe des Bauens und das Erwägen und Abwägen der Ratschläge. Solcherlei Kollektivarbeiten wurden von jeher unter Freunden geleistet, ohne daß man sich ein Verdienst daraus machte und den Anteil an der Urheberschaft zergliederte. Die Frage steht ziemlich klar so: Ist Dr. W. Bolin Autor des schwedischen Stückes — meinetwegen des schwedischen, nach einer deutschen Erzählung L. As. gearbeiteten — „Enslingen"? Nun ja! — Was weiter? Ich denke, Sie halten es damit wie Sie wollen. Taugt Ihnen der Titelschwanz „frei nach einer Erzählung" nicht, so lassen Sie ihn weg; da wir uns darüber verständigt haben, da ich, der Autor des Ihnen zur Verfügung gestellten Stoffes, damit einverstanden bin und Sie dazu ermächtige, so geht es doch niemanden sonst an.

3. Habe ich gar nichts dagegen, wenn Sie die Einbringung des „Einsam" melodramatisch aufputzen wollen. Bin ganz mit der Art und Weise, wie Sie dies beabsichtigen, einverstanden. Ich teile vollkommen Ihre Ansicht von der Wirkung und der Erlaubtheit solcher Bühnenmittel und halte den allzu realistischen Realismus gerade so abträglich für gesunde Bühnenwirkung, wie den zu hoch fliegenden Idealismus. Wollte man nur diesen beiden Programmen überhaupt nachleben, dann hätte die Poesie bald die Frage frei: Wo bleib' ich! — Ich weiß nicht, habe ich ein zu feines Gehör oder bilde ich es mir nur ein, aber es kommt mir vor, als hörte ich schon eine Zeitlang, wenn vorläufig auch nur leise, diese Frage.

4. Was die möglichen Darsteller des „Pfarrers" anlangt, so geben Sie demjenigen die Rolle, zu welchem Sie das größte Vertrauen und auf den Sie den größten Einfluß haben. Uebrigens vertrüge diese Rolle eher etwas „Salbungsvöllerei" als der Kirchfelder Pfarrer. — — —

Denklich morgen geht hier am Stadttheater der öftermale schon hinausgeschobene Meineidbauer — das zweite Stück des sogen. Anzengruber-Cyklus — in Scene. Bin sehr darauf gespannt, wie sich die Leute diesmal halten werden.

Sie glauben gar nicht, welch freudiger Stolz einem die Brust schwellt, sich so allgemein auch als „Wer" betrachtet zu sehen. O, es ist des Schweißes und sämtlicher anderer Absonderungen eines Edlen wohl wert, sich in Lexikas, Litteraturgeschichten, Leihbibliotheken und Straßenaffichen namentlich angeführt zu sehen. Es ist ein erhebendes Gefühl, von billigen Kritikern mit L'Arronge und Moser als Dreigestirn am dramatischen Himmel bezeichnet zu werden.

Sie werden mich, wenn wir uns wiedersehen, was hoffentlich nächstes Jahr der Fall sein wird, kaum mehr erkennen, so arrogant werde ich geworden sein. Ihre Karte erhielt ich heute, vor ich daranging, Ihnen diesen Brief zu

schreiben. Möge Ihnen die Muse die Weihnachtsferien über lächeln und Ihnen auch später kein finsteres Gesicht zeigen.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr

L. Anzengruber.

An Josephine Gallmeyer.

393.

Wien, den 18. Dezember 1883.

Verehrte Frau Gallmeyer!

Gewiß macht es mir Freude, wenn Sie mit Rollen meiner Stücke Triumphe feiern, ich wußte das lange, daß es so kommen würde, sobald Sie sich damit befassen, daher stimmt es mich ein wenig wehmütig, denken zu müssen, daß Sie es nicht früher gethan, es ist dies allerdings eine eigennützige Regung, aber verzeihlich.

Es macht mir Freude, meine Stücke jetzt noch wirksam zu sehen, nachdem sie doch schon ziemlich alt geworden; neun Jahre hat der „G'wissenswurm" hinter sich und lebendig wird er unter geschickten Händen, unter Ihrer Darstellung muß er packend wirken.

Ich aber selbst stehe neun Jahre gealtert, ich bin nicht mehr der, der dieses Stück schrieb, mir fehlt die Lust des Schaffens und da hilft auch keine Ermunterung; damals galt mir das Theater, die Bühne, nicht nur für mich als der Weg aus Drang und Not, sondern überhaupt als solcher für das zeitgenössische Publikum; mälig drängte sich mir die Ueberzeugung auf, es sei eben die Schaustellung von Stücken ein Geschäft wie jedes andere u. s. w. u. s. w. Es sind diese Lamentationen ernüchterter Dichter ja bekannt; ob und bis wann ich aber wieder einmal einen Rausch haben könnte, das weiß ich doch nicht voraus zu sagen.

Es grüßt Sie bestens, vergnügte Feiertage und ein frohes Neujahr wünschend,

Ihr aufrichtig ergebener

L. Anzengruber.

An Rosegger.

394.

Wien, den 22. Dezember 1883.

Verehrter Freund!

Anbei der „Meineidbauer". — — Wenn Sie über mich schreiben wollen, daß kein Hund ein Stück Brot mehr von mir annimmt, was mir, falls ich ein solches Tier hielte, die Erhaltungskosten für dasselbe wesentlich vermindern würde, so thut mir's herzlichst leid, daß Sie nicht Ihre Feder mehr in der Gewalt haben und eine Leistung hinstellen können, daß kein Mensch mehr ein Stück Geld von mir annehmen möchte, das käme mir jetzt um Neujahr herum sehr zu statten und ich wäre Ihnen dankbar und würde selbst für die weiteste Verbreitung der betreffenden Nummer des „Magazins" Sorge tragen.

Aber so! —

F. S. kann sich nicht erklären, was da für ein Tratsch gewesen sein müsse 2c. 2c.

Nämlich er erhielt nichts Geschriebenes noch Gedrucktes (letztes Heft des „Heimgarten" that er erwarten) von Ihnen, seit er Sie verließ, nachdem er einen keuschen Kuß auf Ihre Lippen gedrückt.

Nun, Ihrer w. Frau Gemahlin kann es allerdings zweckdienlicher erscheinen, wenn Sie in dem Groß-Sodom Wien statt junge Mädchen bejahrte Männer küssen.

Mit besten Grüßen vergnügte Feiertage und froh Neujahr wünschend

Ihr

L. Anzengruber.

An Bettelheim.

395.

Wien, den 30. Dezember 1883.

Sehr geehrter Herr!

Für den „Dürer“ (welcher als „Mahnbild“ derzeit noch nicht aufgehangen ist) sagt besten Dank und ruft Ihnen „Prosit Neujahr!“ zu

Ihr sehr ergebener

L. A.

396.

Wien, den 7. Januar 1884.

Werter Herr und Freund!

Ich sende Ihnen anmit die Jugendgeschichten (nicht Geschichten für die Jugend!) und die chronologische Tabelle meiner litterarischen Wirksamkeit (vom Jahre 1872 ab genau) bis heute.

Von meinen Gedichten gebe ich nichts mit, ich sehe, das Zeug liegt ganz ungesichtet. Einiges muß auch beim nächsten „Autodafé“ ins Feuer.

Es grüßt Sie aufs beste

Ihr

Ludwig Anzengruber.

Vaters Werke folgen mit!

Pfarrer, geschrieben 1869, aufgeführt 1870.

Meineidbauer, geschrieben 1871, aufgeführt 1871.

1872.

Kreuzelschreiber, geschrieben 6./4.—3./6., aufgeführt 1872 Oktober.

Elfriede, geschrieben 17./6.—15./8., aufgeführt 1873 August 4mal, Umarbeitung 30./11. beendet.

Plan von Bertha von Frankreich, 30./6. 1. Akt, 30./11. beendet.

„Früher Tod“, Novellette, beendet 22./12.

1873.

Tochter des Wucherers, geschrieben 1./1.—30./1., aufgeführt 1873 17.—19. Oktober.

Teufelsträume,
1. Akt von Hand und Herz } Juli und August.

1874.

G'wissenswurm, 2./4. 1. Akt, 14./4. 2. Akt, 16./4. 3. Akt; aufgeführt 19./9.

Hand und Herz, 2. Akt im April, 3. Akt im Juli, beendet 5./8.; aufgeführt 31./12.

Doppelselbstmord, 28./11. begonnen, 13./12. 1. Akt; aufgeführt 1876 1., 2., 3., 5. Februar.

1875.

Doppelselbstmord, 21./1. 2. Akt, 26./11. beendet.

Diebs-Annele (D. Reichskalender), 21./3.—21./4.

(Bis hierher 1. Seite des Manuskripts.)

1875. Märchen des Steinklopferhanns, 28./9. das 4. beendet. (Ueber das frühere findet sich keine Aufschreibung, auch ist dieses als 4. eingeschoben und war eigentlich das 6. [letzte].)

14./12. Eine dramaturgische Plauderei.

1876.

28. Febr. Drei Prinzen, Märchen, begonnen. Kal.-Gesch.

23. Febr. Schandfleck begonnen.

(5. April „Drei Prinzen“ beendet.)

25. August Schandfleck beendet.

13./9. Herr Professor (Bekannte v. d. Str.) beg.

22./11. Ledige Hof beg.
30./12. „ beendet } aufgf. 27./1. 1877.

1877.

22./2. Der Herr Professor beendet.

27./2. Eine Begegnung (Dorfg. I. Bd.).

März Wie der Huber ungläub. w. Dorfg. II. Bd.

Juni Ein Wilder von Profession. Bek. v. d. Str.

Juni Der gottüberlegene Jakob. Dorfg. II.
Juli Ein Faustschlag beg. "
„Man kann nicht wegbleiben". Allerh. Humore.
Aug. 17. Die Freundin. Bek. v. d. Str.
Sept. Ein Faustschlag beendet, aufg. 1879 4. bis 11. Jänner.
Oktober bis 17. Novemb. } Das 4. Gebot, aufgf. 29./12.
6. Dez. Vereinsamt. Kl. Markt.
14. " Fromme Kathrin. Dorfg. II. Bd.
(Bis hierher 2. Seite des Manuskripts.)

1878.

Jänner Wie mit dem Herrgott umgegangen wird } Kal.-Gesch.
Treff-Aß } Kal.-Gesch.
Februar Jungferngift. Vorstellg. 21./4.
März Der Verschollene. Kalend.-G.
Spinnen und Fliegen, Gedicht. Kl. Markt.
Mai Unsere kl. Enttäuschungen } Bek. v. d. Str.
D. Litterat } Bek. v. d. Str.
Aufgetrennt und abgesprungen. D. M. B.
Fidi. N. F. P.
Ein braves Mädchen. D. M. B.
Das Sündkind. Dorfg. II. Bd.
Juni Die Trutzige beg.
Juli 3. " beendet, aufg. 8./11.
August 24. Alte Wiener beendet, aufg. 27./9.
Der Frömmste in s. Art, Ged. Kl. M.

1879.

März Die umkehrte Freit, aufg. 4./4.
Juni 7. Zu fromm. Kalend.-G.
Regentage, Ged. Kl. M.
Juli 5. Sein Spielzeug.
Okt. Aus'm gewohnten G'leis, aufg. 25.—27. Dez.
(Bis hierher 3. Seite des Manuskripts.)

1879. Novemb. Umarbeitg. des Schandfleck.
Dezemb. 17. Alte Liebe. Bek. v. d. Str.

1880.

4. Februar Brave Leut' vom Grund beendet.
Jaggernaut, Illt. (Kl. M.) bearbeitet.
(Am 7. März brach ich mir den Fuß.)
Mai 14. Ein Fund. Feldr. u. W.
23. Hartingers Sixtin. Kl. M.
Septemb. Dramaturg. Plauderei, I., II., III.
Der Sinnirer. F. u. W.
Oktob. Der starke Pankraz u. d. schw. Eva. F. u. W.

1881.

12. Jänner Die Kameradin. Umarbeitung des städtischen Teiles vom Schandfleck beendet.
30. Jänner Hoisel-Loisel, Kalender-G.
11. März Der Einsam beendet. (F. u. W.)
April 4. Oertler, Skizze.
13. Ein Wiedersehen. All. H.
17. Schandfleck, Umarbeitung aufgenommen.
Juni 11. Geläutert. A. Pr.
21. Aus der Spielzeugwelt. Kl. M.
's alten Sepps Stoßseufzer, Gedicht.
Juli 9. Pfahlbaute, Kalend.-G.
11. Grünes Reis u. Sch. F. u. W.
12. St. Peters Klage, Ged.
Oktober 22. Ein Dorf-Idyll. All. Humore.
28. Allerseelen. (Kl. M.)
(Bis hierher 4. Seite des Manuskripts.)

1882.

Febr. D' g'sprächig Stund. All. Humore.
Kalendergesch. Plauderei. Kal.-G.
Muttersorge. All. H.
Für d' Katz. Vom Fels z. Meer.
März Das Schlußkap. e. Romans. All. Humore.

April Modernes Frühlingslied, Ged.
Die arme Magd, Ged.
Volksweise, Ged.
Ich sinn' der alten Fabel nach, Ged.
Zwei Schwestern, Ged.
Vergeb'ne Müh', Ged.
Herr Wirt, Ged.
Juni Der Neujahrstag, Ged.
Septemb. Schandfleck, Umarbeitung beendet.
Die Parapluiemacher Mali. All. H.
Oktober Das Wünschen. „
Freiheit d. menschl. Willens. „
Der Weibfromme. „
Ein böser Gast. „
Novemb. Der Erbonkel. „
Dezemb. Eisblumen. „
(Bis hierher 5. Seite des Manuskripts.)

1883.

März 24. Die Vorangegangenen und die Dahintergebliebenen. A. P.
31. Eine Erholungsreise (Autobiographisches). N. Wr. Tgbl.
April 29. Ein Gedicht. (Hmt.)
Juni 7. Das Ehekräutlein. N. u. S.
27. Wie Schade. All. Humore.
Sept. 9. Beglaubigtes. Alt. Pr.
Dez. 15. Christabend einer Leichtfertigen. Neujahrsgruß, Ged.

Der Sternsteinhof,

im April begonnen, heute d. 7./1. 1884 beendet.

L. A.

397.

Den 24. Januar 1884.

Herzlichst: Glückauf!*)

Um Sternsteinhof bitte ich eine „Vertrauensperson" schicken zu wollen, Paket liegt bereit.

Bestens grüßend

Ihr

L. A.

Erbitte mir ihn künftige Woche wieder zurück, wenn ganz erschienen, steht er wieder zu Diensten.

An Bolin.

398.

Wien, den 25. Januar 1884.

Mein liebwerter Freund!

Im Dezember war es mir nicht mehr möglich, auf Ihr freundliches Schreiben zu antworten. Ich setzte alles daran, den Sternsteinhof fertig zu bekommen und beendete ihn glücklich am 7. Jänner d. Jahres; seit diesem Tage aber faulenze ich in des Wortes schärfster Bedeutung, thue aber rein gar nichts. Heute erst, nachdem mich die „Briefbeantwortungsunterlassungssünde" schon lange gedrückt, raffe ich mich auf, nicht nur mehr in Gedanken mit Ihnen zu verkehren, sondern wieder einmal durch Schriftzeichen, welche Sie nun in all ihrer Schwärze hier vor sich sehen.

Gedankt habe ich Ihnen (in Gedanken) vielmals für all die Mühe, die sie sich mit meinem „ledigen Hof" gemacht, für all die freundschaftliche Sorge, welche Sie meinetwegen auf sich genommen. Ich hoffe das beste, unser beider willen. Ich bin nicht so uneigennützig, um den Erfolg, so weit er mich betrifft, gleichgültigen Auges zu betrachten, die „Eroberung des Nordens" wäre für mich von unendlicher Bedeutung; dann, wenn ich auch allen Gleichmut zu

*) Zur Geburt einer Tochter.

heucheln mich bestrebte — eine Arbeit, die ich aber gern Professionierten überlasse —, träfe es mich doch empfindlich, meinen Uebersetzer enttäuscht zu sehen, ja in diesem Falle, da letzterer mein Freund, fiele mir ein Mißerfolg schwer aufs Herz. Ich freue mich daher ganz ungeheuer, daß dies nicht der Fall, denn der Stockholmer Erfolg paßt sich ganz hübsch ein in die Reihe meiner hiesigen.

Ich habe Ihnen vor nicht gar lange eine Klageepistel geschrieben über die Aufführung des „Pfarrers", nun denken Sie sich aber, wie sich der Cyklus ferner anläßt. Schon der Meineidbauer war in Gesamt- und Einzelleistungen viel gerundeter, bedeutender, und jetzt haben wir (Nr. 3) den G'wissenswurm in einer ganz tüchtigen Darstellung, die denn auch schon ihre Wirkung auf das große Publikum zu äußern beginnt. Die Leute spielen sich in das Genre ein und das Publikum in das Theater hinein. Langsam, aber sorgfältig und umsichtig wird Stück für Stück vorbereitet. Nr. 4 Kreuzelschreiber, Nr. 5 Doppelselbstmord. Die Kassiere kennen bereits einzelne Stammgäste des Cyklus, die sich von Stück zu Stück einfinden; es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Erfolg in immer weiteren Kreisen sich merkbar macht.

Ungemein gespannt bin ich daher, was der Einsam für einen Erfolg erringen wird. Es wird ungemein viel auch da von einem allfälligen Erfolge in Stockholm abhängen, um nur an den Versuch denken zu können, das Stück in Deutschland zur Aufführung zu bringen. Wie sich der protestantische deutsche Norden dazu verhalten wird, weiß ich nicht, in Wien werden wir verboten. Ein Pfaff als Vater ist undenklich — auf der Bühne! Diese sollte zwar ein Bild des Lebens wiederspiegeln . . . . . . u. s. w. und wird mich sehr freuen, wenn Sie mir bei unserer nächsten — von mir ersehnten — Zusammenkunft eine Abschrift des Einsam mitbringen.

Für heute genug, da ich nicht mehr mitzuteilen weiß, genug von mir und über mich. Eines noch, von Ihnen.

Sie schreiben: Sie fühlten sich nicht wenig körperlich angegriffen und in unerwünschtem Gemütszustande, es war mir das sehr betrübend. Hoffentlich ist es damit besser geworden? Ich hoffe, ich wünsche es und sehe guten Nachrichten entgegen.

Sie herzlichst grüßend Ihr

L. Anzengruber.

399.

Wien, den 24. Februar 1884.

Mein verehrter Freund!

Ihr Schreiben vom 15. d. Mts. hatte ich mir zur schnellen Erledigung zur Seite gelegt, ging Montags, den 18. das erste Mal zum Balle, den alljährlich die „Concordia" gibt — Journalisten- und Schriftstellerverein, dem ich angehöre —, weil der Kronprinz dort erscheinen sollte und den Wunsch äußerte, daß ich ihm vorgestellt werde. Ich wurde auch vorgestellt, und weiß es nicht wie es kam, wurde ich niederer Sterblicher vom Glanze der Hoheit, hier der „kaiserlichen Hoheit", so geblendet? Kurz: nächsten Tag hatte ich auf dem linken Auge eine kleine Entzündung und mußte die ganze Woche feiern. Von unserem Kronprinzen werden Sie indes ja gelesen haben, wie hübsch er im Verein mit noch einem Prinzen das berühmte „Medium" Bastian entlarvt hat. Eine nicht hoch genug anzuschlagende Leistung.

Doch ganz von anderem, zu Ihrer mich sehr nahe berührenden Sache. Es thut mir außerordentlich leid, daß Sie mit dem Einsam so viel Ungemach und Widerwärtigkeit auf sich gezogen. Was nun die von Ihnen angeregte Aenderung betrifft, durch welche Sie das Stück zu halten versuchen wollen, so habe ich nur eine beratende Stimme in dieser Angelegenheit.

Ich würde im Deutschen keine Liebesepisode hineinverflechten; aber Sie mögen ja recht haben, wenn Sie dies in Ihrem schwedischen Werke thun. Gerne würde ich mit

Ihnen auch die Frage, wie dies am besten zu machen, aufs eingehendste erörtern. Aber wird es für diese Saison damit nicht überhaupt zu spät werden?

Eine Liebschaft des „Einsam" oder ein Verliebtsein in den Einsam halte ich für ganz und gar wirkungslos. Die andere Liebschaft des Schneider-Tomerl mit seiner Dirn hat auch gar nichts für sich.

Es bliebe sohin nur die Müllerswitwe*), die sich in den andersgläubigen Mühlknecht verliebt, vom Pfarrer die Einsegnung des „gemischten" Bündnisses verlangt und vom selben über dies Ansinnen hart angelassen wird. Bei Gelegenheit, wo er von ihr rasch abkommen kann. Nun lauert sie ihm auf und sagt ihm unter vier Augen, sie erinnere sich recht gut, als etwa 14jähriges Dirndel gehört zu haben — seine Liebesgeschichte in Gutenhofen. Um nun die betreffende Nebenhandlung kunstgerecht einzufügen, müßten andere Partien des jetzigen Stückes ausgeschieden werden — die Garten-Lauschscene ganz entfallen — und verschiedenes andere in Bedacht genommen und in Betracht gezogen werden. Die Arbeit wäre also keine ganz leichte und in aller Schnelle abzuthuende. Ich muß es ganz Ihnen anheimstellen, wozu Sie sich entschließen wollen. Indes, Stockholm ist in dieser Angelegenheit maßgebend.

Sie sehen, viellieber Freund, an diesen Krähenfüßen, daß mein Auge noch nicht recht sich erholt hat, aber es geht damit vorwärts. Ihren nächsten Brief hoffe ich mit gewohnter schöner Handschrift und in besserer Laune erledigen zu können. Denken Sie auch: 5 Tage nichtsnutzig dasitzen.

Es grüßt Sie auf das beste Ihr

L. Anzengruber.

Das letzte Wort über den „Einsam" halte ich noch nicht für gesprochen.

---

*) Eine nach Bolins Mitteilung vom Autor ursprünglich erfundene Episode, die bei der Umwandlung des Stoffes in Erzählungsform entfiel.

An Schlögl.

400.

Wien, den 8. März 1884.

Mein sehr geehrter Freund!

Oft habe ich in den schweren Tagen, die Sie durchgelitten, an Sie gedacht*); zu dem Gedanken, Sie zu besuchen, konnte ich mich nicht aufschwingen, abgesehen von der Arbeitslast, die ich auf mir habe, die ich aber nicht Ihnen gegenüber als entscheidenden Grund vorschützen will, bin ich bei solchen Gelegenheiten, wo ich einen Menschen, und einen befreundeten noch dazu, unter der Brutalität des Schicksals hilflos leiden und vor das Aergste erbangend gestellt sehe, von einer Nervosität und Linkischkeit, die nicht geeignet ist, den Betroffenen auch nur für einen Augenblick seiner Lage vergessen zu machen. Ich verstehe daher auch Ihre trübe, verbitterte Stimmung vollkommen, woher sollte Ihnen auch ein heiterer Ausblick kommen? Ich hoffe aber auch, daß, wenn die Wolken sich verziehen, mälig wieder das Licht durchbricht und Sie wieder zu lichterer Anschauung des Lebens gelangen.

Ich beklage es auf das Tiefste, daß Sie sowohl durch das Reden, wie durch das Schweigen der Kritik sich so beeinflussen lassen, das mag für Talente, die sich erst empor- und durchringen müssen, gelten, ich habe auch einst alle und jede Rezension liebend oder hassend an meinen Busen gedrückt, jetzt wäge ich mehr die Stimmen, als ich sie zähle, und ohne selbst den feindseligsten die Berechtigung, laut zu werden, abzusprechen, rechne ich auch nur von der befreundetsten nur einen Prozentteil des Gesagten zu Gute, denn so wenig von der Feindseligkeit ist von der Freundschaft Uebertreibung und Irrtum ausgeschlossen. Als litterarisches Individuum, geworden und abgeschlossen dastehend,

*) Frau Schlögl war lebensgefährlich erkrankt.

halte ich es für meine Pflicht, mich ruhig auszuwirken; die Lichter, die das Lob, die Schatten, die der Tadel meinem Bilde zusetzen, gehören schließlich mit zu demselben.

Halten Sie es nicht anders damit; denn was Ihre Schriften anlangt, mein Bester, so mag man Ihnen wohl sagen, diese hätten das Todschweigen nicht zu befürchten, dazu sind sie zu lebendig. Die Clique quält wohl, aber sie vermag nicht zu töten. Ihre schriftstellerische Pflicht ist nicht um ein Haar geringer wie die meine, auch Sie haben sich auszuwirken; daß Ihnen das auf gedeihliche Weise möglich sei, dazu wünsche ich der Dulderin fortschreitende, erfreuliche Besserung, sobald es thunlich, sagen Sie ihr diesen Wunsch und meinen achtungsvollen Gruß.

Sie begrüßt herzlichst

Ihr Freund

L. Anzengruber.

An Ada Christen.

401.

Wien, den 8. März 1884.

Sehr geehrte Kollegin und Freundin!

Ihren w. Brief, vom 7. d. datiert, erhielt ich erst heute d. 8. gegen 11 Uhr; ich denke also, daß Ihre Einladung kaum mehr für heutigen Abend gilt, in welchem Falle ich dankend ablehnen müßte, denn ich war gestern lumpen und bin Tags darauf sehr schläfrig und langweilig, also gerade in Freundeskreisen nicht präsentabel; allerdings werde ich heute über 8 Tage unter gleichen Umständen eine Vorlesung halten, aber das Publikum hat nur Anrecht auf meine Fertigkeit, aber nichts weiter, auch ist dabei meinerseits von keinem Vergnügen die Rede, ich fühle mich bei derlei sehr unbehaglich, das will ich aber nicht als Ihr Gast und Sie wollen mich wohl auch nicht so, daher bittet um einen anderen Tag mit bestem Gruß von Haus zu Haus

Ihr L. Anzengruber.

An Schlögl.

402.

Wien, den 9. März 1884.

Verehrter Freund!

Abermals kommen Sie mir in Ihrer Karte mit der Bemerkung über die Teilnahmlosigkeit Ihrer Freunde; im Briefe nannten Sie mich und Sitter, in der Karte erheben Sie den Vorwurf, daß Ihre Freunde sich der Clique angeschlossen hätten, das ist eine direkte Anklage, die denn auch eine direkte Antwort verlangt.

Ehe ich auf Ihr in Rede stehendes Buch komme*), erwähne ich nur, daß ich das Rezensieren in meinem Blatte nicht gerne und nur ausnahmsweise betreibe; dieses Amt verpflichtet mich dazu, die betreffenden Werke zu lesen, das nimmt mir zu viel Zeit weg und fällt mir beschwerlich, denn es wird zu einer Muß-Arbeit; der Verleger wartet auf die Besprechung, nicht auf meine gute Stunde, wo ich bereit wäre, ein Buch aufmerksam vorzunehmen und durchzugenießen. Ich habe mir oft durch zwar kurze Zeilen, die das, was beim Durchblättern des Buches hängen blieb, kurz zusammenfaßten, darüber hinweggeholfen. Hamerling, Hopfen, Chiavacci u. A. m. liegen noch unberührt auf meiner Bücherstelle.

Ich sehe zum voraus, daß ich wieder mich zu einer kurzen Anempfehlung werde genötigt sehen, um den Mahnzetteln der Verleger zu entgehen.

Nun wegen Anschluß an die Clique! So wenig ich es von meinen Freunden verlange, daß sie alles, was ich schreibe, schön, gediegen, ausgezeichnet finden, so wenig dürfen das auch meine Freunde von mir verlangen. Was ich von diesen verlange, ist, daß sie über das, was ihnen nicht behagt, als meine Freunde, in der Art billiger Kritiker,

---

*) „Vom Wiener Volkstheater.“

welche ihren Mann gelten lassen, hinwegsehen; das ist kein Anschließen an irgend welche Clique.

Nach den Proben aus der „Deutschen Zeitung" würde mich Ihr Neuestes nicht zu begeistertem Lobe hingerissen haben, aber ich wäre selbstverständlich an dessen genauere Bekanntschaft ohne Voreingenommenheit herangetreten und hätte ihm, wenn auch kurz, für das Lesepublikum jene empfehlende Notiz nicht vorenthalten, welche es verdient aus dem einfachen Grunde, weil es ein „Schlögl" ist.

Aber daß ich, ohne das Buch nur in Händen gehabt zu haben, ohne dessen Kapitel- oder Abschnittfolge zu kennen, wie der Blinde von der Farbe, auch nur mit wenigen Zeilen mich vor dem Publikum als Gegenstück der blinden Feinde als „guter blinder Freund" des Autors hinstellen soll! Das ist zu viel verlangt.

Früher gaben Sie mir die Bücher direkt, nun wollen Sie dies Geschäft dem Verleger überlassen und das schließt, wenn auch das Buch an die Redaktion gelangt, immer die Gefahr in sich, daß ich es nicht zu sehen bekomme; dann abverlange ich die Einläufe dem Betreffenden nicht, sondern gönne sie ihm recht gerne. Er reitet dann auch hohe Schule auf dem Rezensierschimmel.

Ob Ihr Buch nun an die Redaktion gelangt ist, weiß ich nicht, daß ich es nur einmal beim „schwarzen Gattern" in Ihren Händen sah, wo ich den Einband zu bewundern hatte, ist sicher.

Ebenso sicher ist aber, daß ich bei meiner rezensierlichen Arbeitsscheu auch nicht einmal Meister Goethen seinen Faust abgefordert haben würde, sondern selben später gelegentlich gekauft, mich seiner im Stillen doppelt erfreut hätte, weil ich nichts darüber zu sagen brauchte.

So steht's mit der Sache, heißen Sie mich „faul", nämlich in dieser Hinsicht, ich werde Ihnen nicht widersprechen, denn Sie haben damit ja recht, aber das Zusammenwerfen mit anderen, mit der Clique, habe ich volles Recht mir zu verbitten.

Trotzdem finde ich selben Vorwurf in Ihrer jetzigen Lage erklärlich und auch wenn sich selbe, wie ich es innigst wünsche und hoffe, bald für dauernd gebessert haben wird, werde ich Ihnen ein Uebelnehmen dieser meiner unliebenswürdigen Bequemlichkeit nicht verdenken, sie hat schon öftere Male auf Freunde erkältend gewirkt; so viel Selbstbeobachtung besitze ich ja, mir das nicht zu verhehlen, aber das ändert an dieser meiner Eigenschaft nur wenig, von Fall zu Fall etwa, mich wundert nur, daß Leute, die Jahre hindurch mit mir verkehren, mir noch nicht darauf gekommen sind.

Sie wissen es z. B. in diesem Augenblicke gewiß nicht, daß Sie mit vorliegendem 4 Seiten langen Blatte einen großen Beweis meiner freundschaftlichen Teilnahme in Händen halten, und doch ist es so, denken Sie denn, daß ich Ihnen als einem mir gleichgültigen Menschen auch nur so viel Buchstaben schenken würde, als da Zeilen stehen, abgesehen von dem hübschen Stil und den aufgewendeten Gedanken?!

Sie sehen, mir als „leidigem Gehenlasser" schießt der Humor bei dem Gedanken ein, daß ich nach nahezu 14 Jahren von Ihnen noch nicht erkannt bin als einer, der seinen Freunden aus lauter Bequemlichkeit manchmal — unbequem wird.

Mit dem Wunsche, daß sich bald in Ihrem Hause alles zum guten wende, schließe ich dieses mein Selbstbekenntnis.

Ihr

L. Anzengruber.

An Bolin.

403.

Postkarte. Wien, den 23. März 1884.

Mein verehrter Freund! Ihr Brief vom 29. vor. Mts. und Ihre Sendung, Photographie des Einsam (Maske recht gut), habe ich erhalten. Wenn ich mit der Antwort

bisher gezögert und diese nunmehr mit wenigen Zeilen auf dieser Karte erledige, so geschieht es, weil ich das Wichtigste Ihnen noch nicht zu berichten weiß. Der Cyklus am hiesigen Stadttheater ist nämlich durch den Urlaub Dr. Tyrolts und das Gastspiel Knaacks unterbrochen worden. Das Geschäft ging sehr gut, abgespielt wurden bis jetzt: „Pfarrer", „Meineidbauer", „Gwissenswurm" und „Kreuzelschreiber"; nach Tyrolts Rückkehr soll noch „Doppelselbstmord" daran, dann geht diese mir unersetzliche Kraft verloren, tritt in den Verband des Burgtheaters. Bevor aber das geschieht, sollen jene fünf Stücke in Aufeinanderfolge gegeben werden und darüber vermag ich Ihnen noch keine Nachricht zu geben. Weder für „Schandfleck" noch für „Sternsteinhof" habe ich noch einen Verleger in Aussicht genommen, ich werde mich aber jetzt um einen solchen umthun, um mit Weihnachten die Bücher auf den Markt werfen zu können. Mit herzlichem Gruße Ihr

L. A.

An Martinelli.

404.

Wien, den 2. April 1884.

Mein lieber, verehrter Freund!

Die Reise, die ich diesmal nach Prag gemacht, die wenigen Stunden, die ich mich dort aufgehalten, brachte mir seitens der „Concordia" die gewohnte liebenswürdige Aufnahme und seitens des Publikums alle ehrenhafte Aufmerksamkeit entgegen, es blieb nur ein trüber Punkt, der mir das Freundliche und Angenehme meines Ausfluges beeinträchtigte, die Kunde von dem Mißgeschick, das Dich verfolge.

Es fiel mir sehr hart, Dich gerade diesmal nicht sehen und sprechen zu sollen, wo mir an einer Begegnung und Besprechung mit Dir mehr gelegen sein mußte, da, abgesehen von unserer freundschaftlichen Beziehung, noch andere

und gleich schwerwiegende Verhältnisse wohl einer Auseinandersetzung zwischen uns bedurft hätten, aber da ich zu meinem aufrichtigsten Bedauern von der Erkrankung Deiner Kinder hörte, durfte ich es nicht wagen, Deine Schwelle zu überschreiten, nicht aus Furcht für mich selbst, wie Du Dir ja denken magst, sondern in Rücksicht auf die Meinen, in dieser Hinsicht mußte ich vorsichtig sein; der Möglichkeit, daß mein Besuch keine Folgen gehabt hätte, stand die andere entgegen, daß er doch welche hätte haben können, und dieser immerhin möglichen Gefahr durfte ich nicht trotzen; es fiel mir sehr schwer, Dich nicht zu sehen, es ist das zweite Mal, daß ich Dich, wenn ich Prag berühre, in unangenehmer Lage treffe, und ist es dieses zweite Mal ärger als arg. Ich will nur hoffen, daß Du mit heiler Haut daraus geschickt entkommst, das wünsche ich von ganzem Herzen und es soll mir höchst erfreulich sein, wenn Du mir bald anzeigen kannst, daß alle Gefahr vorüber und Ihr alle wieder gesund und wohlauf seid.

Es grüßt Dich und Deine Frau Dein freundschaftlich ergebener

L. Anzengruber.

An Alfred Klaar.

405.

Wien, den 7. April 1884.

Das Lied vom Leiden.

Wie ist der Tag doch trübe heut,
Vom Grau der Himmel überdeckt,
Wenn 's Herz dir noch so munter schlägt,
So singst du doch kein Lied der Freud'!
Nein, diese Trübe himmelweit,
Sie stimmt zu einem Lied vom Leid!

O Leid, so allgewaltig du,
Das in Palast und Hütte wohnt
Und jeden trifft und keinen schont,
Du nahest dich und trittst herzu, —

Ob überrascht, ob schon bereit, —
Du bist doch Leid, und bleibst doch Leid,
Bleibst doch Leid!

Ja, keiner bleibt verschonet je,
Du nahst dem Manne, der sein Brot
Im Schweiß verdient, als bittre Not,
Du bleibst und weilst in seiner Näh';
Und doch begrüßt er froh die Zeit,
Wo du ihn ruhen läßt, o Leid!
O, du Leid!

Du kommst daher zum reichen Mann,
Er so begütert und beglückt, —
Du nahst als Sorge, die ihn drückt,
Und deine Macht erkennt er an
Und seufzt froh auf von dir befreit,
Wenn du von ihm dich wendest, Leid!
O, du Leid!

Ja keiner ist, der dich nicht kennt,
Und ließest du ihn dennoch aus,
Er ruft dich selber in sein Haus,
Die Flamm' sich zündend, die ihn brennt.
Als Zwiespalt, Geiz, verzehrend Neid,
So nahst du diesem dich, o Leid!
O, du Leid!

So bliebe denn nicht einer frei,
Geht leidlos keiner in die Gruft?
Wenn du ihn läßt, er dich nicht ruft!
O, daß nicht einer leidlos sei!
Dem zeigst du groß in trüber Zeit
Als Schmerz dich über andrer Leid.
O, du Leid!

Ja, Leid, du allgewal'tge Macht,
Der Mensch bleibt stets von dir bedroht
Von Schmerz, von Neid, von Sorg', von Not.
Das Menschenherz aus seiner Nacht
Erweckst du, machst es groß und weit,
So hat sein Gutes auch das Leid,
Ja, das Leid!

Dieses gutgemeinte aber minder gelungene Opus stammt aus der Periode 1859 bis 1863, hat daher mindestens das ehrwürdige Alter von 21 Jahren. Das nachfolgende wurde am Tage der Abfahrt nach Prag 29. März 1884 vormittags (Thermometerstand und Windrichtung nicht notiert) gedichtet, steht aber in gar keinem Zusammenhang mit meiner Reise, wie Sie, verehrter Meister im Sange, vielleicht anfänglich vermuteten, aber nachdem ich Ihnen die Mitteilung zusagte, habe ich kein Recht mehr, Ihnen die Enttäuschung zu ersparen. Es ist die Klage eines lockeren Zeisigs (nicht die meine), der eine ehemalige Geliebte, nunmehr Frau eines anderen, nicht mehr kennen will.

Wenn ich dir biete Gruß,
Dankst du mit kurzem Nicken,
Und mißt mich bis zum Fuß
Mit kalten, fremden Blicken,
Als hätten vor dem Tag
Wir nimmer uns geschaut, —
Du, eines andern Weib,
Doch einstens meine Braut!

War deine Wohlgestalt,
Dein volles, süßes Leben
Nicht mir in die Gewalt
Bedingungslos gegeben?
Was neigst du nun dich kurz
Und blickest ungewiß?
Ich zeig' die Narbe noch,
Die einst dein Zahn mir riß!

Doch du besinnst dich nicht,
Ich glaub' dir auf dein Schweigen,
Dir würd' in das Gesicht
Die Röte flammend steigen;
Entweder trätest du
Zurück von deinem Mann,
Wo nicht, so schmiegtest du
Dich ihm so enger an.

Dir liegt nicht Furcht im Blick,
Wohl schenkt er mir Vertrauen,
Du fügst dich dem Geschick
Und lebst wie andre Frauen,
Der Wonne nicht gedenk',
Die Lieb' empfing und schuf,
Und: zu vergessen, scheint
Ihr eigenster Beruf!

Mit den besten Grüßen
Ihres freundschaftlich ergebenen
L. Anzengruber.

P. S. Willomitzers Buch empfangen und gelesen. Ein köstliches Ding, habe mich höchlich daran ergötzt*).

An Bolin.

406.

Wien, den 26. April 1884.

Mein vielverehrter Freund!

Für die Vermittelung des Stockholmer Geschäftes besten Dank, mehr Dank aber für die Mühewaltung, die Sie übernommen hatten, dieses Geschäft zu ermöglichen.

Ueber „Einsam" kann ich Ihnen momentan noch keinerlei Meinung abgeben. Ich bin noch nicht dazu gekommen, Ihre mir gütigst übermittelte Abschrift zu lesen. Als ich mich noch mit der Idee trug, den Stoff dramatisch zu verwerten, dachte ich mir das Schauspiel mit der Unerbittlichkeit der antiken Tragödie unaufhaltsam bis zur Katastrophe vorschreitend. Das schien mir das Richtige, scheint mir's noch. Eine Einschaltung einer Liebesgeschichte halte ich für überflüssig, ebenso weiß ich nicht, was noch mehr die Menschenscheu motivieren sollte, als das Bewußtsein, einen übereilten Mord, für nichts und wider nichts,

*) „Heitere Träume." Humoresken von Joseph Willomitzer, damals Chefredakteur der „Bohemia".

begangen zu haben, und die Einsicht in die Scheu der Menschen vor ihm, dem Verbrecher.

Uebrigens dächte ich, da ja bis dahin, wo wir uns sprechen werden, nicht mehr gar so lange ist, hingegen lange genug, bis die Aufführung des Stückes wieder in Frage kommt, wir einigen uns über alle Bedenken mündlich.

Was ich Ihnen über den sogen. Anzengruber-Cyklus mitzuteilen habe, ist derartig, daß ich es für geboten halte, Ihnen zu sagen: lassen Sie sich dadurch nicht in Ihren Reisedispositionen stören, nehmen Sie darauf gar keine Rücksicht. Sicher ist, daß, von ganz unvorherzusehenden Einschüben abgesehen, im Laufe des Monats Mai kein Stück von mir gegeben werden wird, denn da der Schauspieler Tewele vom Stadttheater scheidet, so muß ihn der Direktor „ausnützen" (eigene Worte des Mannes). Gespielt wird nur noch die erste Hälfte des Juni, und da ist eine cyklische Vorführung meiner am Stadttheater aufgeführten fünf Stücke sehr fraglich, weil wieder hie und da eine Kraft mittlerweile abgängig geworden. Es ist also, wie Sie ersehen, ein wahres Elend. Daher erachtete ich es nach heute gehabter Unterredung mit dem Direktor, der nach einigen Hin- und Herwindungen zugestand, mir eine derartige Cyklus-Aufführung nicht in sichere Aussicht stellen zu können, für geboten, Sie davon sofort zu benachrichtigen.

Mit den besten Grüßen

Ihr

L. Anzengruber.

407.

Wien, den 22. Mai 1884.

Mein verehrter Freund!

Ihr mir liebes und wertes Schreiben muß ich diesmal in aller Eile erledigen, leider läßt sich dies auch mit sehr wenigen Worten auf die unliebsamste Weise erledigen und diese Worte sagen Ihnen auch nichts Neues mehr: das

Wiener Stadttheater ist abgebrannt, — der Anzengruber-Cyklus also schon im Anfang zu Ende.

Neu ist der Anlaß zu meiner oben angezeigten Eile. Ich bin nämlich an Stelle des verstorbenen Redakteurs des — höchst anständigen und feinen — Witzblattes „Figaro“ getreten. Führe somit hier zu Wien doppelte Redaktion und bin jetzt durch Uebernahme ꝛc. ꝛc. etwas in der Zeit beschränkt.

Mit den besten Grüßen in Erwartung frohen Wiedersehens

Ihr

L. Anzengruber.

An Rosegger.

408.

Wien, den 28. Mai 1884.

Verehrter Freund!

Sie wollen ein Lebenszeichen von mir, das sollen Sie genießen. Ich habe damals die Liebenswürdigkeiten Ihres Artikels*), wie es mir meiner geachteten Stellung in der Litteratur u. s. w. nach zukommt, stillschweigend annektiert und auf den Vorwurf des Gewohnheitsstadtlebens nicht gehört; war daher nicht in der Lage, es Ihnen übelzunehmen, daß Sie mich dorthin wünschten — nicht wo der Pfeffer — sondern die Alpenrose und der Enzian wächst. Die Gegend liegt mir zu hoch, man hat seine sakkermentische Mühe, da hinaufzukommen und herunter könnte es unter Umständen gar zu leicht gehen, abgesehen davon, daß mir die Milch immer Bauchgrimmen macht, und das ist doch die einzige Erquickung (die Milch, nicht das Bauchgrimmen), die man in diesen Regionen hat; „Pils“ legt keine Sennerin ein, ein Pfiff „G'spritzter“ ist auch nicht zu haben, das wirkt sehr herabstimmend.

Ihre Stimmung bei einsamen Waldwanderungen ist

*) Im „Magazin für die Litteratur“.

mir übrigens nicht fremd, wenn ich mir einmal vorspiegeln will, diese Welt wäre wirklich die beste, dann gehe ich auch in den Wald, aber allein, es ist das sehr stärkend und kräftigend, man wird in dem weiten, wohlhauchigen Grün zu einem frohbegnügten Geschöpfe, ohne Wünsche, gleichsam nichts als ein Paar freudige Augen, die in die wundersame Waldwelt auslugen, aber man muß mit dieser Stimmung haushalten, erstens spannt sie, wie jeder gehobene Zustand, sich selbst wieder herab, und zweitens würde sie, oft aufgesucht, durch die Rückkehr ins Tägliche und Alltäglichste, doch gar arg parodiert.

Neulich war ich in Gutenstein, doch mit zwei Freunden*), habe das Grab Raimunds besucht, stieg den Mariahilferberg hinan und kletterte dann später nach einer Ruine empor und in derselben herum.

Die Gegend ist wohl sehr schön, wird in das Programm der jährlichen Ausflüge als Nummer eingestellt.

Aber die Fahrt dahin, die Fahrt vier Stunden! Mit einer halben Stunde Wartezeit in Leobersdorf!

's Reisen wär' schon schön, wenn nur 's Fahren nit wär'!

Ich hoffe, daß Sie sich „relativ gesund" fühlen, wie es im Buche vom gesunden und kranken Herrn Meier heißt, es ist dies ein ganz erträglicher Zustand, auch der meine.

Auf das beste grüßend Ihr

L. Anzengruber.

An Breitkopf und Härtel.

409.

Wien, den 9. Juni 1887.

Sehr geehrte Herren!

Ich trage mich mit dem Gedanken einer größeren Publikation unter dem Gesamttitel: Anzengrubers Dorf-Romane, zwei Werke in 4 Bänden, zu je etwa

---

*) Bettelheim und Chiavacci.

12 Bogen Taschenformat (dürfte aber auch mehr geben), was jedoch nicht ausschließt, daß jeder Roman einzeln verkäuflich wäre.

Die beiden Werke, um die es sich handelt, sind:

Der Schandfleck, 2 Bände;

Der Sternsteinhof, 2 Bände.

Der „Schandfleck" ist, so wie der „Sternsteinhof", erst in Blättern erschienen, dann aber auch in Buchform (Rosner 1876), es handelt sich jedoch hier um eine umgearbeitete Ausgabe, früher hat ein Teil des Romanes in der Stadt gespielt, das wurde ausgeschieden, er endet jetzt auf dem Dorfe, und daher ist sowohl die Führung der Handlung und die Lösung des Ganzen im II. Teile eine andere geworden.

Der „Sternsteinhof" ist in Buchform noch nicht erschienen.

Ich wollte Ihnen nicht die Manuskripte zur Prüfung einsenden, ohne bei Ihnen vorerst angefragt zu haben, ob Sie überhaupt geneigt wären, ein solches Geschäft zu unternehmen.

Im letzteren Falle würde ich auch bitten, mir Ihr Anbot zu machen (falls Ihnen die Arbeiten konvenierten, selbstverständlich), da ich selbe ungern senden würde auf spätere Unterhandlungen hin. Sie brauchen eben sich nur auszusprechen: so viel geb' ich, falls ich annehme.

Ich biete Ihnen unter ganz gleichen Rechtserwerbungen Ihrerseits und Vorbehalten meinerseits, wie bei „Allerhand Humore" diese Werke: Ein- für allemal, nur mit Vorbehalt des Uebersetzungsrechtes und desjenigen, beide Romane ohne Entschädigung in eine Gesamtausgabe meiner Schriften (die jedoch in einzelnen Bänden unverkäuflich sein muß), aufzunehmen. Eine solche Ausgabe ist dermalen noch gar nicht in Sicht.

Ich sehe Ihrer freundlichen Willensäußerung entgegen.

Hochachtungsvoll Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Bettelheim.

410.

Karte. Wien, den 11. Juni 1884.

Verehrter Freund!

Ich bitte Sie, mir nächsten Freitag den „Einsam" (das Stück)*) mitzubringen und mir Ihr Urteil darüber zu sagen. Der Verfasser urgiert das meine, ich möchte ihm dann mit zwei dienen.

Bestens grüßend

L. A.

An Breitkopf und Härtel.

411.

Wien, den 16. Juni 1884.

Sehr geehrte Herren!

Anbei sende ich Ihnen die bewußten beiden Werke.

Auf „Der Schandfleck" hat selbstverständlich der frühere Verleger, L. Rosner, keinerlei Recht mehr.

Sonst habe ich für diesmal nichts hinzuzufügen, die beiden Bücher müssen sich Ihnen selbst empfehlen können.

Hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

412.

Wien, den 14. Juli 1884.

Sehr geehrte Herren!

Ihr Freundliches vom 11. d. samt Verlagsvertrag habe ich erhalten, doch vermag ich letzteren nicht zu unterfertigen, da er über die Grenzen des gemachten Anbotes hinausgreift; ich bot einfach „Der Schandfleck" und „Der Sternsteinhof", das Geschäft mit diesen beiden Dorfromanen liegt vor, kein anderes, vorläufig denke ich

*) Bearbeitung von Bolin, gedruckt 1886.

nicht daran, einen dritten Dorfroman zu schreiben, denn ich habe keinen derartigen Stoff, aber selbst wenn ich — in nicht voraus abzusehender und anzugebender Zeit — ein einschlägiges Werk produzieren würde, müßte ich es mir vorbehalten, darüber seinerzeit, von dem jetzigen Uebereinkommen unbeeinflußt, Verlagsanbot machen zu können.

Ihr freundliches Entgegenkommen läßt mich wünschen, nicht mißverstanden zu werden, eine Erweiterung des Vertrages in der gewünschten Richtung kommt mir eben ganz unerwartet und überraschend; über ein noch nicht einmal geplantes Werk schon im Vorhinein zu verfügen, widerstrebt mir. Ich kann gar nicht wissen, für welchen Honorarsatz und zu welchen Bedingungen und Vorbehalten andererseits ich dasselbe abgeben werde, Umstände, die mich behindern und zu Zwistigkeiten Anlaß bieten könnten.

Daß ich unter gleichen Verhältnissen Ihrer bei Verlagsanboten in erster Linie gedenken würde, gehört zu den Selbstverständlichkeiten reellen geschäftlichen Verkehres.

Ich vermisse in dem Vertragsformular den Fälligkeitstermin des Honorars. Ich setze voraus, daß Sie wie bei unserem ersten Geschäfte die beiden Werke, die sich fertig und abgeschlossen in Ihren Händen befinden, nach Vertragsunterfertigung in der von Ihnen bemessenen Honorarshöhe kaufen und die 2000 Reichsmark für die vier Bände bar an mich gelangen lassen wollen.

Einverstanden wäre ich also vollkommen, Ihnen für genannte Summe bar unter den angegebenen anderen im Vertragsformulare aufgenommenen Bedingungen, jedoch mit Streichung des auf künftige Leistungen bezüglichen Punktes, „Schandfleck“ und „Sternsteinhof“ zu überlassen und den Termin des Erscheinens der beiden Werke (auch im Vertragsformular nachzutragen) auf Oktober d. J. für „Schandfleck“ und auf Oktober 1883 für „Sternsteinhof“ festzusetzen.

Ich sende die Vertragsformulare anbei zurück, auf daß die Streichung und die Eintragungen, falls Ihnen

das Geschäft unter diesen Aenderungen noch konvenabel erscheint, vorgenommen werden können.

Ich erwarte Ihren gütigen Bescheid und danke Ihnen vorläufig für die mir abermals bewiesene Freundlichkeit.

Hochachtungsvoll
ergebenst
L. Anzengruber.

An Bolin.

413.

Wien, den 20. Juli 1884.

Mein verehrter, viellieber Freund!

Ich komme erst heute dazu, an Sie zu schreiben, und nehme daher Ihre noch unerledigten Briefschaften der Reihe nach vor. Das erste war der Theaterzettel der Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" im Stuttgarter Tivoli. Muß sehr schön gewesen sein. — Meine Sprichwörtergeschichte*) hatte ich mittlerweile erhalten. — Dann kam Postkarte von Berlin. Ihre Anfrage bezüglich Ihres Don Juan-Artikels kann ich bejahend beantworten. Ich habe ihn erhalten und mit großem Interesse und Vergnügen gelesen. Es liegt eine ganze Menge bestens verarbeitetes Material darin, trotzdem aber will Heyses „Don Juan" erst gesehen sein.

„Gott verloren" kennen Sie, und die andere Geschichte „Getreu dem Feldzeichen" werden Sie ja lesen und prüfen.

Wegen Breitkopf und Härtel teile ich Ihnen nun mit, daß ich abgeschlossen. Der pekuniäre Ertrag ist nicht ein sonderlich hoher, aber in Rechnung gebracht, daß die Romane schon ihr Honorar getragen haben, ist es immerhin etwas. Zudem ist der Verkehr mit diesen Verlegern ein sehr angenehmer. Ein Aber ist dabei, aber da haben die Verleger nicht so ganz unrecht: „Schandfleck" erscheint noch in diesem

---

*) Jetzt: Werke V, 219.

Jahr, „Sternsteinhof" aber erst im nächsten. Mir liegt aber besonders an dem Erscheinen des ersteren in thunlichster Bälde, der andere ist neuer und hat noch Zeit.

Daß Schlögl Sie über die „honorige" Behandlung Braunthals „rüffelte", liegt in des Alten Art, die Sie ihm ja wohl schon abgemerkt haben werden. Er mengt Person und Leistung durcheinander und ihm macht die unsympathische erstere die zweite weniger genießbar.

Mit „Einsam" habe ich sachte und still begonnen, den ersten Akt erledigt, bin jetzt im zweiten und werde ruhig fortfahren. Ich habe eben die Absicht, mich hineinzuarbeiten, dann komme ich schon schneller vom Flecke. Jetzt gärt das Ganze noch, in guter Stunde wird es klar. Von Ihnen verlange ich nur zu wissen den äußersten Termin, bis wann Sie das Drama brauchen, Sie können sich dann darauf verlassen, daß ich Ihnen zur gegebenen Zeit, wenn ich fertig werde, das ganze Buch schicke oder die Aenderungen in umfassendster Weise andeute. Für diesmal bin ich zu Ende und grüße Sie, wie immer

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

An Breitkopf und Härtel.

414.

Wien, den 21. Juli 1884.

Sehr geehrte Herren!

Anbei folgt unterfertigter Vertrag und Bescheinigung über das erhaltene Honorar für „Der Schandfleck" zu 1000 Mark; — mit dem anderen Honorarbetrage von gleicher Höhe für „Sternsteinhof" werde ich bis Ostern k. J. zuwarten.

Mit den Korrekturbögen bitte ich mir immer Manuskript mitzusenden, sollten Sie selbes zur Revision wieder zurückwünschen, so würden Sie mich sehr verpflichten, wenn

Sie es aufbehielten und mir dann zum Schlusse mit einmal zugehen ließen.

Mit hochachtungsvollen Grüßen

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

415.

Wien, den 15. August 1884.

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihr Geehrtes vom 12. d. Mts. erlaube ich mir folgendes zu erwidern, was ich in der Anzeige von der Erscheinung des „Schandfleck" im Buchhandel erwähnt wünsche, ist dies:

Im Jahre 1876 erschien dieser Dorfroman in einer belletristischen Zeitschrift, der Autor ließ sich durch eine redaktionelle Andeutung beeinflussen und verlegte den Schauplatz in der zweiten Partie des Werkes von dem Dorfe in die Stadt; wenn nun auch billige Leser diesen städtischen Bildern wohlwollendes Interesse entgegenbrachten, so schien doch die Einheit des Werkes gestört, es hätte eines zweiten selbständigen Romanes bedurft, um der Aufgabe, der sich der Verfasser plötzlich gegenübergestellt sah, gerecht zu werden, dazu versagte Zeit und Raum, denn mit dem ersten Halbbande der Zeitschrift mußte vertragsmäßig die Arbeit schließen; das allein bedingte schon eine skizzenhafte Behandlung der städtischen Partie, welche die Mehrzahl der Leser enttäuschen mußte und derselben als ein Fehler erschien. Diese augenscheinliche Abschwächung des erhofften und anfänglich auch wirklich errungenen vollen Erfolges fiel für den Verfasser um so mehr in das Gewicht, da er sich gestehen mußte, von dem ursprünglichen Plane, welcher die Geschichte als Dorfgeschichte und nicht mit konventionell gutem Ausgange, sondern mit wehmütig erstem*) Ausklingen schließen ließ, nicht zum Vorteile des

*) Offenbar Schreibfehler für: ernstem.

Ganzen abgewichen zu sein, es wurde sohin zu einer Art litterarischer Gewissenspflicht, diese Arbeit ihrer ursprünglichen Anlage und Führung nach herzustellen, und dies ist in der vorliegenden umgearbeiteten Ausgabe des „Schandfleck" geschehen.

Ueber die Vorzüge des Autors und die des vorliegenden Buches mögen Sie, als Verleger, die Ihnen nötig erscheinenden Worte gefälligst beifügen, mir widerstrebt dies, ich würde es doch nur höchst ungeschickt machen. Das Eigenlob hat bekanntlich keinen anmutenden Geruch, und ich höre doch lieber das Urteil anderer über meine Schriften, als daß ich das meine über dieselben mit der allerdings in der Schriftstellerwelt nicht mehr ungewöhnlichen Selbstreklame unter die Leute bringen möchte.

Hochachtungsvoll
ergebenst
L. Anzengruber.

416.

Wien, den 23. August 1884.

Sehr geehrte Herren!

Ich halte mich für verpflichtet, Sie von folgendem Vorgange in Kenntnis zu setzen.

Vor Erscheinen des Buches „Allerhand Humore" habe ich die drei Stücke „Das Wünschen", „Der Weibfromme" und „Die Freiheit des menschlichen Wissens" Herrn *** zur eventuellen Benützung für seine Kalender angeboten. Ich erhielt nicht eine Zeile Antwort auf diese Zuschrift, mußte also die drei Stücke für abgelehnt halten und nahm sie sohin in das Buch „Allerhand Humore" auf.

Und nun erscheinen diese Beiträge plötzlich in dem soeben zur Ausgabe gelangten *** Boten für 1885. Wie peinlich mich dieser Umstand, an dem ich keinerlei Schuld zu tragen mir bewußt bin, berührt, mögen Sie sich denken. Ich schreibe unter einem an Hrn. ***, daß er sich be-

züglich dieser Angelegenheit mit Ihnen zu verständigen habe!

Hochachtungsvoll
ergebenst
L. Anzengruber.

417.

Wien, den 17. September 1884.

Sehr geehrte Herren!

Ich habe von *** ein Schreiben erhalten, in welchem die Absendung einer Abschrift desselben an Sie gleichzeitig gemeldet wird.

Ich hoffe Sie im Besitze derselben, sie wird Ihnen darthun, daß mich nicht der Makel trifft, Arbeiten, schon einmal in feste Hand gegeben, hinterher wieder verkauft zu haben.

Als Honorar gingen mir 50 Mark zu, falls Sie gegen ***s Vorgehen weiter keine Einwendungen beabsichtigen, was lediglich Ihnen zukäme, so bitte ich um gefällige Benachrichtigung, wie Sie über den Betrag, der Ihnen nach Recht zukommt, zu verfügen gedenken, ob ich Ihnen selben einschicken oder für meine nächstjährige Forderung gutbringen soll?

Hochachtungsvoll
ergebenst
L. Anzengruber.

An Bolin.

418.

Wien, den 27. September 1884.

Mein verehrter Freund!

Ich werde nun alle meine Unterlassungssünden im Schreiben hiermit gut machen.

Was den Sternsteinhof anlangt, schätze ich Ihre Gründe, d. h. den Anlaß, den Sie zu denselben haben, den Anteil

an meiner Produktion; da aber das Nachwort nichts weniger sein soll — auch nicht ist — als eine Entschuldigung, da sie ironisch gemeint ist, so lasse ich selbe stehen.

Was die Notiz betrifft, daß meine Stücke in das Burgtheaterrepertoire aufgenommen werden sollen, so habe ich sie gelesen diese Notiz; an mich ist man in dieser Angelegenheit noch nicht herangetreten, und wie sich eine Aufführung dort anlassen würde, weiß ich auch nicht.

Mit der anderen Notiz, daß ich ein Volksstück am Theater an der Wien eingereicht habe, verhält es sich folgendermaßen. Girardi hatte in „Feldrain und Waldweg" die fertige Komödie — „Der Einsam" — ausgeschnüffelt und war über selbe entzückt. Ich sagte ihm, daß die Zensur das Stück verbieten würde, er wollte es wagen einzureichen, und so ließ ich denn von Ihrem „Einsam" Abschrift nehmen, das steht fertig, und verbieten würden sie mich oder Sie. Sollte das Unmögliche möglich werden, dann mache ich meinen „Einsam" daraus, indem ich aus dem Buche nehme, was zu brauchen, und das andere aus Eigenem hinzuthue.

So habe ich denn schon den ersten Akt, der ja ohnehin ganz mein ist, mir zurecht gelegt, am zweiten das begonnen; ich sende Ihnen mit Ihrem Exemplare die aufgezeichnete Einrichtung zu, damit Sie davon Gebrauch machen können. Bei mir sähe die Sache nun so aus: die Pfarrköchin wird kleine Episode, hat nur im 2. Akt die kleine Scene mit Kaplan und ein paar Worte mit dem Pfarrer. Das ist schon im Exemplar angedeutet, teilweise ausgeführt.

Auch was ich weiter plante — nur für den Fall des Bedarfes aber ausarbeite — teile ich Ihnen hiermit mit. In einem Punkte trafen wir uns: daß wir die alte Martha statt der Lauscherscene eintreten lassen. Fernere Aenderung: der Pfarrer verweigert wohl dem Kaplan die Nennung der Namen der Personen, denen nachzuforschen sei, aber er gibt ihm den Auftrag, bei einer Mittelsperson, gleichfalls einem Pfaffen, dessen er sich

früher zum Verkehre mit Mutter und Kind bediente, anzufragen, ob die Betreffende in der Stadt sei.

Im 3. Akt nun spricht Martha den Einsam an und versucht ihn versöhnlich zu stimmen. Da ihr das nicht gelingt, so tritt sie nach der Scene, die der Pfarrer mit dem Bürgermeister hat, selbst an Eisner heran, und nun folgt eine große Scene, wo sie in ihm alle Erinnerungen weckt, und nun kommt der Einsam zurück, der mit seinem Trotz alles zerstört. Nach dessen Abgang stürzt der Kaplan auf die Scene. Er hat den betreffenden Pfaffen unterwegs getroffen, der kann erst in ein paar Tagen kommen; er hat Dienstreise und hat den alten Mann beschworen, umzukehren und dem Eisner die Botschaft zu sagen: der letzten Nachforschung nach wäre die Mutter tot, nicht das Kind, man hätte es für tot ausgegeben, weil man sich seiner schämte, es lebte der Bursche, ein ausgestoßener Verbrecher. Die Meldung geschieht hastig. Eisner dankt dem Kaplan für die gehabte Mühe. „Die beiden Personen gingen mir einst nah'. Die Meldung kommt zur rechten Stunde, sie sei ein Fingerzeig, es fügt sich da, ein Unrecht an der Gesellschaft gutzumachen." Eisner nimmt die Nachricht mit Schreck und Erschütterung auf, aber er bezwingt sich und zieht die obige Folgerung daraus. „Es bleibt dabei." Das Publikum steht hart an der Erkenntnis der Situation. Die Scene muß so geführt werden, daß dem Zuschauer zu gruseln beginnt.

Im folgenden Akt steigt nur der Tomerl, nicht der Kaplan zum Einsam hinauf. Die Scene, wo Einsam mit den Gendarmen kämpft und angesichts des Publikums, schließt den Akt. Alles übrige bleibt, wie wir's verabredet haben.

Das wären die Aenderungen meiner Ausführung nach. Ich schließe dieses Schreiben, damit es desto bälder an Sie gelange.

Mit herzlichem Gruße Ihr

L. Anzengruber.

An Breitkopf und Härtel.

419.

Wien, den 2. Oktober 1884.

Sehr geehrte Herren!

Durch Ihr Freundliches vom 27. v. Mts. wäre allerdings die Sache mit *** erledigt; da es jedoch der Mann — zu meinem Befremden — unterlassen hat, Ihnen Abschrift des Briefes, den er an mich gerichtet, zu senden, so erlaube ich mir hiermit zur Einsichtnahme das Original anzuschließen, erbitte mir dessen gelegentliche Retournierung. Die Unterlassung, die *** da begeht, indem er die zugesagte Verständigung mit Ihnen umgeht, soll wenigstens mir nicht schaden.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

L. Anzengruber.

An Ada Christen.

420.

Wien, den 9. Oktober 1884.

Meine verehrte Kollegin und Freundin!

Mit stiller Ergebenheit empfing ich den Ausschnitt aus dem Provinzialblättchen, den Sie mir zuschickten, ich betrachte ihn als ein Referat über mein mißlungenes Debüt als Wohlthäter.

Welch einen armen alten Elternkreis, welch eine umfangreiche Elternhütte, welch ausdauernde Niere und Blase muß dieser Ainringer Poet haben?! Alle Jahr muß er sich retten lassen. Jedesmal braucht er nur den einen E—dlen, der ihm hundert Gulden leiht, und wenn der zufällig auch mehr schickt*), so schreibt er, o retten Sie mich noch weiter — und schicken S' noch 'was.

*) Anzengrubers Schriftenkasten enthält die Belege für seine Freigebigkeit, auch diesem Schwindler gegenüber.

Der Mensch wird ja ein armer Teufel sein zugegeben, aber er stellt sich auf den Standpunkt des gewerbsmäßigen Bettlers, er hat seine Bittformel (wie oft mag die schon verfangen haben!) einstudiert, er leiert sie herunter, er vergißt wohl, wie ein solcher Fechtbruder, daß er schon ein und derselben Person das Gleiche gesagt. „Drei Täg' hab' i schon nix g'essn," sagte so einer zu derselben Bäuerin. „Jesses, jetzt sein's schon sechs — denn vor drei hast mer 's Nämliche gesagt." Es ärgert einen die gewerbsmäßige Lüge, die dahinter steckt. Der Racker führt immer die zwei zitterigen Eltern vor, das Elternhaus, das unter der Last der Schulden ächzt, und wirft einem schließlich seine Blasen- und Nierensteine an den Kopf. Man richtete es billiger, wenn man davon wüßte. Nun, meinethalben soll er weiter sein Handwerk treiben. Bedauerlich ist es nur, daß einem dabei unwillkürlich der Gedanke aufsteigt, daß wohl die Aermsten jene sein müssen, welche die Not stumm geschlagen hat, und daß man an eine Fratze des Elends gegeben, was eine verzweifelnde Existenz hätte retten können.

Während ich das niederschreibe, regnet es draußen recht anhaltlich, es muß an solchen Tagen in Kaltenleutgeben gar angenehm sein, Meister Alt — wenn er da wäre, würde jedenfalls kalauern: Es muß an solchen Tagen in Kaltenleutgeben eine Menge von kalten Leuten geben. Ich thu' das nicht, denn ich mache grundsätzlich keine Kalauer.

Ich kann Ihnen nur aufrichtig eine fortschreitende (baldige leidet der Doktor nicht) Besserung wünschen und Ihnen die Lektüre des „Faust" dringendst widerraten. Sie gäben vielleicht dem verrückten Kerl recht, wo er so heidenmäßig über die Geduld flucht.

Kommen wir zu einem angenehmeren Gegenstand, der — mit aller Bescheidenheit gesagt — bin ich. Mir geht es — bitte alle verfügbaren Daumen zu halten — dermalen ganz gut, die Familie, die Frau und das kleine Gesindel sind gesund.

Als doppelter Redakteur befinde ich mich zwar etwas minder behaglich, ich reite etwas unkommoder wie der bekannte Vater im „Erlkönig“ durch Nacht und Wind, denn ich habe zwei Kinder vor mir im Sattel und fürchte das eine in meinen Armen auch mit einmal tot zu finden; doch dürfte es kaum das Opfer jenes Königs werden, den Goethe in Anwendung einer majestätsbeleidigenden Laune nebst der Krone mit einem Schweife ausstattete, abgesehen davon, daß es keiner Anwendung von Gewaltanwendung brauchte, wenn ein Potentat das Kind mitgehen heißen würde, es wird aber eben keinem — nicht einmal einem Geldfürsten so etwas einfallen*).

Sonst schreibe ich an einer Weihnachtskomödie. Es fehlt mir nicht an Beschäftigung, oft wird mir die Thätigkeit auch etwas lästig. Mit den besten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

421.

Postkarte. Wien, den 31. Oktober 1884.

Mein werter Freund! Ich komme gegenwärtig mit nichts weiter und werden Sie Geduld mit mir haben müssen. Bereit liegen für Sie habe ich die Partitur zum Meineidbauer und zwei Nummern vom Roten Kreuz mit meiner Erzählung „Getreu dem Feldzeichen“**). Diese Karte sende ich lediglich nur, um mich wieder einmal zu melden, sie soll nur Vorläufer eines größeren Schreibens sein, das Sie in nächster Zeit erhalten werden von

Ihrem treu ergebenen

L. Anzengruber.

---

*) „Die Heimat“ war Eigentum eines Baron Erlanger.

**) Jetzt: Letzte Dorfgänge. Cotta 1894, S. 476.

An Rosegger.

422.

Wien, den 5. November 1884.

Mein verehrter Freund!

Leider sind wir, Schlögl und ich, nicht in der Lage, in Ihrer Gesellschaft diesmal den Abend zuzubringen. Schlögl ist, bedauernswerterweise, so leidend, daß er nicht ausgeht, er bittet mich, Sie davon zu verständigen.

Ich habe heute Zusammenstellung des „Figaro", die mich, ich weiß es nicht wie lange, beschäftigt. So ist denn heute eine Zusammenkunft nicht möglich. Ich bringe Ihnen das zur — mir selbst unangenehmen — Kenntnis.

Ich grüße Sie auf das beste und hoffe auf ein andermaliges Wiedersehen in Frohsein und Gesundheit.

Ihr Freund

L. Anzengruber.

An Bettelheim.

423.

Sehr geehrter Freund!

Den besten Dank für Ihre Zeilen, für den Zeitungsausschnitt ꝛc. — Heute geh' ich nicht in die Nische, Freitags nicht zum Gattern, denn ich muß in Gewaltmärschen an das Ziel. Mit besten Grüßen

L. A.

Es ist erst der erste Akt fix und fertig.

Verehrter Herr und Freund!

Mit dem Zwangsarbeitssystem geht es doch nicht, ich werde daher mutmaßlichst! Freitags wieder erscheinen.

Sage daher: Auf Wiedersehen! Ihr

L. A.

Den 24. Novembar 1884.

An Bolin.

424.

Postkarte. Wien, den 9. Dezember 1884.

Mein verehrter Freund! Da ich schon so lange nichts von Ihnen gehört, drängt es mich, Ihnen wenigstens einen Gruß zu senden. Zu thun hab' ich so schauderhaft viel, daß ich oft nicht weiß, wo mir der Kopf steht. „Schandfleck" ist nunmehr erschienen und sieht meines Erachtens ganz schmuck aus. Unterdessen habe ich den ersten Akt einer „Weihnachtskomödie" zu stande gebracht, die aber erst 1885 zur Aufführung kommt. Weihnachtskomödie, versteht sich ohne Märchengestalten, nur die Stimmung dieser Woche, die ja eine poetische, gemütvolle ist, ausnützend. Dazwischen schrieb ich eine Kalendergeschichte: mit kriminellem Hintergrund: „Unter schwerer Anklage." Das Stück wird noch heuer oder längstens Mitte künftigen Jänners fertig. Unseren „Einsam" gibt, wie vorauszusehen, die Zensur nicht frei.

Mit den besten herzlichsten Grüßen

L. A.

An Bettelheim.

425.

Wien, den 26. Dezember 1884.

Verehrter Freund!

Für das „Christkindl" sagen wir beide, ich und Frau, besten Dank. Den „Hutten"*) werde ich mir zur guten Stunde vornehmen.

Nach Brünn mußte ich leider für d. J. abschreiben, ich kann nicht weg, „Figaro" beschäftigt mich. Ich könnte nur den Dreikönigstag hin, möchte aber an selbem

*) Von David Strauß.

nachts oder früh am anderen Morgen zurück, um mittags in Wien zu sein. Habe also nachgefragt, wie es machen?

Ganz unschlüssig bin ich auch, was ich lesen soll! Dachte an
Weibfromme,
Freiheit des menschlichen Willens (Gespräch zweier Spitzbuben),
Der Sinnierer,
Märchen des Steinklopferhanns,
Hans und Grete,
Jüngste Tag,
Von der Maschin'.

Bunt genug, aber nur humoristisch, und das Auditorium kennt den Vorleser dann nur von einer Seite. — — —

Es war ja auch die Rede davon, daß Sie „hinführen" nach Brünn?!

Bestens grüßend (den „Gattern" sehe ich heute nicht)
Ihr freundgesinnter
L. Anzengruber.

An Breitkopf und Härtel.

426.

Wien, den 21. Januar 1885.

Sehr geehrte Herren!

Entschuldigen Sie mein langes Schweigen auf Ihre geschätzte Zuschrift, aber ich war mit Arbeit überhäuft und förmlich schreibescheu geworden.

Was den Nachdruck in dem hier zurückfolgenden „Familienfreund" betrifft, so fällt diese Angelegenheit in eine Zeit, wo ich mit Ihnen noch nicht abgeschlossen hatte.

Dieses „Geschäft", von dem ich keinen Kreuzer erhielt, schloß der Agent *** in Berlin ab, der sich überhaupt mir von einer Seite zeigte, die mir jeden Verkehr mit sogenannten „Litterarischen Bureaus" verleidete.

Durch meine Unvorsichtigkeit hatte der Mann das Recht den **einmaligen** Abdruck in kleineren Blättern zu gestatten.

Es wäre also zu eruieren, ob der „Familienfreund" dieses eingeräumte Recht überschreitet und fort nachdruckt, oder ob er es für damals (ehe ich noch mit Ihnen Kontrakt schloß) bewenden ließ.

Jedenfalls würde er sich auch diesfalls auf *** in Berlin ausreden und käme eigentlich dieser zu verfolgen.

Das ist alles, was ich von der in Rede stehenden Angelegenheit weiß.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

L. Anzengruber.

427.

Wien, den 26. Januar 1885.

Sehr geehrte Herren!

Wenn ich es je unterlassen haben sollte, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich beide Romane vorher in Zeitungen (durch Agenten) habe einrücken lassen, so ist mir das unbegreiflich, ich glaubte fest und bin bis zur Stunde noch davon überzeugt, auf diesen Umstand in meinem ersten Anbotschreiben hingewiesen zu haben.

Es wäre mir diese Unterlassung, wenn ich mich denn doch im Irrtum befinden sollte, sehr betrübend.

Bei „Sternsteinhof" war die Weiterbegebung das Recht der Administration der „Heimat", welche ich redigiere, und wurde der Vertrieb, respektive der Abdruck, nur bis Oktober v. J. gestattet, da ich die Ausgabe des Buches um Weihnachten voraussetzte.

Für „Schandfleck" habe ich geradezu Opfer gebracht, um ihn in einem honetten Verlage erscheinen zu sehen. Ich habe meinem früheren Verleger Rosner für dessen Freigabe Zahlung geleistet und was ich an *** für Erfahrungen machte, davon können Sie sich durch die Beilagen überzeugen.

A. Der Kontrakt zwischen mir und ihm (den 28. März 1883).

B. Ein wehmütiges Schreiben desselben, wo er eingesteht, seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen zu sein (den 11. Januar 1884).

C. Ein dito. Auf dritter Seite Angabe der Blätter, an welche „Schandfleck“ abgegeben wurde, darunter kl. Blatt in Neusalza (den 8. Februar 1884). Unser Vertrag datiert vom 21. Juli desselben Jahres.

D. Vom 15. Februar 1884.

1. Der Brief, womit mir der Mann erklärt: eine Gefälligkeit zu erweisen.

2. Die Aufhebung unseres Vertrages (wie diese Gefälligkeit in der Nähe aussieht).

3. Der mir von ihm zurückgestellte Revers.

E. Die Quittung über das zurückerstattete Geld, 7. April 1884.

Bitte noch auf der Rückseite des Blattes den letzten Passus zu lesen. Eine Vergütung wurde allerdings nicht vereinbart, aber er verlangte die Exemplare (alte Auflage) und erklärte sie als Makulatur ersetzen zu wollen.

Sie werden sich nicht wundern, daß ich von einer solchen Verbindung mich losmachte, so schnell es irgend anging, und es blieb auch wahrlich genug hängen bei dieser Angelegenheit.

Es fehlt also zum Schlusse gar nichts mehr, als daß auch Sie sich noch unzufrieden erklären! Dann soll sich aber auch der Teufel auf deutscher Erde als „geschätzter“ Schriftsteller etablieren.

Hochachtungsvoll ergebenst

L. Anzengruber.

P. S. Die mir sehr lehrreichen Belege erbitte ich gelegentlich zurück.

428.

Wien, den 5. Februar 1885.

Sehr geehrte Herren!

Selbstverständlich war der Kontrakt für den „Schandfleck“ in der Gestalt wie er jetzt vorliegt, bindend,

„Die Kameradin“ steht ja daneben erwähnt, als anderer Punkt.

Darum mußte ich ja den Kontrakt aufheben, um über die Arbeit verfügen zu können.

Die drei geschehenen Abdrücke konnte ich nicht mehr ungeschehen machen.

Hochachtungsvoll Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

429.

Wien, den 27. März 1885.

Mein verehrter Freund!

Ihr Schreiben vom 8. d. Mts. und das Exemplar der „Gegenwart“ sind mir zugekommen, für beides meinen besten Dank. Ihre Besprechung hat mich sehr erfreut, Ihr Brief außerordentlich interessiert. Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen zu Ihrem Erfolge im Dramatischen und wünsche Ihnen deren in Zukunft noch mehrere und recht zufriedenstellende.

Es ist mir unendlich lieb, Ihren Zeilen entnehmen zu können, daß Sie sich gesund fühlen.

Da Sie eine ganz hübsche Anzahl von Fragen an mich richten, ein Zeichen Ihrer ungeschwächten freundschaftlichen Teilnahme für mich, wofür ich sehr dankbar bin, aber auch ein Zeichen meiner Schreibfaulheit, da ich Sie so lange ohne Nachricht ließ, so gehe ich sofort an die Beantwortung all dessen, was Sie von mir zu erfahren wünschen.

Es gibt heuer keinen Cyklus meiner Stücke. Ob überhaupt eines oder das andere gespielt wird, das steht — wie der Mensch zu sagen pflegt, wenn er irgend etwas nicht gerade zum besten aufgehoben weiß — in „Gottes Hand“. Einmal hat man im Theater an der Wien an einem Sonntagnachmittage den Pfarrer aufgeführt und am 5. April wird man zu einem wohlthätigen Zwecke die Kreuzelschreiber aufführen, dann dürfte es „alle“ sein.

Meine Weihnachtskomödie ist aus guten Gründen auf die diesjährige Feierzeit verschoben worden. Das war ein Glück für mich und diese Arbeit. Der hinter der jetzt nominellen Direktion des Wiedener Theaters steckende Franz Jauner, ehemaliger Direktor des Ringtheaters zur Zeit der grausigen Brandkatastrophe, eingedenk des Wagnisses vor das Wiener Publikum hinzutreten, zagte davor, die ihm zugedachte Rolle zu spielen: Wegen Mangel an einer anderen tüchtigen Kraft ergab sich nur das Auskunftsmittel der Verschiebung auf nächste Weihnachtszeit.

Wie war ich froh, daß der Mann nicht umsattelte und sich doch entschloß die Rolle zu übernehmen; ein Skandal, wie er vielleicht noch nicht dagewesen, hätte mein Stück mitten in den Aufführungen umgebracht. Im Dezember vorigen Jahres wurde die Defraudation ruchbar, welche der Bruder des Direktors Jauner, Lucas Jauner, als Direktor der hiesigen Escomptebank beging; die veruntreuten Gelder erreichten die Höhe von 1½ Millionen! — Und nun denken Sie, dieses Stadtereignis mit dem darauffolgenden Selbstmorde des Defraudanten wäre mitten hineingeplatzt in die Vorstellungen meines Stückes, in welchem Franz Jauner einen leichtsinnigen Advokaten darzustellen gehabt hätte, der nahe der Malversation steht und einen Selbstmord in Vorbereitung setzt, wenn auch nicht ausführt!!

Die letzte Ihrer Fragen bezieht sich auf den Sternsteinhof. Derselbe wird dieses Jahr um die gleiche Zeit erscheinen, wie der Schandfleck im vorigen.

Da Sie erwähnen, daß ich im „Figaro“ ein Referat über Heyses „Don Juan“ habe, so denke ich, daß Sie das Blatt manchmal zu Gesicht bekommen; dann aber müßten Sie auch gesehen haben, daß ich das Referat an einen hiesigen jungen, recht tüchtigen Litteraten, Namens Chiavacci, übertragen habe. Nebenbei bemerkt ist der Betreffende trotz seines welschen Namens ein Ur-Wiener und wetteifert mit Schlögl und Pötzl in der sogenannten

Wiener Lokal-Chronistik. Derselbe konnte nur den sehr fragwürdigen Eindruck des Heyseschen Stückes konstatieren. Ich habe daraufhin es mir erspart, einen mir höchst sympathischen Poeten straucheln zu sehen, und bin nicht ins Theater gegangen. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß ich damals, als Sie mit mir über das Stück sprachen, meine Bedenken sofort offen aussprach über den Wasser-, Eisen- und Feuertod der unglücklichen Familie Juan?!

Was nun schließlich meine Person anlangt, so befinde ich mich ganz wohl und legen die Meinen diesem Wohlbefinden — etwa durch ein Uebelsein ihrerseits — nichts in den Weg. Ich redigiere meine beiden Wochenblätter, habe mittlerweile zwei Kalendergeschichten fertig gebracht und nehme nun in aller Ruhe meine dramatische Thätigkeit wieder auf.

Was die Musik zu dem Meineidbauer anlangt, so bin ich Ihnen, da Sie die Mühe der Uebersetzung und Bearbeitung auf sich nehmen — überdem mich bisher für mein geistiges Urheberrecht solchenfalls jedesmal entschädigen — schuldig, dieses zum Stück gehörige Material zu liefern, das ja auch gar keine Auslage als die minimale Kopiaturgebühr verursacht, da die Partitur zu allen meinen Stücken mein Eigentum ist.

Das Beste zuletzt! Sie werden also wieder reisen und hoffentlich, nein sicher, Wien berühren! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ich mich auf dieses Wiedersehen freue!

Sie auf das herzlichste grüßend

Ihr ergebener L. Anzengruber.

An Bettelheim.

430.

Den 24. April 1885.

Verehrter Freund!

Ihr Fernbleiben thut mir leid, aber gegen die Motive desselben kann ich — als „scharfer Arbeiter" — nichts ein-

wenden. Obwohl ich diesen Titel mir eigentlich nur anmaße, da ich seit Wochen außer Redigieren, und das wie's gehn will, rein gar nichts thue, aber das bleibt nicht so, die Gutensteiner Partie kann nicht so unvorbereitet vor sich gehen. Pater Vincenz*) hat erst einen Urlaub durchgeschwelgt, also muß er wieder brav sein und gut thun.

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

L. A.

431.

Den 30. April 1885.

Verehrter Freund!

Wohl komme ich morgen auf ein Sprüngelchen, aber nur zum „Gattern", denn im Hotel zum „Goldenen Kreuz" feiern die Touristen den 80. Geburtstag des Christian Schumm und es hat mich und Schlögl und Dillinger und Chiavacci der Jubelgreis so dringlich dorthin geladen, daß wir ihm wohl den Willen thun müssen und sohin vom Gattern zum Kreuz kriechen werden**).

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

L. A.

An Breitkopf und Härtel.

432.

Wien, den 1. Mai 1885.

Sehr geehrte Herren!

Ich bitte nun, meiner nicht vergessen zu wollen.

Hochachtungsvoll

L. Anzengruber.

Wien VI, Hofmühlgasse 2.

---

*) Scherzname für Vincenz Chiavacci.

**) S. Anzengrubers Dialektgedicht zum 80. Geburtstag Schumms in den Anmerkungen.

433.

Wien, den 8. Mai 1885.

Sehr geehrte Herren!

Mit bestem Dank folgt anbei die Bestätigung für den Empfang des Honorars. Für die begangene Ungeschicklichkeit bitte ich um Entschuldigung, was weiß ein Laie wie ich von der Messe, der sie schon für zu Ende hielt, wo sie erst anfängt? Auch dachte ich mir meine Angelegenheit nicht so im Vordergrunde stehend, daß sie gar nicht zu übersehen gewesen wäre — man kann auch in aller Bescheidenheit eine — Unklugheit begehen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

L. Anzengruber.

An Rosegger.

434.

Penzing, den 1. Juli 1885.

Verehrter Freund!

Ich habe mir ein eigenes Heim zugelegt und wohne nunmehr Penzing, Mayergasse Nr. 10, auf welche Adresse ich Rücksicht zu nehmen bitte, falls Sie schreiben und gar einmal wieder in Person verkehren wollen an und mit

Ihrem aufrichtig ergebenen

L. Anzengruber.

435.

Verehrter Freund!

Mit Dank bestätige ich den Empfang des Honorars. Freue mich, daß Ihnen der Beitrag gefällt, er ist doch, glaube ich, unleugbar von mir, und darauf kommt es doch vor allem Ihnen als Redakteur an. — Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

20. Juli 1885. L. Anzengruber.

An Bettelheim.

436.

Penzing, den 30. Juli 1885.
Mayergasse Nr. 10.

Verehrter Freund!

Ihr Schreiben hat mich sehr erfreut, als ein Zeichen, daß Sie meiner nicht vergessen haben, sonst ist etwa erfreulich, daß Ihre Frau Gemahlin ein quälendes Leiden hinter sich hat, aber es überhaupt zu haben, respektive gehabt zu haben, gehört nicht zu den schönsten Erinnerungen.

Weniger erfreulich ist's, daß Sie sich so an den Schreibtisch ketten, daß Sie sich nach solcher Zeitausschindungs-Methode selbst zu Schanden arbeiten müssen. Machen Sie es wie ich — im Geiste sehe ich Sie die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen — ich arbeite gar nichts, die Weihnachtskomödie steht gerade noch da, wo sie vorigen Jahrs stehen gelassen worden, und jetzt erst gehe ich daran, sie weiter zu fördern.

Ich komme jetzt gar nicht in die Freitagsgesellschaft, werde aber damit nächstens wieder beginnen, nämlich mit dem Hinkommen.

Es gehen mir, was das Schaffen anlangt, meine Förderer und „Penzer" ab, d. h. jene Personen, denen ich es verstatte, sich um mein Produzieren zu bekümmern und auf deren Wort und Urteil ich etwas gebe, in erster Linie Sie, dann der Chiavacci, den ich auch selten zu Gesichte kriege, der Arme befindet sich in einer der herzbeklemmendsten Lagen, seine Mutter liegt sterbend und kommt doch zu keinem Ende, die Frau lebt nicht, sie leidet nur. Einmal schon fiel sie in schwere Ohnmacht und unser armer Freund brach selbst bewußtlos zusammen neben der vermeintlich Toten. Meine Frau war tags darauf bei der Wiedererwachten, von welcher sie nicht gleich, aber später doch erkannt wurde, und nun that die alte Frau den merkwürdigen Ausspruch:

„Gestern war ich schon tot, das war so gut — aber sie (Sohn und Tochter) haben mich wieder aufgeschrieen."

Was das für den braven Kerl von Sohn, welcher unser Ch. ist, für eine Qual und Marter bedeutet, da zusehen zu müssen — Sie denken sich's ja wohl!

Er wäre daher zu einem Ausfluge nicht fähig, ich kann aber auch nicht fort, ich muß mich entschließen zu arbeiten und das erste, was ich thun muß, soll es mir gedeihlich von statten gehen, ist, daß ich mich ganz in mein neues Heim eingewöhne.

Zum Schluß vom Schlusse Ihres Schreibens vom Kulturjuden Auerbach. Ich halte den Alten für das, für was er gehalten werden wollte, für einen Deutschen und finde sein Geschick, das seine Laufbahn in dem antisemitischen letzten Restel unseres Jahrhunderts enden ließ, geradezu tragisch; der Mann fühlt sich einen Deutschen, zählt sich zu den Schriftstellern, die im deutschen Schrifttum etwas geleistet, genoß auch die Anerkennung nach beiden Richtungen hin, decennienlang, plötzlich vor seinem Ende bekommt er es zu hören, daß er eigentlich denn doch gar nichts anderes sei, als ein deutschschreibender — Jude, ein Fremder.

Je nun, entscheiden Sie die Frage nach der höheren, nach der kosmopolitischen, nach der menschlichen Seite hin, ich bin es sehr zufrieden. An den Verdammungen und Verlästerungen, die Sie voraussehen, wird es nicht fehlen, es werden wahrscheinlich eher mehr, als weniger laut werden, wie Sie erwarten, denn für den großen Standpunkt der Welt- oder Menschengeschichte hat man heutzutage kein Ohr. Es gehört Mut dazu, den Steinen zu predigen, die einem gelegentlich um die Ohren fliegen können. Ich bin nicht so mutig, wenigstens derzeit nicht, und von mir aus können die Steine Klötze bleiben. Is mir lieber!

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus und der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen

Ihr L. Anzengruber.

An Schlögl.

438.

Penzing, den 11. September 1885.

Verehrter Freund!

Heute „als“ am Freitag werde ich „stats“ beim Gattern mündlich, was wegen der Entfernung nicht einmal telephonisch anginge, schriftlich mit Ihnen plaudern.

Was Ihre Nachricht von den Mäusen anlangt, so hat mich selbe allerdings überrascht, denn es ist doch derzeit keine Zeit danach, daß sich auch nur Mäuse mausig machen sollen, indes ist das wohl auch nur ein Zeichen der Zornrute Gottes, die er sich aus Kometen- und Mäuseschwänzen zusammenflicht, in das Salzwasser von Kriegsnot, Pestilenz und sonst was Gut's eintaucht und lange zuvor vor den blinden Augen verhärteter Menschheit damit herumfuchtelt, ehe er zu dem Vernichtungsschlage ausholt, der dann immer, wie älteste geschichtliche Aufschreibungen darthun, so ausfällt, daß der Ungerechte noch ein Polster (sprich Kissen) erwischt, während der Gottesfürchtige mit den gefalteten Inbrunstpfoten sich nicht zu erwehren weiß.

Es ist höchst bedeutsam, daß der Almpeterl, der sich doch in letzter Zeit ganz gut mit unserem Herrgott abfand, wie man denn, je älter man wird, sich mehr und mehr mit der Idee befreundet, „ihn walten“ zu lassen, daß, sage ich, oder, will ich sagen, besagter Almpeterl sogar zur Blutzeugenschaft für seine reiferen Ideen aufgefordert wird und seine ketzerischen Jugendsünden jetzt mit einem abgeschossenen Läufel abzubüßen schönste Gelegenheit hätte, aber das will er nicht und läßt sie ungenützt verstreichen.

Ich und Weib und Kinder befinden uns so leidlich, als dies in dem Jammerthale, Erde genannt, möglich; der Kleinste besorgt den Jammer oft in ausgiebigster Weise und manchmal erinnert mich auch die Gattin, daß wir in „Pentzing“ logieren, deswegen gehe ich aber heute doch

An Bolin.

437.

Penzing, den 6. September 1885.

Mein verehrter Freund!

Sternsteinhof ist in der Korrektur und habe ich den ersten Band erledigt.

Gefallen thut's mir hier ganz gut und ich glaube, ich werde bald recht fleißig sein. Jedenfalls komme ich zu Weihnachten mit meiner Komödie heraus. Am Theater a. d. Wien.

Von Leipzig hat man sich namens der Genossenschaft dramatischer Schriftsteller und Komponisten bezüglich des Einsam an mich gewendet. Ich habe der Wahrheit gemäß dahin geschrieben, daß nur ein deutsches Exemplar des schwedischen Stückes von Ihnen mir vorgelegen, daß nur der Stoff mein ist und dann mein dramatischer Beirat hinzugekommen ist. Ich gab demzufolge dem Direktor der Genossenschaftsagentur den Rat, sich, wenn er Aussicht auf Verwertung des Stückes zu haben glaubt, sich an Sie zu wenden, und überlasse es auch Ihnen, falls eine derartige Vereinbarung zu stande kommt, meinen Anteil litterarischen Eigentums und Ratschlages an dem Werke durch einen Ihnen recht und billig erscheinenden Prozentsatz an dem Erträgnisse festzustellen. Selbstverständlich, wie in der Arbeit es liegt, das Mehr das Ihre! Auf dem Zettel müßte es heißen: „Drama" oder „Volksstück" nach der gleichnamigen Erzählung Anzengrubers von W. B.

Das ist diesmal ein ganzer Geschäftsbrief geworden, wie Sie sehen. Aber eines muß ich Sie noch fragen, was mir nahe geht: wie befinden Sie sich? Ich hoffe in dieser Beziehung Gutes zu hören.

Ihr treu ergebener

L. Anzengruber.

An Schlögl.

438.

Penzing, den 11. September 1885.

Verehrter Freund!

Heute „als“ am Freitag werde ich „stats“ beim Gattern mündlich, was wegen der Entfernung nicht einmal telephonisch anginge, schriftlich mit Ihnen plaudern.

Was Ihre Nachricht von den Mäusen anlangt, so hat mich selbe allerdings überrascht, denn es ist doch derzeit keine Zeit danach, daß sich auch nur Mäuse mausig machen sollen, indes ist das wohl auch nur ein Zeichen der Zornrute Gottes, die er sich aus Kometen- und Mäuseschwänzen zusammenflicht, in das Salzwasser von Kriegsnot, Pestilenz und sonst was Gut's eintaucht und lange zuvor vor den blinden Augen verhärteter Menschheit damit herumfuchtelt, ehe er zu dem Vernichtungsschlage ausholt, der dann immer, wie älteste geschichtliche Aufschreibungen darthun, so ausfällt, daß der Ungerechte noch ein Polster (sprich Kissen) erwischt, während der Gottesfürchtige mit den gefalteten Inbrunstpfoten sich nicht zu erwehren weiß.

Es ist höchst bedeutsam, daß der Almpeterl, der sich doch in letzter Zeit ganz gut mit unserem Herrgott abfand, wie man denn, je älter man wird, sich mehr und mehr mit der Idee befreundet, „ihn walten“ zu lassen, daß, sage ich, oder, will ich sagen, besagter Almpeterl sogar zur Blutzeugenschaft für seine reiferen Ideen aufgefordert wird und seine ketzerischen Jugendsünden jetzt mit einem abgeschossenen Läufel abzubüßen schönste Gelegenheit hätte, aber das will er nicht und läßt sie ungenützt verstreichen.

Ich und Weib und Kinder befinden uns so leidlich, als dies in dem Jammerthale, Erde genannt, möglich; der Kleinste besorgt den Jammer oft in ausgiebigster Weise und manchmal erinnert mich auch die Gattin, daß wir in „Pentzing“ logieren, deswegen gehe ich aber heute doch

zum Gattern, werde die Gesellschaft von Ihnen grüßen und sie auf Ihre baldige Wiederkehr sich freuen machen. Bis dahin bleiben Sie wohl und wohlgewogen

Ihrem

L. Anzengruber.

An Breitkopf und Härtel.

439.

Penzing bei Wien, den 26. September 1885.
Mayergasse 10.

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihr geschätztes Schreiben vom 21. d. M. kann ich konsequenterweise nicht anders antworten, als ich es seiner Zeit auf ein Schreiben gethan, in welchem Sie das gleiche Ansinnen bezüglich des „Schandfleck“ an mich richteten*), nämlich, daß Sie selbst die leidigen Reklamezeilen zur Buchanzeige niederschreiben mögen, oder irgend jemand veranlassen, es zu thun, ich will so viel Lob als darin enthalten sein wird, dankend quittieren, aber ich selbst vermag mein eigenes Werk nicht herauszustreichen, und daß ich es selbst table, kann man doch auch nicht verlangen, und damit wäre auch Ihnen nicht gedient. Betrachten Sie es also weder als Bequemlichkeit, noch als Mangel an Gefälligkeit, wenn ich diese Arbeit von mir abweise; ich will als Autor in Glimpf oder Schimpf ernst genommen werden, ich müßte mir ja selbst ins Gesicht lachen, wenn ich mir selbst so viel Ehre, als mir dem Publikum zuträglich erschiene, anthäte. Es ist ja auch beim „Schandfleck“ ohne mich gegangen.

Hochachtungsvoll ergebenst

L. Anzengruber.

Unter einem geht Korrekturbogen 6/7 ab.

---

*) S. o. Nr. 415, Brief vom 15. August 1884.

An Bolin.

440.

Penzing, den 28. September 1885.

Mein verehrter Freund!

Ich stecke eben über Hals und Kopf in Arbeit und bitte Sie daher mit dieser kurzen Erwiderung Ihres Schreibens und Ihrer Postkarte genügen zu lassen.

Im ersten Akte vom Einsam würde ich Sie bitten, ja meine Striche und Zusätze, respektive Einschübe, sich gefallen zu lassen; ich halte darauf und glaube für den Erfolg bürgen zu können. Ich bin ferner dafür, daß Sie die Komödie stehen lassen, wie selbe im deutschen Exemplare stand, daß wir daher keinen Kampf zwischen dem Gendarmen und dem Einsam einschalten. Dagegen wäre die Scene zwischen der alten Martha, die warnend mit der Erinnerung an das Jugendleben des Pfaffen an diesen heranschleicht, zu machen. Wenn Sie selbe fertig haben und meines Rates benötigen, werde ich selbe, wenn Sie sie mir mitteilen, durchsehen und wie ich es nützlich erachte, umarbeiten. Den Schluß bitte ich Sie ebenfalls nach meiner Bearbeitung zu lassen, denn das packt.

Hoffen wir auf einen Erfolg, wenn sich die Herren norddeutschen Direktoren das überhaupt aufzuführen getrauen. Ueber meine Bereitwilligkeit Ihnen thatkräftigst zur Seite zu stehen, hegen Sie wohl keinen Zweifel.

Mit den besten Grüßen und Wünschen

Ihr treu ergebener

L. Anzengruber.

An Breitkopf und Härtel.

441.

Penzing, den 2. Oktober 1885.

Sehr geehrte Herren!

Ja, das mit „Schandfleck“ war ein anderes Ding, da sprach ich mich weder über Inhalt noch über Wert des

Buches aus, sondern gab nur Aufklärung über die innere Nötigung, die mich trieb, das Buch umzugestalten.

Ich erlaubte mir in der von mir redigierten „Heimat", wo der „Sternsteinhof" zuerst erschien, nur folgende kurze Andeutung:

„Diese längere Erzählung, die jüngste Schöpfung des Autors, reich an humoristischen und ernsten Schilderungen und voll realistischer Kraft in der Durchführung, gibt im engen Rahmen des Dorflebens ein um so schärfer umrissenes Bild des sittlichen Verderbens, das dem Elende entkeimt, wenn es unvermittelt der Gedanke an seinen Gegensatz, den Ueberfluß, beherrscht."

Das war alles, was ich als Redakteur, wo ich gleichsam gezwungen war, in dem großen Tamtamkonzerte der Konkurrenzunternehmungen mich auch vernehmbar zu machen, zu leisten vermochte und auch nur widerwillig leistete.

Können Sie davon irgend Gebrauch machen, so ist es mir recht, im übrigen bin ich Ihnen sehr verpflichtet, wenn Sie sich die Sache nach Ihrem Ermessen zurecht richten.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

Bogen 8/9 II. Band folgt unter einem per Kreuzband.

An Bolin.

442.

Penzing, den 9. Oktober 1885.

Mein verehrter Freund!

In aller Eile antworte ich auf Ihre letzte Korrespondenzkarte vom 3. d. Mts. Ich fasse mich daher kurz.

Sie mißverstehen vollkommen die Scene zwischen der Alten und dem Pfarrer. Sie war vom Anfange an, als ich sie nämlich für die Ausführung ins Auge faßte, so angelegt, daß weder die Müllerin noch Anteilnahme für den Einsam irgend etwas damit zu schaffen hatte. Sie wäre

ja im Drama an Stelle der Lauschscene, welche in die Erzählung eintrat, zu stehen gekommen. Sie sollte, wie in der Tragödie der Alten, nur das nahende Verhängnis und die Verblendung dessen, der ihm verfällt, dem Zuschauer vor Augen stellen. Der Zuschauer ahnt es da nicht mehr, er beginnt als Wissender Anteil zu nehmen an dem Fortschritte der Handlung.

Die alte Martha hat eine zufällige Begegnung mit dem Pfaffen, es reizt sie aber ihm zu sagen, daß sie ihn von früher kenne; es reizt sie zu sehen, zu hören, wie er sich auf ihre Eröffnung hin benehmen und äußern werde. Das alles hat mit der Person des Einsam gar nichts zu schaffen, und es würde in dieser Scene nicht nur keinerlei Bitte bezüglich dessen gethan, sondern nicht einmal sein Name genannt. Ich glaube mich Ihnen verständlich gemacht zu haben. Die Reden der Alten wären nicht boshaft, wohl aber in lauernder Neugierde zu stellen.

Für diesmal, da sehr beschäftigt, lasse ich es bei diesen Andeutungen bewenden.

Herzlich grüßend Ihr

L. Anzengruber.

443.

Penzing, den 4. Dezember 1885.

Mein viellieber Freund!

So wie Sie mir das Ding schickten, machte es mir einiges Kopfzerbrechen, denn so konnte es aus mehr als einem Grunde nicht bleiben. Die Lauschscene mußte durch ein Duo zwischen dem Pfaffen und der Alten ersetzt werden und dabei einen Gehalt bekommen, ein Thema, das sich ausspinnen ließ, das gestattet dem Pfarrer ins Herz blicken zu lassen.

Ich kann die Aenderungen, wie sie mir vorschweben, nur andeuten, skizzieren, denn zur Ausführung habe ich keine Zeit; bis ich wieder eine fände, verzögerte sich die Sache, bis ich weiß selbst nicht zu sagen, wie lange. Möge

die vorgeschlagene Umstellung Ihren Beifall finden, für heute hab' ich Ihnen weiteres nicht mitzuteilen. Zum Plaudern kommt's ein andermal wieder.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr

L. Anzengruber.

An Bettelheim.

444.

Werter Freund!

Ernster, wie es nimmer sein kann, und wir werden sehr froh sein, wenn es — wozu es, dem Himmel sei Dank, sich anläßt — gut verläuft*). Beste Grüße von Haus zu Haus; vielleicht erlaubt mir der nächste Freitag, das beste Wort: „Genesen" über die Angelegenheit zu sagen.

Ihr L. A.

Penzing, den 24. Januar 1886.

An Rosegger.

445.

Penzing, den 2. Februar 1886.

Mein verehrter Freund!

Ich kann Ihnen nichts Gutes berichten, ich will daher kurz sein. Meine Frau ist infolge einer, durch einen Fall herbeigeführten Fehlgeburt auf den Tod krank gelegen und nun hat der jüngste meiner Rangen den Scharlach.

Es summt sich bei mir immer alles auf. Ein Exemplar des Sternsteinhofes lege ich für Sie zurück, gelegentlich nehmen Sie's wohl mit, wenn Sie Wien berühren.

Mit den besten Grüßen und aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohl

L. Anzengruber.

---

*) S. u. den Brief an Bolin vom 26. März.

An Schlögl.

446.

Sehr geehrter Freund!

Da Ihnen darum so zu thun, daß man schreibt, wenn man nicht kommt, obwohl die Gesellschaft den Brief, resp. Nachricht erst abends erhält, so zeige ich halt hiermit unter besten Grüßen an die Tafelrunde an, daß ich nicht komme.

L. A.

Penzing, den 12. März 1886.

An Bolin.

447.

Penzing, den 26. März 1886.

Mein verehrter Freund!

Ich bin so lange nicht dazu gekommen, an Sie zu schreiben, weil ich mich überhaupt beschränkte nur zu schreiben was ich mußte. Meine Lage war darnach, mir alles zu verleiden.

Um Mitte Jänner fiel meine Frau, that infolge dessen eine Fehlgeburt, und weil sie die Sache arg vernachlässigte, kam es zu einer Krisis, die sie dem Tode nahe brachte. Dann lag sie eine Zeitlang nieder, aber nicht allein, denn nun bekam das Kleinste den Scharlach, mußte abgesondert werden von den Großen, die Dienstmagd hatte schließlich einen Diphtheritisanfall — sonst nichts! Ich wundere mich, daß ich unter solchen Umständen das Witzblatt fertig brachte.

Ich habe also wenig gearbeitet und alle Korrespondenz immer von heute auf morgen verschoben. Sie denken sich nicht, wie abgespannt, wie „abgelaufen" ich bin, und ich weiß es wahrhaftig nicht, woher die neue Spann- und Triebkraft kommen soll. Das Dramatische mag ich nimmer in der Weise treiben wie ich's getrieben. Kann ich's nicht

mit Wiener Posse, Lustspiel oder ernstem Schauspiel — ich will's versuchen — so laß ich es lieber ganz bleiben.

Das Ländliche mag ich nicht. Ich habe keine Ursache mehr es zu kultivieren. Es erwachen in jenen Kreisen politische, eigentlich mehr soziale Fragen, und die Poesie hat an deren Lösung keinen Anteil.

Wissen Sie, daß in Linz ein mutiger Theaterdirektor den „Einsam" aufführen wollte und daß das Stück von der oberösterreichischen Statthalterei verboten wurde? Natürlich wäre es auch von der niederösterreichischen, steirischen, mährischen und schlesischen, böhmischen u. s. w. Statthalterei verboten worden.

Wer wird es in Deutschland wagen? Jetzt reaktionärelt's überall. Ich bedaure diese Regierungen. Eigentlich können sie selber nichts dagegen thun, sie müssen ja zu Tode froh sein, daß sie sich auf solche oder irgend welche Art bei Leben erhalten können. Sie müssen dem Manne freundgesinnt sein, der ohne Nörgelei zugibt, die Obrigkeit sei samt Fehlern und drum und dran göttlichen Ursprungs u. s. w. u. s. w.

Mein werter Freund, ich sage Ihnen besten Dank für Ihre freundliche Besprechung des Sternsteinhofes. Ich denke, das Buch wird noch seinen Weg machen.

Ich bin jetzt zu faul einen Schritt zu thun. Ich verlebe meine Tage „kalendergeschichtenschreibend" und denke einstweilen nichts Größerem und Höherem nach. Seien Sie aufs beste gegrüßt. Bessere Stimmung als er besitzt wünscht Ihnen

L. Anzengruber.

An Schlögl.

448.

Karte. Poststempel, 20. Mai.

Ich besuche auch die „Nische" seit Wochen nicht und wiederhole es zum so- und sovieltenmale, daß ich keine

Verpflichtung anerkenne, mich zu entschuldigen, wenn ich von einem Gasthause einmal und auch öfter wegbleibe, ich verlange eine solche Entschuldigung aber auch von niemand anderem. Ueberdem war es in dem Beisel, schlechter Getränke und üblen Fraßes halber, nicht mehr auszuhalten. Es hieß ja auch, der Wirt würfe bald um. Es war daher meine Absicht, entweder ein neues Lokal oder einen neuen Wirt abzuwarten. Da Sie aber meine Absicht sich in anderer Weise auslegten, so will ich Sie nicht Lügen strafen und nehme die von Ihnen (allein!) beschlossene Auflösung des **Klubs** (?!) zur Kenntnis. L. A.

An Bolin.

449.

Penzing, den 5. Juli 1886.

Mein verehrter Freund!

Nach langer Pause drängt es mich, Ihnen wieder einmal zu schreiben, lediglich um zu erfahren, wie es Ihnen ergeht, denn zu berichten habe ich eigentlich nichts.

Es vergeht hier die Zeit mit jener eisernen Regelmäßigkeit, die ihr — ich weiß nicht — angeboren oder anerzogen ist. Sie führt für mich die Langweile an der Hand, es gibt nichts Ueberraschendes, nichts Erfreuliches; die Einförmigkeit der sich nicht abspielenden Ereignisse wird höchstens ab und zu durch die Erkrankung meiner Frau oder eines der Kinder unterbrochen, es hat also auch das nicht einmal mehr den Reiz der Neuheit. Ich arbeite an Kleinigkeiten, es zerstreut wenigstens mich, wenn es auch weiter keinen Zweck haben sollte. Ich bin sogar froh einige „Muß“-Arbeiten auf mir sitzen zu haben, wie die Redaktion des Figaro eine ist.

Für das Theater a. d. W. habe ich allerdings noch eine Arbeit zu leisten, diese Aufgabe entbehrt jedoch all und jedes Vergnügens; da ist auch das Beste, brächt' ich es

unter solcher Mißstimmung zu stande, in den Sand geschrieben. Keine Bühnenkräfte, kein Publikum — weniger kann doch ein Autor sich nicht verlangen!

Seit Wochen liegen zwei dicke Bände auf meinem Tische: Dobel-Ports „Deubler". Es ist das ein ganz erschreckender Umfang und ich komme, nach wiederholten Versuchen, nicht durch.

Es fehlte, meines Erachtens, an einem Volksbuche über Deubler. Aus dem vorliegenden Werke müßte das, was Deubler von seinen Erlebnissen verlautbart, ausgeschieden und verarbeitet werden.

Ich weiß nicht, ob Sie diese Empfindung berechtigt finden, ob Sie nicht die Sache aus ganz anderen Gesichtspunkten betrachten, und ich will mich gern belehren lassen; aber zu groß, zu umfangreich ist das Ding geraten, und trotzdem fehlt ein Register, und zu einem chronologisch geordneten Briefwechsel gehört doch ein solches? Uebrigens ist die Korrespondenz eigentlich weder nach Zeit noch nach dem Alphabete geordnet, sondern zusammengestellt wie die Korrespondenten sich einstellten der Reihe nach, da aber eines jeden Briefe wieder auf einem Haufen.

Natürlich sehe ich, wo es sich „kaufbaren" Leuten gegenüber um eine Empfehlung des Buches handelt, von dessen — für mich bestehenden — Mängeln ab, da wir kein anderes Werk über den Primesberger besitzen.

Ich hoffe, daß es sowohl Ihre Zeit als auch Ihre Gesundheit zuläßt, mich durch ein paar Zeilen zu erfreuen und Sie nicht Wiedervergeltungsrecht in „kongruentem" Umfange üben. Schlögl wird immer griesgrämiger und reizbarer. Er korrigiert jetzt die Bogen eines Wiener Wegweisers, der in der Schweiz erscheint, und ist höchst erbittert, daß ihm der Verleger für Wien — „das ist ja doch die ältere Stadt mit einer 1200jährigen Vergangenheit" — nicht so viel Raum geben will wie für Berlin.

Die besten Grüße von Ihrem treu ergebenen

L. Anzengruber.

450.

Penzing, den 19. August 1886.

Viellieber Freund!

Da Sie von mir ein beschleunigtes Antwortschreiben als Zeichen unverminderter und unerkalteter Freundschaft fordern, so darf ich Sie nicht warten lassen, wenn ich Ihnen auch nichts zu sagen habe, als daß mich Ihr, freilich durch Ihren Brief und da nicht in erfreulichster Weise aufgeklärtes, Schweigen schon sehr beunruhigt hatte.

Nun freut es mich recht, Sie wieder daheim und wie den „gesunden und kranken Herrn Meier“ wenigstens „relativ“ gesund zu wissen, was ja der höchste Gipfel leiblichen Wohlbefindens ist, den wir kultivierte Menschen zu behaupten im stande sind und auf dem wir uns leiblich unser kurzes Dasein über zu erhalten vermögen.

Es erfüllt mich mit Genugthuung, daß Sie über die wahre Professorenarbeit des Dr. Dodel-Port mit mir einer Ansicht sind. Der gute Deubler hat ja ohnehin im Leben viel von seiner Ursprünglichkeit durch „gelehrten“ Umgang eingebüßt; nun muß ihm nach seinem Tode diese zweibändige Verarbeitung auch noch zustoßen. Es ist höchst bezeichnend, daß der geehrte und gelehrte Herr Verfasser sich von vornherein jede Konkurrenz vom Leibe hielt.

Wenn Sie übrigens unseren gemeinsamen Freund Schlögl zu einer Herstellung eines Volksbuches für fähig halten, so bin ich mir dessen nicht so ganz sicher. Besser wär' das Ding jedenfalls angefaßt und ausgeführt worden, als es der Zürcher zu stande gebracht. Ist Ihnen von demselben nicht auch bald hätte ich geschrieben der Beichtzettel nein, der Partezettel zugegangen, worin er das Ableben seines Töchterchens meldet und dasselbe zur Allmutter Natur zurückkehren läßt? Ja, wer ist denn diese Allmutter? Das ist ja wieder so 'ne Allvater-Vermummerei, nur wahrscheinlich mit dem Unterschiede, daß es des Allvaters unerforschlichem Rate gefällt, während es

dem unerforschlichen Ratschlusse der Allmutter vermutlich nicht gefällt — — —

Wie tief wir noch in Phrasen drinstecken und in Personifikationen von Zuständen, Undingen 2c., die wir immer noch für leibhaftig sich aufspielen und uns von ihnen mitspielen lassen!

Da bin ich auch auf die vierte Seite gelangt. Ich wünsche Ihnen volle Gesundung, hoffe Sie einmal auch wieder zu sehen in unserem Wien. Von mir habe ich dermalen nichts zu melden. Mit dem Theater hätte ich, müßte ich nicht, lieber nichts zu thun.

Ich richte mich langsam darauf ein zu schreiben was mir noch auf der Seele liegt, anderes der Uebung und des lieben Brotes halber; das will ich mir jetzt so nach Zeit und Gelegenheit zuteilen und erledigen, so lang es noch angeht.

Ich grüße Sie aufs beste und herzlichste

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

An Rosner.

451.

Werter Freund!

Als Lebenszeichen von Ihnen erfreute mich Ihre Karte. Sie schreiben allerdings nichts vom Wissenswürdigsten: Ihrem Befinden, indes muß ich dasselbe doch als leidlich vorstellen. Daß „Ueber Land und Meer“ Ganghofern den „Sternsteinhof“ zuschreibt, beweist mir nur neuerdings, in welch heiterer Weise Kritik heutzutage getrieben wird. Dem Buche schadet es nichts.

Mit besten Grüßen und Wünschen

L. A.

Penzing, den 19. August 1886.

An Bettelheim.

452.

Penzing, den 27. August 1886.

Mein verehrter, armer Freund!

Ihre Trauerbotschaft fand ich bei meiner Rückkehr von Millstadt vor. Sie wissen, daß ich Teil an Ihnen nehme, und ich weiß es, daß Sie sich ganz unter demselben Schmerze krümmen — gebrauchen wir kein anderes Wort dafür — wie ich mich seinerzeit. Und das wissen wir beide, daß dagegen weder mit Phrasen, noch mit gutgemeinten Worten aufzukommen ist.

Als ich mich einst aus der ersten Betäubung aufraffte, da wiederholte ich unzähligemal, das Bild meiner Mutter in der Hand, die Worte: „Ehre sei Deinem Angedenken!“ Ein Nachruf, auf den sich Ihre Heimgegangene volles Recht erworben hat.

Sie sehen, ich werte unsere Verluste und unsere Empfindungen ganz gleich und so darf ich denn wohl aufrichtig sagen: es ist mir recht hart geschehen um Sie!

Mit wehmütigem Gruß Ihr

L. Anzengruber.

An Heinrich Jacobsen.

453.

Penzing, den 27. August 1886.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe mich wohl vorgestern sehr hart gearbeitet. Angesichts des heiligen Schmerzgefühles, das Sie und Ihre werte Familie niederbeugte, in Gehörweite des Schluchzens, das Ihrem armen braven Jungen mehr als einmal die Brust erschütterte*). Ich hatte kein Wort des

*) Frau Jacobsen war gestorben; Herr Jacobsen war damals

Trostes für ihn, ich habe auch heute keines für Sie, ich halte derlei Zuspruch für eine Entheiligung, ich halte es für unmöglich, den heimgegangenen Lieben den Zoll des Schmerzes auch nur um eine Thräne zu kürzen. Ich richte diese Zeilen nur an Sie, um Sie meines Beileides aus teilnahmsvoller Seele zu versichern.

Ihr aufrichtig ergebener

L. Anzengruber.

An Rosegger.

454.

Werter Freund!

Es war gar nicht notwendig, nachzufragen oder zu entschuldigen, mein Raimund-Gedicht stand jeder Zeitung nachzudrucken frei, es freut mich, daß es Ihnen gefiel.

Wenn Sie im Oktober kommen, werden Sie mir, wie auch zu sonstiger Jahreszeit, willkommen sein.

Befinde mich gegenwärtig in nicht günstigen Gesundheitsverhältnissen, obgleich ich durch selbe das Verderben jedes Partners in Pikettspiele wäre, — ich glaube 14 Aß ansagen zu können. Bestens grüßend

L. A. in Penzing.

27. September 1886.

An Bolin.

455.

Postkarte. Penzing, den 2. Dezember 1886.

Stecke bis über Hals und Kopf in Arbeit! Sonst geht's mir gut. Bearbeite — erschrecken Sie nicht — das Einsam-Thema unter Titel „Stahl und Stein". Der Vater ist Bürgermeister! Passende Stellen und Scenen

---

Prokurist von R. v. Waldheims xylographischem Institut, in dessen Räumen auch die Redaktion des „Figaro" sich befand.

aus der Novelle herüber genommen. Rette dadurch die Rolle für den Schauspieler. „Ritter“ bin ich bis dato noch nicht. Weiß also gar nicht was ich von der Sache zu halten habe*). Uebrigens müssen Sie mir ganz erschreckliche Dinge mitzuteilen haben, da Sie erst erkunden wollen, wie und in welcher Verfassung ich mich befinde. Nun, ich erwarte Ihre Mitteilungen, hoffentlich sind sie nicht so arger Natur. Mit herzlichem Gruße Ihr

L. A.

An Bettelheim.

456.

Ich darf gar nicht ausgeh'n. Die Muse diktiert mir strengsten Hausarrest. Herzlichst grüßend

L. A.

Penzing, den 10. Dezember 1886.

457.

Verehrter Freund!

Den besten Dank für alles Gute und Liebenswürdige, das Sie mich im alten Jahre erfahren ließen, und herzlichen Gruß zum neuen! Freitag bei der Birn'!

Der Einsiedel von Penzing.

Den 1. Januar 1887.

An Schlögl.

458.

Es thut mir von ganzem Herzen wohl, Sie als gebessert schildern zu hören. Mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß die Besserung rasche Fortschritte mache, grüßt Sie zur Jahreswende Der Einsiedel von Penzing.

Den 6. Januar 1887.

---

*) Vgl. Beilage D: Anzengruber und der Maximiliansorden.

An Ada Christen.

459.

Penzing, den 20. Januar 1887.

Verehrte Freundin und Kollegin!

— — schon Dienstags wurde ich durch unser Dienstmädel vom Wirtshause, wo ich jeden Dienstag mit Meister Fuch in Redaktionsangelegenheiten kneipe, abberufen nach Hause, wo meine Frau sich in die Wochen gelegt hatte, ohne daß das Kind die Zahl der vorgeschriebenen Monate abwartete, eine Unvorsichtigkeit, die es nach etwa 18 Stunden mit dem Tode zu büßen hatte, es starb an Lebensschwäche und ich denke, es ist sicher beneidenswerter, als irgend ein anderer, der weiß der liebe oder nicht liebe Himmel was alles durchzumachen hat, bis es ihm gelingt, durch Altersschwäche das zu erreichen, was das Kind auf kürzestem Wege erreichte. Sie sehen, Verehrteste, auch bei uns fängt das Jahr gut an.

Glücklicherweise ist mein kleines Weibchen vermöge der ihm eigenen „zachen“ Natur so weit heraus, daß es — wenn nicht widrige Zufälle eintreten (diese Phrase ist briefliches Daumenhalten) — schon nächste Woche wieder außer Bett sein kann. Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Schlögl.

460.

Penzing, den 28. Februar 1887.

Werter Freund!

Danke bestens für Ihren Brief, es freut mich sehr, daß es Ihnen immer „genesender“ ergeht, was mich und meine Familie anlangt, so befinden wir uns den Umständen angemessen, die Kinder am wohlsten, da sie sich des Scheines, in dem diese Welt prangt, noch ganz vorurteilslos erfreuen.

Die Frau ist noch schwach und leidend, und ich, wie gewöhnlich, bin mit Arbeit überbürdet, mit jener geistigen Arbeit, die den Körper nährt, aber am Geiste zehrt und nicht erlaubt, etwas zurückzulegen, um einmal ihrer aufreibenden Wirkung sich entziehen zu können.

Was den Kalenderbeitrag*) betrifft, so muß ich, so leid es mir thut, meine Beteiligung versagen, denn für mich ist es meinem Brotgeber gegenüber**) Rücksichtssache, an keinem Konkurrenzunternehmen mich zu beteiligen, die älteren Kalenderunternehmungen, für welche ich arbeite, „Hebels rheinischer Hausfreund" und Petz' (Vogls) Volkskalender stehen der eine als auswärtiges und der andere nicht in seiner Art als Unternehmen da, das Konkurrenz bietet. Uebrigens habe ich Kalenderbeiträge auch satt. Es zahlt sich nicht aus, daß ich dieserwegen in den Augen Waldheims als Honorarjäger erscheine und auf dessen Wiener Bote, an dem ich doch auch mitarbeite, keine Rücksicht nehme. Es sind dies Gründe, die mich wohl bestimmen, aber Sie hoffentlich nicht verstimmen werden, eben darum und weil.

Ich grüße Sie auf das beste und hoffe nach Ihrer Rückkehr Sie vollständig gebessert zu finden, indessen lassen Sie sich's in Ihrer Besserungsanstalt wohlergehen.

Der Ihrige

L. Anzengruber.

An Bolin.

461.

Penzing, den 20. Mai 1887.

Mein verehrter Freund!

Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten und danke Ihnen bestens für selbe. Wie lange hatte ich schon im Sinne,

*) Für Prochaska, Teschen.

**) Der Verleger des „Figaro", Waldheim, gab auch den Kalender „Wiener Bote" heraus.

Ihnen zu schreiben, doch ließ mich vorerst viele Arbeit nicht dazu kommen, und nun ist eine Pause der Erschöpfung eingetreten, mit einem wahren Abscheu vor Tinte, Feder und Papier, vor stilistischen Gedanken!

Ich befinde mich bei dieser Tintenscheu so unbehaglich wie einer in der Wasserscheu, nur werde ich hoffentlich nicht beißen. Die Schreiberuhe, die sich mir jetzt aufzwingt, ist keine Erholung. Ich habe keine Lust und weiß auch gar nicht, was zu arbeiten.

Was ich Dramatisches produziere, bleibt liegen, wird höchstens in der Provinz aufgeführt, und das zum Glück, denn hätte nicht Graz mein „Heimg'funden" gegeben, so wäre mir der Grillparzer-Preis entgangen.

Ich beneide Sie darum, daß Sie vom Theaterteufel besessen sind, aus mir scheint er ausgefahren zu sein. Allerdings sehr zur Unzeit, wie das ja von dem Bösen zu erwarten steht, denn jetzt geht man eben hier in Wien mit der Idee um, ein sogenanntes Volkstheater zu bauen, eine Stätte für Pflege der Volksstücke. Die Eröffnung — wenn was aus dem Ganzen wird — soll 1888 stattfinden. Ich warte das ab, was wird und werden soll, dann wollen wir sehen, was ich dazuthun kann.

Was mein letztes, „Stahl und Stein", betrifft, so soll es im kommenden Herbste hier von Hofburgschauspielern zum Besten ihres Vereins „Schröder" aufgeführt werden. Mir kann das nur sehr lieb sein, es ist mir eine Ehre einerseits und andererseits taugt es auch etwas, und Wien hat dann doch nach langer Zeit wieder einen interessanten und aufregenden Theaterabend.

Was das Stück anlangt, so habe ich für Sie ein Exemplar zurückgelegt, und da Sie mir eine Empfangsbestätigung dieses meines Schreibens durch Postkarte zusagen, so haben Sie wohl die Freundlichkeit, auf dieser zu bemerken, auf welche Weise, ob etwa durch Brockhaus hier oder sonst wie, ich Ihnen das Buch zugehen lassen soll.

Ich habe Ihnen hiermit eigentlich schon alles geschrieben,

was mir in meiner jetzigen Mißstimmung beifallen will, denn diese macht mich auch ganz denkträge. Doch eines muß ich wohl noch hinzufügen, so weit ist diese Uebellaune nicht meiner Herr, daß ich Ihnen nicht gerne geschrieben hätte; es ist mir nur leid, daß es nicht forsch wie sonst geschah. Erhalten Sie also Ihre Freundschaft und bethätigen Sie dieselbe durch fernere Briefschaft

Ihrem treu gesinnten L. Anzengruber.

An Rosegger.

462.

Penzing, den 11. Juli 1887.

Mein sehr schätzbarer Freund!

Ich beneide Sie, daß Sie von einem Stoffe*) gleichsam „angefallen" wurden, und würde mich gerne in gleichen Geburtswehen winden, aber ich bin steril geworden, ich bin nicht im stande, an das Schreiben zu denken, geschweige, mich dazu aufzuraffen.

Ich kann einfach jetzt nicht schreiben, ich befinde mich — wie Sie unter dem Banne des Schaffenstriebes — in dem der vollständigen Erschlaffung, ich kann daher, ob ich es auch wollte, Ihnen kein Manuskript zusagen.

Was mich so heruntergebracht oder herabgestimmt, ich weiß es nicht zu sagen, aber dagegen läßt sich nichts machen.

Herzlichen Gruß, Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber, derzeit „ohne Genius".

An Bolin.

463.

Penzing, den 25. August 1887.

Liebwerter Freund!

Ich schulde Ihnen auf Ihre freundlichen Briefe Antwort und ich gehe an die Erwiderung wie ein säumiger Zahler an das Aussacken.

*) „Martin der Mann."

Es ist ganz abscheulich, in welcher Stimmung ich mich dermalen befinde, es ist nichts im stande, mich aus einer ganz entsetzlich langweiligen Apathie, einer Teilnahmslosigkeit gegen alles und jedes herauszureißen. Was ich etwa an einem Tage, wo ich mich ein wenig aufraffe, zusammenschreibe, das werfe ich den nächsten in den Papierkorb. Ich sehne mich in der Woche nach dem Dienstag und Mittwoch, den zwei Redaktionstagen, wo ich gezwungen bin, mich zu beschäftigen, wenn auch mehrteils mit fremder Arbeit, indem ich die eingelaufenen Beiträge sichten und zustutzen muß. Sonst sitze ich tagelang zu Hause und bringe nichts zu stande.

Sollte aber arbeiten, denn ich brauche es. Vielleicht wird es in Bälde anders, ich hoffe es; aber der Uebergang ist mir diesmal fürchterlich und raubt mir Ruhe und Besonnenheit.

Doch lassen wir's. Ich komme lieber auf einige Punkte Ihrer Schreiben. Was Sie zu und über meinen nunmehrigen „Einsam" bemerken, unterschreibe ich alles mit beiden Händen. Aber fragen Sie sich, wie mir und jedem echten Dramatiker zu Mut sein muß, wenn ihm die ergreifendsten und einschneidendsten Probleme kurzweg von der Zensur konfisziert werden, wenn er von Staats wegen das Publikum jahraus jahrein laden soll, um sich die alte Geschichte, wie Hans die Grete kriegt oder nicht kriegt, vorleiern zu lassen.

Unsere Zeit, wenn je eine Zeit zuvor keine Bühne gehabt hat, hat aber schon gar keine. Pfui Teufel! — Unser Burgtheater hat noch heute keinen Direktor; es wird schon irgend einer für das Amt gefunden werden, der dann den Verstand zum Amte geschenkt bekommt vom lieben Gott.

In Ihrem zweiten Schreiben bringen Sie die Nachricht aus Zeitungen, daß ich an einem neuen Volksstück arbeite, die Richtigkeit dieser Unterstellung leuchtet aus dem *Eingange* meines Briefes genügend hervor.

Ihre Uebertragung von „Verschollen" habe ich gelesen*). Ich bin mit der Umschiffung des Konflikts — wenn die Liebhaberrolle auch ein Schiffer ist, dem das leichter gelingen mag — nicht einverstanden, aber auch nicht mit einem tragischen Ausgang. Ich ließe die beiden jungen Leute durchgehen, der Alte müßte sich eine angejahrte Haushälterin nehmen und die Moral der Geschichte wäre, daß man jung heiraten oder es ganz bleiben lassen soll. Der Hinweis auf das Jenseits, wo aber nach Versicherung der Sachverständigen — natürlich der Theologen — nicht gefreit wird, ist mir für einen leidenschaftlich Liebenden etwas zu unverständlich.

Doch ist das Ding, gut gespielt, immer eine Vorstellung wert, trotz der Anwürfe

Ihres faulenzenden, inzwischen aber Ihnen aufrichtig ergebenen Freundes

L. Anzengruber.

An Ludwig Gabillon.

464.

Penzing, den 7. November 1887.

Sehr geehrter Herr!

Erlauben Sie, daß ich mich vorab für Ihr gestriges Bedanken ganz ergebenst bedanke, ich hätte das nicht so stilvoll zuwege gebracht**). Daß ich gestern nach der Vorstellung nicht auf die Bühne kam, um alle erreichbaren Hände zu schütteln, wie ich es willens war, daran trug nur meine mangelhafte Lokalkenntnis Schuld, denn ich hatte mich schon einmal nach der Generalprobe in dem

*) Ein Dramolet von André Theuriet: „Jean-Marie".

**) Gabillon hatte — als Präsident des Pensionsvereins der Burgschauspieler „Schröder" — nach der ersten zum Besten dieses Vereins veranstalteten Aufführung von „Stahl und Stein" in der Hofoper den Dank des Dichters ausgesprochen. Vgl. die folgenden Briefe an Ada Christen.

Riesenhause verrannt und war — ich weiß nicht wie und wo — plötzlich in dem Rücken eines Portiers ins Freie gebrochen; ich getraute mich also nicht daraufhin die begleitende Gemahlin der Gefahr auszusetzen, mich nach langem, vergeblichem Warten als „vermißt" anzeigen zu müssen. So will ich es denn Ihnen als Präsidenten des „Schröder" anvertrauen, zu dessen Agenden es gewiß auch gehört, den Dank eines Dichters in Empfang zu nehmen, daß mir gestern gar weit, warm und unendlich dankbar ums Herz geworden ist! Widrige Umstände ließen mich wohl in letzter Zeit der Mehrheit des großen Publikums als einen „ausgeschriebenen" Autor erscheinen, die Künstler des Hofburgtheaters, welche in der gestrigen Vorstellung mitwirkten, haben mich rehabilitiert und in einer Weise, wie ich dies am freudigsten anerkennen kann, nicht nur mit dem Gefühle des tiefsten Dankes für ihr Wollen, sondern auch mit dem des höchsten Respektes vor ihrem Können. So! Nun steht das hier in der ganzen, aber ehrlichen Ungefügsamkeit, daß nur zur Bescheinigung der Echtheit des Briefes meine Unterschrift fehlt, die ich denn auch mit hochachtungsvollem Gruße an Sie und alle Werkmeister an meinem Baue hinzufüge als dankbar ergebener

L. Anzengruber.

An Ada Christen.

465.

Penzing, den 7. November 1887.

Verehrte Kollegin und Freundin!

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Brief, er ist mir außer dem, was er mir Freundliches bringt, auch als ein Lebenszeichen von Ihnen wert.

Ach wie gerne wäre ich auch mitunter einmal ein wenig feige und müde, aber im Kampfe des Lebens ist der Feldschandarm Sorge hinter mir her und das befeuert meinen *Mut* ganz erstaunlich, und wenn ich so auf das Geleistete

zurückblicke — „regierte Recht“, so hätte ich wohl sogar schon einiges, müde zu sein; aber Gott, ohne dessen Willen kein Ziegel vom Dache fällt, läßt mir's, wenn seine Winde dasselbe abdecken, nicht wieder ausbessern, ich darf auch nicht müde werden, denn wenn ein großer Sturm losbricht, so muß ich mich früher umgethan haben, um für die nötige Reparatur aufkommen zu können.

Der Lessing ist auch so ein Schwindler, sagt da irgendwo, kein Mensch muß müssen, und wie viele müssen müssen, was sie nicht wollen wollen.

Bei Ihnen aber, meine Gnädige, weiß man ja gar nicht, ob man Ihnen das Produzieren anraten darf, Sie greift es an, unsereiner, der ihm nicht aus dem Wege gehen kann, findet sich damit wohl oder übel ab, wenn letzteres der Fall ist, sagt die öffentliche Meinung: „Na, der Mann hat sich auch schon — ausgeschrieben!“

Man hat das auch schon von mir gesagt und ich habe es den Hofburgschauspielern zu danken, daß sie gestern dazu ein „Nein“ sagten, und sie sagten's nachdrücklich genug, alle derzeitigen Vorstadtbühnenkünstler wären viel zu heiser dazu.

Ich wünsche Ihnen, daß es Ihnen recht wohl ergehen möge, in allem und jedem, auch, wenn Sie's nicht lassen können, im Dichten, denn schließlich wär' ich daran schuld; ich bin halt einmal so ein revolutionierender, nervenaufregender Dichter und noch dazu unverbesserlich. Beste Grüße von Haus zu Haus von Ihrem aufrichtig ergebenen

L. Anzengruber.

466.

Penzing, den 10. November 1887.

Sehr verehrte Kollegin und werte Freundin!

Werden Sie wohl die Güte haben wollen, „a Ruah“ z' geben? Dichten Sie in Gottes Namen, in dem Apollos nämlich, und wenn Ihnen dann um mein salomonisches Urteil zu thun ist, so will ich Ihnen dasselbe nicht vor-

enthalten, aber lassen Sie sich nicht so aufregen, denn was soll denn da dabei aus dem Poem und aus Ihnen werden?

Daß „Stahl und Stein“ ein sehr schönes Stück ist, das weiß ich selber recht gut, einige Verehrer und besonders einige Verehrerinnen fanden es sogar reizend, ist das nicht reizend? Aber einen Enthusiasmus wie den Ihren, eine Ergriffenheit wie die Ihre, die muß ich mir denn doch geradezu verbieten, da ich sonst Gefahr laufe, daß der Besuch meiner Stücke vom nächsten hygienischen Kongreß verboten wird, da sehen Sie, wie Sie mir schaden können.

Aber — „spaßawart“ wie wir Wiener sagen — lassen Sie sich nicht von Ihren Nerven unterkriegen, auch wenn diese sich über die Gebühr von meinem Stücke erschüttern ließen. Das letztere ist ja doch nur ein Spiel, gut ersonnen, mit so viel Wahrheit ausgestattet, als ein Spiel verträgt — es ist wie ein Erzeugnis anderer Kunst: ein Bild, wollen Sie das genießen, so stellen Sie sich gefälligst in einiger Entfernung davon in das rechte Licht, aber steigen Sie mir nicht in den Rahmen hinein.

Behalten Sie auch für Ihre Schöpfung hübsch Ihre Geschöpfe, die darin spielen, in der Hand, und lassen Sie sich nicht von Ihnen mitspielen. Ich bitte Sie, auf diese Vorschriften zu achten, ich ordiniere zwar nicht zu bestimmten Stunden, aber ich beanspruche auf meinem Gebiete als Spezialist beachtet zu werden. Also folgen!

Die besten Grüße von Haus zu Haus.

Ihr aufrichtig ergebener

L. Anzengruber.

An Bolin.

467.

Penzing, den 19. November 1887.

Verehrter Freund!

Ich muß doch wieder einmal an Sie schreiben, ich weiß gar nimmer wie lange es her ist, daß ich das nicht

gethan. Eigentlich geschieht das lediglich, Ihnen zu zeigen, daß ich Sie in treuem Gedenken behalte, trotz ich selten zum Schreiben komme, weil ich Ihnen wirklich nichts zu melden habe, das Sie nicht ohnehin schon wüßten.

Von dem Perfallschen Fall*) haben Sie natürlich gelesen, und daß mein „Stahl und Stein" am hiesigen Hofoperntheater von Hofburgschauspielern „matinéeisch" aufgeführt wurde, dürfte Ihnen auch bekannt sein.

Womit kann ich Ihnen also kommen? Zukünftige oder Zukunftspläne kann ich Ihnen keine verraten, denn mit was ich mich auch trage, es ist unklar, nebelhaft, verschwommen und will keine feste Gestalt annehmen.

Nur eines dürfte Sie interessieren, nämlich, daß heuer noch zur Weihnachtszeit ein Buch von mir bei Spemann in Stuttgart erscheinen wird, betitelt „Wolken und Sunn'schein", gesammelte Bauerngeschichten.

In Ihrem letzten Schreiben erkundigen Sie sich nach Schlögl. Ich komme wohl auch damit zu spät, wenn ich Ihnen seine vollkommene Wiederherstellung melde. Er hat seine Vorlesethätigkeit wieder aufgenommen und schreibt ab und zu Feuilletons für die „Deutsche Zeitung". Daß Sie seinem Buche über Wien so viel Geschmack abgewonnen, um eine Rezension darüber zu verfassen, nimmt mich wunder; es ist nach seinem Werk über das Theater wohl das schwächste, was er zu Papier gebracht. Ich brächte es nicht übers Herz, oder besser gesagt: ich brächte es über das Herz, es nicht zu loben. Im übrigen weiß ich nichts von ihm. Von unserem „Klub", wie er unsere Zusammenkünfte nennt, hat er sich zurückgezogen.

Von Duboc erhielt ich sein Neuestes: „Herzensgeschichten". Habe noch keine Zeit gefunden, zu lesen.

Ich sitze hier zwischen Stadt und Land, redigiere mein Blatt, das selten, aber doch, konfisziert wird, plane Großes und bin gezwungen, Kleines des lieben Brotes halber zu

---

*) Bolin nun nicht mehr erinnerlich.

schaffen — ich meine damit nicht die Redaktionsarbeit, die gäbe nicht so viel zu thun — das verdirbt mir zeitweise die Laune, aber auch nur zeitweise. Ich habe schon das Meine gethan, was noch etwa dazu kommen kann, stelle ich dem Geschicke anheim.

Mich lassen Sie wissen, was Sie machen und wie es Ihnen ergeht?

Es grüßt Sie Ihr treu ergebener

L. Anzengruber.

An Bettelheim.

468.

Penzing, den 31. Dezember 1887.

Verehrter Freund!

Hier haben Sie „Wolken und Sunn'schein", möge Ihnen und den Ihren sehr wenig von ersterem und sehr viel von letzterem im Laufe des kommenden Jahres nicht nur, sondern auch für alle Hinkunft beschieden sein.

Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Sie schätzender

L. Anzengruber.

An Gründorf.

469.

Penzing, den 9. Juni 1888.

Verehrter Freund!

Gestern sind wir uns — ich Ihnen oder Sie mir — im Prater entschwunden, was ich sehr bedauerte, da ich Ihnen verschiedenes zu sagen hatte, was denn hiermit schriftlich geschehen mag.

Die Kassenausweise und der sich daraus ergebende Tantièmenbetrag haben mich — nicht ob ihrer Höhe — schwindeln gemacht. Es hat mir allen Humor und allen Antrieb zu unserer gemeinsamen Arbeit völlig verschlagen,

was soll denn da schließlich geteilt werden, wenn schon auf den einen nichts kommt?*)

Mir kann es natürlich nur angenehm sein, [illegible] Direktion ältere Arbeiten von mir zur Aufführung [illegible] denn wie ich gestern bemerkte, das ist Geld, auf das man nicht gerechnet hat, Zubuße, aber arbeiten unter [illegible] sicht auf ein gleiches Erträgnis wäre [illegible] schreibe absichtlich auf ein gleiches, nicht auf [illegible] liche! Denn wenn wir auch annehmen, [illegible] die Direktion zwingen, eine Novität 2 mal [illegible] sieht bei dem heurigen Besuche gar nicht [illegible] dreimal so viel Häuser mit dreimal stärkerem [illegible] geben keine 300 fl. für einen von uns [illegible] artiger — gerade nicht „sensationeller“ [illegible] das Provinzgeschäft gar keinen nennenswerten [illegible] Stückes zur Folge.

Ich schicke Ihnen somit das [illegible] wollen Sie sich allein darüber machen [illegible] führen, mit Rat will ich Ihnen [illegible] stehen, ein wenig das Fertige [illegible] falls es Ihr Wunsch ist, und [illegible] wir dann insolange schweigen, bis [illegible] Erträgnis reden läßt, und dann [illegible] gesprochen, keinen Richter brauchen.

Die Komödie würde [illegible] Ihrem Namen aufzuführen sein**).

Ich wünsche und gönnte es [illegible] Erfolg Ihres Stückes [illegible]

Mit besten Grüßen

Ihr [illegible]

[illegible]

---

*) Der „Pfarrer von Kirchfeld“ [illegible] worden, für das Anzengruber [illegible] schreiben sollte.

**) Vgl. über die Komödie [illegible] „Anzengruber“ 2. Aufl. S. [illegible].

schaffen — ich meine damit nicht die Redaktionsarbeit, die gäbe nicht so viel zu thun — das verdirbt mir zeitweise die Laune, aber auch nur zeitweise. Ich habe schon das Meine gethan, was noch etwa dazu kommen kann, stelle ich dem Geschicke anheim.

Mich lassen Sie wissen, was Sie machen und wie es Ihnen ergeht?

Es grüßt Sie Ihr treu ergebener

L. Anzengruber.

An Bettelheim.

468.

Penzing, den 31. Dezember 1887.

Verehrter Freund!

Hier haben Sie „Wolken und Sunn'schein", möge Ihnen und den Ihren sehr wenig von ersterem und sehr viel von letzterem im Laufe des kommenden Jahres nicht nur, sondern auch für alle Hinkunft beschieden sein.

Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Sie schätzender

L. Anzengruber.

An Gründorf.

469.

Penzing, den 9. Juni 1888.

Verehrter Freund!

Gestern sind wir uns — ich Ihnen oder Sie mir — im Prater entschwunden, was ich sehr bedauerte, da ich Ihnen verschiedenes zu sagen hatte, was denn hiermit schriftlich geschehen mag.

Die Kassenausweise und der sich daraus ergebende Tantièmenbetrag haben mich — nicht ob ihrer Höhe — schwindeln gemacht. Es hat mir allen Humor und allen Antrieb zu unserer gemeinsamen Arbeit völlig verschlagen,

was soll denn da schließlich geteilt werden, **wenn schon auf den einen nichts kommt?***)

Mir kann es natürlich nur angenehm sein, wenn die Direktion ältere Arbeiten von mir zur Aufführung bringt, denn wie ich gestern bemerkte, das ist Geld, auf das man nicht gerechnet hat, Zubuße, aber arbeiten unter der Aussicht auf ein gleiches Erträgnis wäre Zeitvergeudung. Ich schreibe absichtlich auf ein gleiches, nicht auf das nämliche! Denn wenn wir auch annehmen, daß die Umstände die Direktion zwingen, eine Novität 20mal zu geben, so sieht bei dem heurigen Besuche gar nichts dabei heraus, dreimal so viel Häuser mit dreimal stärkerem Erträgnis ergeben keine 300 fl. für einen von uns beiden. Ein derartiger — gerade nicht „sensationeller" — Erfolg hat für das Provinzgeschäft gar keinen nennenswerten Abgang des Stückes zur Folge.

Ich schicke Ihnen somit das Ganze anbei, vielleicht wollen Sie sich allein darüber machen und es zu Ende führen, mit Rat will ich Ihnen gern dabei zu Diensten stehen, ein wenig das Fertige überarbeiten will ich auch, falls es Ihr Wunsch ist, und über die Bedingungen wollen wir dann insolange schweigen, bis sich überhaupt von einem Erträgnis reden läßt, und dann werden wir, volkstümlich gesprochen, keinen Richter brauchen.

Die Komödie würde selbstverständlich auch allein unter Ihrem Namen aufzuführen sein**).

Ich wünsche und gönnte es Ihnen von Herzen, daß der Erfolg Ihres Stückes Sie Ihrer Sorgen entheben möchte.

Mit besten Grüßen

Ihr ergebener

L. Anzengruber.

---

*) Der „Pfarrer von Kirchfeld" war im Fürsttheater gegeben worden, für das Anzengruber auch eine Posse mit Gründorf schreiben sollte.

**) Vgl. über die Komödie „Aber Anton" Bettelheim, „Anzengruber" 2. Aufl. S. 268/9.

An Bolin.

470.

Postkarte. Penzing, den 15. Juni 1888.

Mein vielverehrter Freund! Meine vielen Unterlassungssünden gegen Sie würden schwer auf meiner Seele lasten, wenn nichts anderes selbe belasten würde. Ich stecke erstens in keiner guten Haut, bin schon längere Zeit über unpaß; zweitens infolgedessen — wie ich zu schließen berechtigt bin — nicht in der Lage, etwas Nennenswertes zu schaffen, selbst Briefeschreiben geht mir schwer von der Hand. Drittens: infolge dieser Nichtschaffenslust habe ich mich auch mit Sorgen herumzuschlagen, welche mir allerdings noch nicht über den Kopf gewachsen sind. Bin nun sehr begierig auf Nachricht von Ihnen: ob Sie wohl kommen werden? Wenn nicht, schwinge ich mich dann doch zu einem längeren Schreibebrief an Sie auf.

Ihr

L. A.

An Bettelheim.

471.

Man meldet selbst bis Habrovan
'nem Freunde eine Aenderung an
Indem hieselbst nunmehr zur Frist
Im Prater **Mittwoch** Dienstag ist.
Es ist nur daß Sie's wissen!
Mit besten Grüßen

Penzing, 26. Juli 1888. L. A.

472.

Penzing, den 3. August 1888.

Verehrter Freund!

Daß ich mich auf das in Aussicht gestellte Wiedersehen sehr freue, brauche ich Ihnen wohl nicht erst be-

sonders zu versichern. Ihrem Wunsche nach einem Schreibebriefe von mir Folge gebend, habe ich mich denn heute aufgerafft und zur Feder gegriffen, um einige Kleinigkeiten, die es nicht wert sind, daß wir selbe einer mündlichen Erörterung unterziehen, zu erledigen.

In Ihrem Schreiben vom 24. April thun Sie Ihrem Neffen*) unrecht. Sie meinen, „nicht jeder Mönch ist ein Priester". Sie irren: jeder Mönch ist Ordensgeistlicher, im Gegensatz zum Weltpriester, der eben in Pfarrhöfen, Priesterhäusern Unterstand hat und wohl ein „geistlich" Leben zu führen verpflichtet ist, aber nach keiner Ordensregel lebt. In das Kloster kann zwar auch ein „Unstudierter", ein Ungeistlicher, gehen, aber nur als Laienbruder, d. h. derselbe ist dann auch eben kein Mönch in dem Sinne, wie es die anderen sind; er hat die Priesterweihe nicht empfangen, darf also auch keine geistlichen Verrichtungen unternehmen.

Mit Duboc — nur mit dem drei-, nicht dem vierdimensionalen — habe ich mir es gründlich verdorben. Ich schwieg zuerst über seine Novellen — Schweigen ist ja auch eine Antwort — er aber urgierte meine Auslassung, und da ich ehrlich genug war, zu sagen, ich fände das Buch so geschickt gemacht wie eben andere auch, so schrieb er mir vorab den Ausdruck des Erstaunens über das „gemacht" und hing hintennach einige Verse an, worin er beteuerte, das Zeug mit seinem Herzblut geschrieben zu haben. Ganz oben begann er mit der Versicherung, mir meine Offenherzigkeit nicht übel zu nehmen .... Jedenfalls bin ich in seiner Achtung sehr tief gesunken.

Heißen Dank stammele ich Ihnen dafür, daß Sie den „Freidenkerbündler" nicht auf mich verwiesen haben. Was finge denn auch ich mit solchen Leuten an? Ich mag das Renommieren mit dem Unglauben so wenig wie das

---

*) Ein weiland in Stuttgart lebender Litterat, der einen „Roman" geschrieben hatte.

mit dem Glauben. Ein Freidenkerbund schließt schon das freie Denken des Einzelnen aus, denn § so und § so viel der Vereinsstatuten verpflichtet ja jedes Mitglied nach Vorschrift des Präsidiums — welche wieder nur durch den Beschluß der Generalversammlung aufzuheben wäre — frei zu denken!

Um auf meine Person zu kommen, so habe ich von mir nur weniges zu sagen. Ich soll wieder einmal zum „Stuckschreiben" anfangen für das neue Wiener „Deutsche Volkstheater", von welchem Institute sich viele vieles versprechen, was aber eigentlich, vermag keiner anzugeben, auch ich bin's nicht im stande; ich hoffe daher das Beste, das ist wohl das Beste, was man in solcher Lage thun kann. Es wird mir kaum flink von der Feder und dem Herzen gehen, denn alle Illusionen, mit denen ich mich einst als „Reformator" getragen habe, sind „pfutsch". Die Bühne ist ein Unterhaltungsort wie ein anderer, und derjenige, der es unternimmt, die Leute was anderes als unterhalten zu wollen, macht sich ihnen nur unnütz, und sie lassen ihn daher nicht auf seine Kosten kommen. Uebrigens ich leiste das Verlangte, so gut es eben gehen will.

Wenn Sie für Wien nur einige wenige Tage haben, so schalten Sie den Dienstag und Mittwoch aus der Woche aus, oder wenn ein Feiertag auf den Donnerstag fallen sollte, den Montag und den Dienstag; denn diese Tage sind meine Redaktionstage, wo ich vom frühen Morgen bis späten Abend vom Hause weg und mit Zusammenstellung des Figaro beschäftigt bin.

Frohe Tage bis dahin, wo wir uns die Hände drücken werden — die Fortsetzung der Wünsche folgt beim Abschiede — wünscht Ihnen, nebst besserem Reisewetter, das hierortige ist keines danach,

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.



An Bettelheim.

473.

Penzing, den 30. August 1888.

Verehrter Freund!

Am kommenden 5. mache ich einen Rutscher nach Millstadt und auf dem Rückwege, Montags den 10., suche ich Juch in Liezen auf und lange erst Dienstags den 11. früh in Wien wieder an. Daher, wenn Sie an diesem Tage in Wien weilen, sich gegen ein einnehmendes Glas Wein auf dem Westbahnhofe nichts einwenden ließe, um so weniger, als ich etwa — des „Figaro“ ledig — so um 6 ½ oder 7 Uhr dort eintreffen könnte.

Was den „W. Bote“ anlangt, so ist dermalen noch keine Entscheidung getroffen, der Jahrgang für 90 ist zusammengestellt und es ist auch für weitere Jahrgänge Elmar'sches Material vorhanden, so daß ich mir vorläufig darüber keine grauen Haare wachsen zu lassen brauche, was ich übrigens nicht ungern thäte*).

Zu dem jungen „Schnallenschlucker“ gratuliere ich, da die Sache so gut verlaufen; der Junge scheint Fassungsgabe zu besitzen, er behält gut.

Vier Tage Elternsorge! Und ihm thut's nix.

Ueber Brünn hat mir ein höchst einsichtsvoller Gönner ein halbes Dutzend Rebhühner zu meinem Namensfeste — nur 8 Tage zu früh — geschickt, der Mann kennt sich offenbar mit unseren katholischen Heiligen nicht ganz gut aus. Sollten Sie dem Edelmütigen vielleicht begegnen, so sagen Sie ihm, daß es mir fern liegt, ihm aus dieser „Verfrühung“ einen Vorwurf zu machen.

---

*) Karl Elmar, der Herausgeber des bei Waldheim erscheinenden „Wiener Boten“, war gestorben. Sein Nachfolger sollte Anzengruber werden, der auch wirklich im letzten Jahr seines Lebens diesen Kalender redigierte.

Mitfolgend schicke ich Ihnen als unretournierbar anzusehen zwei Kleinigkeiten, eine davon aus „Figaro“.

Mit bestem Gruße von Haus zu Haus

Ihr

L. Anzengruber.

An Schlögl.

474.

Penzing, den 14. September 1888.

Besten Dank für die Benachrichtigung, indessen ist ja mein Ruhm längst schon übers große Wasser gedrungen, aber klingende Anerkennung hat von dort keinen Weg gefunden, zu dem Lorbeer fehlt das Lungenbratel.

Mit bestem Gruße

L. A.

An Lindau.

475.

Penzing, den 3. November 1888.

Hochverehrter Herr Kollege!

Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für Ihren freundlichen, liebenswürdigen Drahtgruß, er hat mich wahrhaft erfreut*). Leider bin ich hier, als Redakteur des „Figaro“, als Dramaturg des Wiener Deutschen Volkstheaters und als Schriftsteller, der noch anderweitige Verbindlichkeiten auf sich nehmen muß, „der Not gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe“, an den Schreibtisch angenagelt und mir verbleibt keine Zeit, nach Berlin auszufliegen; ich muß mir dieses Vergnügen versagen, ich habe übrigens in solcher Art Versagung die Jahre her einige Uebung erlangt und schüttle meine Ketten mit Anstand.

---

*) Nach dem großen Erfolg des „Pfarrers von Kirchfeld“ im Deutschen Theater in Berlin.

Ich kann ja in diesem Falle von meiner Person absehen und mich mit der freudigen Genugthuung bescheiden, daß es mir nun in Berlin vergönnt sein soll, das zu erreichen, was ich in Wien vergebens anstrebte, anstrebte von dem Augenblicke an, da ich zur Feder griff, nämlich der Kunst zu dienen; daß dieses Streben nur durch Künstler zu verwirklichen ist, weiß ich, jedes meiner Werke, wenn es zur vollen Geltung kommen soll, verlangt deren liebevolle Hingebung, und ich rechne es mir zum Verdienste meinerseits, lohnende Aufgaben geboten zu haben, die auch keiner lösen wird, der nicht der Kunst dient!

Ich brauche also gar nicht dabei gewesen zu sein, um den Erfolg des Deutschen Theaters richtig zu werten und seiner wackeren Künstlerschar in warmem Dankgefühle zu gedenken.

Von diesem höheren Standpunkte verschlägt es auch nichts, wenn für meine Person der Erfolg ein wenig verspätet käme, denn, unter uns gesagt, ich fühle mich etwas müde und in den Gelenken steif; ich hoffe übrigens, daß all die freudigen Erfahrungen, die mir in den letzten Tagen zu machen gegönnt waren, ermutigend und fördernd wirken werden.

Zu diesen zählt auch Ihr Gruß und was Sie sonst mir und der Sache zulieb niederschreiben und wofür sich nochmals bedankt

mit besten Grüßen
Ihr ergebener
L. Anzengruber.

An Bolin.

476.

Penzing, den 23. November 1888.

Mein verehrter Freund!

Endlich komme ich über eine innere Unruhe, über ein zappelndes, krampfhaftes Arbeiten hinaus, das mich zu

keiner Sammlung kommen ließ und wobei mir auch die Stimmung zum Briefschreiben völlig versagt war.

Der Anlaß, der mich über diesen Zustand hinüberhob, mich der Sorge für einige Zeit und aller Mußarbeiten entledigt, ist ein sehr erfreulicher. Die Peter Wilhelm Müller-Stiftung in Frankfurt a. M. hat mir nämlich einen Ehrenpreis von 3000 Mark verliehen. Das habe ich, und das ist besser, als ich hätte! Einige Hoffnung konnte ich ja hegen, über das Aergste hinaus zu kommen, d. h. die jährliche Hauskaufsschillingsrate pro 1000 fl. diesmal decken zu können. Denn in Berlin führen sie nicht nur mit vielem Beifall, sondern auch vor guten Häusern meinen „Pfarrer“ am Deutschen Theater auf. Aber wenn ich als gewitzigter Autor nachrechnete, was das alte, daher nur mit 4 Prozent Tantieme bedachte Stück eintragen müßte, um für mich so viel an Prozenten abzuwerfen, daß mein Erfordernis gedeckt erschiene, da wurde mir doch etwas bange. Jetzt habe ich mich deshalb nicht zu ängstigen.

Bange macht es mich etwas, daß am Lessingtheater in Berlin mein „Heimg'funden“ zur Darstellung gelangen soll. Was werden die Berliner zu einer Wiener Weihnachtskomödie sagen? Zwei Dekorationen dazu wurden hier in Wien im Atelier des Hoftheatermalers Kautsky gemacht. Ich sah die Modelle von beiden und den einen Prospekt fertig. Brillante Leistungen! Es that mir völlig weh, daß das von Wien fort mußte. Mir kann's übrigens nicht schaden, wie das Stück auch aufgefaßt werden wird; in Berlin läßt man mir Gerechtigkeit widerfahren — dort bin ich wer!

Uebrigens erinnern sich auch von Zeit zu Zeit die Wiener meiner, und wenn schon nicht alle, so doch die Hutmacherinnung, und so wird es denn zum nächsten Frühjahr nebst Castelli-, Elmar- und Roseggerhüten auch einen Anzengruberhut geben. Noch mehr Ehre wird mir als einem noch nicht dahingeschiedenen Dichter zu teil, indem mich ein zeitgenössischer Maler auf dem Deckengemälde des

Deutschen Volkstheaters neben Raimund und Nestroy als den dritten im Bunde verewigen wird.

Sie sehen, daß sich gegenwärtig Ehre auf meinem Haupt und Geld in meinen Händen häuft; von ersterer brauch' ich niemand abzugeben, das letztere wird aber, ach, wie bald, schwinden. Indessen bin ich jetzt gesonnen, ruhig an die Arbeit zu gehen und für das Wiener Deutsche Volkstheater eine Eröffnungskomödie zu schreiben. Eröffnung am 15. September 1889. Noch habe ich allerdings kein Sujet, aber es ist mir nunmehr nicht bange. Werden's schon machen!

Von Ihnen lassen Sie mich auch wieder einmal hören, Gutes hoffe ich! In Ihrem letzten Schreibebriefe haben Sie mich scharf abgekanzelt wegen meiner Theaterunlust. Sie haben recht, ich aber auch. Die Umstände haben sich mittlerweile angelassen mich zu ermutigen, und da wünsche ich, daß Sie in einem anderen Punkte vollends recht behalten, in Ihrem Glauben, daß noch die alte Schaffenskraft, d. h. -fähigkeit lebt

in Ihrem Sie bestens grüßenden

L. Anzengruber.

An Rosegger.

477.

Verehrter Freund!

Dr. A. B. vermeldet mir, daß Sie Samstags nach Wien kommen und abends in sehr vorgerückter Stunde mit uns, ihm und mir, zusammenkommen möchten, in Anbetracht dieses erfreulichen Umstandes sehe ich von den erschwerenden, die vorgerückte Stunde und die fernabliegenden Domizile, ich, der A. wohne in Penzing und er der B. wohnt in Währing, völlig ab und komme bestimmtestens in Hopfners Gasthof zur „Goldenen Birne", Mariahilferstraße, paar Schritte von der Stiftskirche, gegen die Linie zu, rechter Hand, dort kennt man mich und Dr. B. und

wenn Sie mit der Angabe, daß wir unser Erscheinen zugesagt, nach uns fragen, so führt man Sie an unsern Tisch.

Auf Wiedersehen also! Mit besten Grüßen

Ihr

L. A.

Penzing, den 13. Dezember 1888.

An Jacobsen.

478.

Sehr geehrter Herr!

Ich bitte zur Kenntnis zu nehmen und danach gütigst Verfügung zu treffen, daß Gefertigter morgen nicht gesonnen ist, in die Familie Wasserkopf zu gehen und wenn es ihm den seinen — ohne Wasser — kosten sollte.

Mit hochachtungsvollem Gruße

Hoffänger Huber*).

Penzing, den 22. März 1889.

An Bolin.

479.

Postkarte. Penzing, den 4. April 1889.

Mein verehrter Freund! Mein langes Stillschweigen rührt vom Arbeiten her, und zwar dramatisiere ich „Wissen macht Herzweh“. Hoffe, es wird etwas Rechtes daraus. Für dermalen fühle ich mich so für und zu nichts aufgelegt, daß mir das Briefschreiben schwer fällt. Nehmen Sie daher, Lieber, Bester, mit diesen paar Zeilen fürlieb, die Ihnen nur Gruß bringen und sagen sollen, daß Ihrer in alter Freundschaft gedenkt Ihr

L. A.

---

*) Mit diesem Namen zeichnete A. seine humoristischen Theater-Referate im „Figaro“.

480.

Bad Hall, Ober-Oesterreich, den 20. Mai 1889.

Diese Zeilen, liebwerter Freund, haben weiter keinen Zweck, als Ihnen ein Lebenszeichen von mir und meine besten Grüße zu übermitteln. Das Neueste ersehen Sie aus der Ortsüberschrift dieses Briefes. Ich befinde mich seit dem 16. d. M. hier, meiner etwas angegriffenen Gesundheit wieder etwas auf die Beine zu helfen. Ich werde bis zum 16. Juni hier bleiben, an welchem Tage ich nach Penzing zurückreise.

Meine Komödie für das Deutsche Volkstheater habe ich fertig, worüber ich sehr froh bin. Ich bin aber in diesem vorliegenden Schreibebrief nicht gewillt, Ihnen etwas über dieses, wie ich glaube, gutgeartete Kind meiner Muse zu verraten.

Denn wie sich von selbst versteht, bin ich hier schreibefaul, dem Gelüste jedoch, Sie zu verständigen, wo ich eigentlich hingeraten, konnte ich nicht widerstehen. Nachdem ich gleich einem Kinde mein „Guck, guck — da, da!" gerufen, verstecke ich mich eilends wieder.

Sie aufs herzlichste grüßend Ihr

L. Anzengruber.

An die Stammtisch-Gesellschaft.

481.

Korrespondenzkarte. Poststempel: Bad Hall.

Ich grüß' die Tafelrunde schön,
Nächsten Freitag gibt's ein Wiedersehn.
Wie bin ich froh mir ein Krügel zu kaufen,
Schon hab ich satt das Jodwassers—,
Zwar schwillt mir davon noch nicht der Bauch,
Deß ist des Jodwassers nicht der Brauch.
Es magern vielmehr durch die Bänke
Die Kurgäst' ab bei dem Ge—tränke.

Es schmeckt nicht bitter,
Doch g'hörig salzig
Und so ein behandelter Haring halt't sich.
Erlöset bin ich in wenigen Tagen,
Doch ob es mir auch gut angeschlagen,
Da muß ich erst meinen Arzt befragen.
So hoff' ich auf einen guten Befund
Und grüß' die verehrliche Tafelrund
Und daß sich reichlich des Glückes Schuber
Ihr öffne, das wünscht L. A—r.

An Schlögl.

482.

Penzing, den 26. Juni 1889.

Verehrter Freund!

Ich höre, daß es Ihr Wunsch wäre, mit mir bei einem Glase wieder einmal zusammenzusitzen, was den Wunsch anlangt, so teile ich denselben, da ich aber über ärztliche Anordnung derzeit noch von dem Getränke, dem Wein nämlich, absehen und mich an das Bier halten muß, so lade ich Sie einmal Freitags zur „Birne", wo sich auch außer mir andere Ihrer Anwesenheit freuen werden.

Gemäß der Verfügung der Tafelrunde wird deren Mitglied, der Ihnen bekannte Hr. Regelsberg, Freitags sich zu Ihnen verfügen, um Sie in unsere Mitte mitten hinein zu geleiten.

Derselbe hat keineswegs den Auftrag einer „gewaltsamen Vorführung", sondern wir erwarten, daß Sie unserem Rufe freundliche Folge leisten werden.

Freund Gründorf sind zu stürmische Gefühlsausbrüche untersagt worden.

Kurz, Sie werden wie allen, so auch und insbesondere höchlich willkommen sein

Ihrem aufrichtig ergebenen

L. Anzengruber.

483.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Ablehnung thut mir leid.

Was Ihre Anfrage nach meinem Befinden anlangt, so danke ich der Nachfrage, es geht mir ganz leidlich.

Was den Herrn — Willenbacher*) hätte ich beinahe geschrieben, mir scheint, ich hab's sogar gethan — betrifft, so bettelt er seit Jahren alle Welt, auch mich, in den gleichen jammervollen Briefen an, er ist so freundlich, meist die Summe, die er braucht, anzugeben, legt den ersten Pump oder vielmehr Bettel in größerem Stile an und gibt's dann billiger, ich kam mit 12 fl. davon, werd' es aber für künftig mir verbieten.

Beste Grüße von Haus zu Haus

Ihr

L. A.

Penzing, den 27. Juni 1889

An Mauthner.

484.

Penzing, den 19. Juli 1889.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Erst heute komme ich dazu, auf Ihr freundliches Schreiben vom 6. d. Mts. zu antworten, und muß mich auch da noch kurz fassen, wenn ich die Sache erledigen will, mag sie aber durchaus nicht länger hinausschieben.

Für die Zusendung Ihrer „Xanthippe" besten Dank; das ist ja ein ganz vortreffliches Buch, und ich habe es in einem Tage durchgelesen, werde die Bekanntschaft übrigens weiter pflegen und sie — besten Gewissens — auch anderen empfehlen.

---

*) So hieß der Wiener Scharfrichter. Sein Name klingt an den des Gewohnheitsbettlers an, von dem oben in dem Brief an Ada Christen die Rede war.

Die für Zusendung der Xanthippe versprochene Photographie schließe ich bei.

Zu dem Hauptpunkte Ihres Schreibens komme ich am Schlusse, obwohl leider das Letzte — das ich Ihnen zu sagen habe — nicht das Beste ist. Ich wäre Ihnen herzlich gern zu Diensten mit irgend einer Kleinigkeit für Ihr neues Unternehmen*), aber fertig liegen hab' ich nichts und mit meinem Versprechen mag ich Sie nicht aufsitzen lassen. Ich kriege nämlich nicht einmal das fertig, was ich für den von mir herausgegebenen Kalender „Der Wiener Bote" leisten soll, ich habe meine stillen Wochen, weiß nicht, wie lang die dauern. Sobald sich's damit ändert, vermeld' ich's Ihnen, bis dahin hilft nichts, was ich arbeite, wird schlecht und muß in den Papierkorb.

Indessen erlaube ich mir mit dem bescheidenen Bewußtsein zu schließen, daß ich Ihnen, wenn ich auch komme, zurechtkomme.

Mit besten Grüßen Ihr getreuer

L. Anzengruber.

An Professor Erich Schmidt.

485.

Penzing, den 19. Juli 1889.

Sehr geehrter Herr!

Mein Besuch Berlins ist für die Saison 1889/90 geplant, kann also in den letzten Monaten laufenden Jahres oder in den ersten des kommenden stattfinden, aber stattfinden, das thut er!

Ihrem Wunsche entsprechend führe ich hier die Titel meiner Geschichtenbücher an:

1. Dorfgänge. Gesammelte Bauerngeschichten. 2 Bändchen. L. Rosner, Wien 1879. (Das 2. Bändchen zu beachten.)

---

*) Die Wochenschrift „Deutschland".

2. Bekannte von der Straße. Genrebilder. Leipzig. R. F. Albrecht. 1881.
3. Feldrain und Waldweg. (Collektion Spemann.)
4. Launiger Zuspruch und ernste Red'. Lahr. Moritz Schauenburg. (Einzelnes in beiden letzten Sammlungen soll, wie ich mir hab' sagen lassen, recht gelungen sein.)
5. Kleiner Markt. Novellen, Skizzen und Gedichte. Breslau. Schottländer. 1883.
6. Allerhand Humore. Kleinbäuerliches, Großstädtisches und Gefabeltes. Leipzig. Breitkopf & Härtel.
7. Die Kameradin. Eine Erzählung. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden. 1883. (Ist ein Teil des umgearbeiteten Dorfromans „Der Schandfleck" als eigene Erzählung zurechtgestutzt.)

(Anzengrubers Dorfromane. 4 Bände.)

8. Der Schandfleck. Eine Dorfgeschichte. Neue umgearbeitete Ausgabe. 2 Bände. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1884.
9. Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte. 2 Bände. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1885. (Diese Dorfromane sind, besonders der letztere, nicht von schlechten Eltern.)
10. Wolken und Sunn'schein. Gesammelte Dorfgeschichten. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. 1888.

Zusammen also 13 Bände.

Sohin wissen Sie jetzt alles!

Mir erübrigt nur noch, Ihnen das gewünschte Lichtbild meiner Wenigkeit beizulegen, was ich denn hiermit auch leiste.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Bettelheim.

486.

Penzing, den 11. August 1889.

Liebwerter Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr herzliches Schreiben, das mir übrigens erst heute zugekommen ist, und gerne hätte ich Ihrer Einladung Folge geleistet, aber heute geht es nimmer an, der Himmel ist zu gräulich, und Montag und Dienstag ist infolge des Feiertages Redaktion, überdem gibt es noch viel, das mich beschäftigt, z. B. muß ich den Kindern Kleider verschaffen ..... Sie würden also einen sehr stillen, gedanklich beschäftigten Gesellschafter an mir finden und mit einem falschen Eindruck von mir scheiden und selben mit auf die Reise nehmen.

Dagegen wird es mich recht erfreuen und mir wohlthun, von Ihnen „unterwegs" zu hören und Sie nach Ihrer Heimkehr wiederzusehen und Ihnen die treue Freundeshand zu drücken.

Ein Trost beginnt sich schon einzustellen, in der Einsicht, daß, ganz von mir abgesehen, die leidige Wendung der Dinge ein Glück für die Kinder ist.

Alles Gute, Liebe, Freundliche und Erfreuliche Ihnen und den Ihren. Ihr

L. Anzengruber.

487.

Wien, Hauptquartier Taborstraße, 27. August 1889.

Viellieber, verehrter Freund!

Sie wünschen zu wissen, wie mir's geht? Ich sende Ihnen mitfolgend ein Gedicht, das so ziemlich die Stimmung ausdrückt, in welcher ich mich befinde*).

*) Die Zeit zur Veröffentlichung dieses Gedichtes ist noch nicht gekommen.

— — Was meine „Gesammelten" anlangt, so dürften Sie wissen, daß ich die Herausgabe meinem Chef zugesagt habe, wie dieser mir; ihm das Wort wieder abnehmen, hat in meiner Stellung zu dem mir freundgesinnten Manne etwas Mißliches, das ich nicht ohne Not und zwingenden Anlaß inscenieren möchte. Es bedarf dies denn doch noch einiger Ueberlegung.

Ich habe gestern einer Probe im Volkstheater angewohnt, wir werden eine im ganzen recht respektable Vorstellung herausbekommen.

Eine Freude ließ mich .... die Zensur (!!!!) erleben, sie strich fast gar nichts.

Im übrigen stecke ich bis über Hals und Kopf in der schönsten Unordnung.

Ich grüße Sie und Ihre werte Frau Gemahlin auf das beste und herzlichste.

Ihr

L. A.

An Rosegger.

488.

Wien, den 20. September 1889.

Verehrter Freund!

Ihr Schreiben, sagen Sie, erfordere keine Antwort, es sei nur als Händedruck vermeint, nun dieser erfordert doch den Gegendruck als Zeichen des vollen Verständnisses.

Seien Sie aus tiefstem Herzen heraus für Ihre freundschaftliche Teilnahme bedankt, die ich mit gleichen Gefühlen für alles, was Sie betrifft, erwidere, und erhalten Sie mir dieselbe, so wie ich solche Ihnen allzeit erhalten will und werde.

Mit Gruß und Handschlag ganz

der Ihre

L. Anzengruber.

An Bolin.

489.

Wien VI, Gumpendorferstraße 58 B, den 5. Oktober 1889.

Viellieber Freund!

Lange haben wir beide einander nichts von uns hören lassen. So Sie nur dieser Brief bei Wohlsein antrifft, ist ja alles recht. Heute habe ich allerdings von mir hören zu lassen. Daß ich mit meinem Theaterstück „Der Fleck auf der Ehr'" Glück hatte, dürfte Ihnen schon bekannt sein; da dasselbe in Druck erschienen, so haben Sie es vielleicht schon in Händen, und ich habe Ihnen über diesen Gegenstand nichts mitzuteilen, welcher ja auch gegen das, was ich Ihnen zu schreiben habe, zurückzutreten hat. Wenn ich mich kurz, ja lapidar fasse, so schreiben Sie es der Unangenehmheit des Gegenstandes zu.

Ich habe meine 16jährige — — — Ehe — — — trennen lassen. Mein Weib — — — — — — — — — Mein Haus in Penzing steht zu Kauf und ich wohne in Wien. Ihr nächstes Schreiben bitte ich daher an die zu Häupten dieses Briefes angegebene Adresse zu richten, und wenn Sie mir von Ihnen recht Gutes berichten können, werden Sie sehr erfreuen

Ihren getreuen L. Anzengruber.

490.

Postkarte. Wien, den 19. Oktober 1889.

Verehrter Freund! Ihren Brief habe ich sofort nach Abgang meines Schreibens erhalten. Für Ihre Teilnahme herzlichen Dank. Was Ihre Anfrage wegen eines Bandes neuer, eigentlich neuen Bandes alter Erzählungen anlangt, so ist derartiges noch nicht im Zuge. Es hat bisher so wenig dabei herausgesehen, daß ich mich wahrlich nicht beeile, wieder einmal — kein Geschäft zu machen. Ich hoffe, daß Sie sich wohl befinden, und grüße Sie auf das beste.

Ihr L. Anzengruber.

An Jacobsen.

491.

Sehr geehrter Herr!

Ich bin mit einem sehr schmerzhaften Aß auf dem Podex behaftet, kann also heute nicht kommen, ich schicke mitfolgend Beiträge; — was mittlerweile eingelaufen, bitte ich mir durch die Ueberbringerin zu senden, was weiter einläuft, erbitte ich mir durch den „Taschelbuben", sowie letzte Post über den Stand des Materials.

Dann ersuche ich Sie, die Güte haben zu wollen, Fräulein Baron von meinem Nichterscheinen zu verständigen, der „Kuchel" halber. Gott helfe weiter!

Mit besten Grüßen Ihr sehr ergebener

(Undatiert.) L. A.

492.

Wien, den 26. November 1889.

Verehrtester!

Zürnen Sie mir nicht, gewähren Sie mir gütigst die in Dringlichkeit der Not gestellte Bitte: stellen Sie nächste Nummer zusammen — ich darf nicht außer Haus, das Aß mußte aufgeschnitten werden.

Ich schicke hier die Juchschen aktuellen Bilder für Wiener Luft und für Figaro.

Da für letzteren noch etwas fehlt, werde ich mir heute noch etwas einfallen lassen, das Sie morgen früh erhalten.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr sehr ergebener L. A.

493.

(Bleistift: Visitkarte.)

Geh'n thut mir's, wie der Doktor sagt, gut, mir will's dieweil nicht so bedünken, aber ich wünsche, daß er recht hat.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr sehr ergebener

27. November 1889. L. Anz.

494.

Andere Karte (Bleistift).

Sunst fiel mir nichts ein! Beste Grüße von Ihrem sehr ergebenen

L. Anzengruber.

Wien, 27. November 1889.

Hier liege ich und kehre den Unaussprechlichen gegen die ewigen Götter.

An Bettelheim.

495.

Wien, den 27. November 1889.

Verehrter Freund!

Infolge eines Abscesses auf dem Gesäß durch Chirurgenhand rückwärts eröffnet und dadurch von allen Seiten für mindestens eine Woche an das Zimmer gefesselt, kann ich leider Sie Freitags bei der „Birne" nicht sehen*).

Ihr

L. Anzengruber,
offener Poet.

An Martinelli.

496.

Wien, 28. November 1889.

Lieber Freund!

Dir und allen etwa mich heute Sehenwollenden nebst besten Grüßen die traurige Nachricht, daß ich nicht kommen — weil nicht aus dem Hause gehen, überhaupt wenig gehen, wenig sitzen und stehen kann, meist liegen muß, weil ich

*) Dort sollte der 50. Geburtstag des Dichters im Freundeskreise gefeiert werden.

von zwei Doktoren chirurgiae eines Abscesses rückswärtiger Seite halber aufgeschnitten wurde.

Besten Gruß
Dein **offener** Freund
L. Anzengruber.

An Dr. Emil Reich.

497.

Visitkarte.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie, daß ich, andauernden Unwohlseins halber, Ihr gütiges Schreiben nur durch Unterfertigung des Aufrufes beantworte*).

Hochachtungsvoll ergebenst
L. Anzengruber.

Wien, den 1. Dezember 1889.

An Bettelheim.

498.

Wien, 1. Dezember 1889.

Verehrter Freund!

Mein Wochenplan: Montag fahr' ich nach Hietzing, mittags 11 Uhr. Bin nachmittags zu Hause. Mittwoch fahre ich hinüber zur Zusammenstellung des Blattes.

Ihr Unwohlsein bedaure ich recht sehr. Also auch Backengeschwulst, nur anderwärts. Hoffentlich sind wir beide bald über die Geschwülstigkeiten hinaus.

Ihr Besuch wird mich, was ich nicht zu sagen brauchte, sehr erfreuen.

Besten Gruß
L. Anzengruber.

---

*) Der Aufruf galt der Begründung der Grillparzer-Gesellschaft. Vgl. Beilage F: „Grillparzer und Anzengruber".

Ihrer werten Frau Gemahlin ebenfalls Gruß und Dank, noch erhalten sich die Blumen.

Foerster schrieb auch mir*).

An Rosegger.

499.

Visitkarte.

Werter Freund!

Empfehle den Ueberbringer dieses mit seinem Ansuchen Ihrem Wohlwollen. Mit besten Grüßen

L. Anzengruber.

Wien, den 4. Dezember 1889.

An Jacobsen.

500.

(Bleistiftzettel — unsichere Schrift — ohne Datum.)

Hochgeehrter Herr!

Ich bitte Sie, sich mit dem Uebersatz zu helfen, mir fällt nichts ein, ich bin ein armes Hunderl.

Mit bestem Gruß Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

An Ernst Juch.

501.

Verehrter Meister!

Mir fallt nix ein, vielleicht zeichnen Sie ein Bildel eigener Fexung für Figaro. Beste Grüße

L. A.

9. Dezember 1889.

---

*) Der damalige Direktor des Burgtheaters hatte an der Geburtstagsfeier Anzengrubers teilnehmen wollen.

Quellen und Anmerkungen



Quellen.

A. Handschriftliche: 1. Anzengrubers Briefe und Karten an Anton Bettelheim; Breitkopf und Härtel; Ada Christen; Eduard Dorn; Julius Duboc; Ludwig Gabillon; Josephine Gallmeyer; Karl Gründorf; Grünecke; Karl Gürtler; Ferdinand und Therese von Holzinger; Heinrich Jacobsen; Emil Juch; Mathilde Kammeritsch; Alfred Klaar; Paul Lindau; Franz Lipka; Ludwig Martinelli; Fritz Mauthner; Peter Rosegger; L. Rosner (zu einem Teile); Friedrich Schlögl; Erich Schmidt; die Stammtisch-Gesellschaft; Jan Szika; H. Thalboth lagen in Urschrift vor.

2. Anzengrubers Briefe und Karten an Wilhelm Bolin, Adolf Müller senior und Emil Reich in Abschriften.

3. Sämtliche im Schriftenkasten Anzengrubers enthaltene Manuskripte.

B. Gedruckte: Anzengrubers Briefe an Konrad Deubler; das Illustrierte Wiener Extrablatt; Franz Jauner; und L. Rosner (zum anderen Teil).

Anmerkungen.

Zur Einleitung. Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Dritte durchgesehene Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1897. Band I. Beiträge zur Selbstbiographie. Aus dem Nachlaß. S. LIV—LXXXVIII. — Bettelheim. Anzengruber. Der Mann — sein Werk — seine Weltanschauung. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1898. Ueber den Nachlaß: S. 12, S. 245/6. — Franz Lipka, Aus Anzengrubers Lehr- und Wanderjahren. Illustriertes Wiener Extrablatt. Morgenausgabe vom 8., 9., 23. und 30. Dezember 1891. — Den Zwischenfall beim „Zauberschleier"

hat mir eine der damaligen Begleiterinnen des kleinen Anzengrubers, seine Cousine Fräulein Adele Hutschenreiter, erzählt. — Das handschriftliche Heft „Unterm Mond" hat Lipka mit derselben Sorgfalt aufbewahrt, wie Anzengrubers an ihn gerichtete Jugendbriefe und ein Manuskript: „Gedichte und poetische Versuche von Ludwig Gruber. 1863." Dank einer Widmung des Herrn Ludwig Lobmeyr, Mitglied des Herrenhauses, war das Anzengruber-Kuratorium in der Lage, diese beiden Hefte, sowie 49 Briefe Anzengrubers an Lipka zu erwerben und dem Museum der Stadt Wien zur Aufbewahrung anzuvertrauen. — Ueber Louis Groll und das Meidlinger Theater vgl.: Wiener Zeitung 1807, S. 3514; „Des Meidlinger Theaters Schwanengesang", Illustriertes Wiener Extrablatt vom 26. Februar 1874 (mit Abbildung); das Theresienbad in Meidling, Extrablatt vom 20. April 1881; Friedrich Schlögl: Vom bitteren Leiden und Sterben des Meidlinger Theaters, Neues Wiener Tagblatt vom 21. April 1874; E. Müller: „Vor der Linie", Neues Wiener Tagblatt vom 23. Juli 1878; „Der Herr von Wolf" (Grolls Heldenspieler), Neues Wiener Tagblatt vom 24. Juli 1878; Josef Wimmer: Vom alten Groll, Neues Wiener Tagblatt vom 23. März 1888; C. v. Chatelain (Cäsar von Scheidlein): Drei Jahre im Meidlinger Theater. Der deutsche Bannerträger. Beilage des jungen Kikeriki Nr. 514—526; Hermann Schoene: Robert der Teufel in Meidling (Theaterluft, Humoresken, Universalbibliothek Leipzig, Philipp Reclam jun. Nr. 4205, S. 88). — Die Briefe der Mutter Anzengruber an Lipka hat mir der Letztere im Sommer 1901 gütigst mitgeteilt. — Ueber die erste Grazer Aufführung des Pfarrers von Kirchfeld vgl.: Rosegger: Meine Ferien. A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig 1883. Eins von Ludwig Anzengruber 231—241.

Rosegger: Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und beliebte Zeitgenossen. A. Hartleben, 1891: Ludwig Anzengruber S. 1—89. — Rosegger: Hubert Janitschek. Eine Erinnerung. Heimgarten. Januar 1896. „Aus alten Schriften." Heimgarten. August 1901. — Die Briefe Roseggers nach den im Schriftenkasten Anzengrubers (leider nicht vollständig) erhaltenen Originalen. — Zu S. L: Roseggers „Besuch bei einem guten Kameraden"; nach der Enthüllung des Grabdenkmals (1893); Heimgarten. — Rosegger: Friedrich

Schlögl („Gute Kameraden") 89 ff. Ueber die „Tripel-Allianz" S. 98. — „Almpeterl" war der Scherzname Roseggers.

Zu den Briefen von Ludwig Anzengruber. Nr. 1: Ein Bruchstück des im Wiedener Spital an Lipka gerichteten offenen Straffendschreibens wurde in der 2. Auflage der Biographie S. 46/7 mitgeteilt; der vorliegende Abdruck genau und vollständig nach dem gegenwärtig in meinem Besitz befindlichen Original. Die folgenden 58 Briefe an Lipka erschienen zum erstenmal in Band II der Biographischen Blätter. Berlin 1896, S. 329—384, nach Abschriften, die mir Herr Lipka zu Gebote gestellt hatte. Für die vorliegende Ausgabe wurden die Originale verglichen und manche Ergänzungen hinzugefügt. — S. 7. Gattie mundartlich (nach dem ungarischen gatya) = Unterhose. — Ueber die Wanderzeit: Bettelheim, Anzengruber S. 60 bis 83 und S. 255/56.

Zu Nr. 39. Franz Lipka hat sich gleichfalls eine Weile — unter dem Namen Kraus — in Meidling als Schauspieler versucht. Nach C. v. Chatelains und Johann Schwerdtners Urteil brachte er gute Gaben, zumal für Heldenväter, mit; kurze Zeit spielte er auch in Krems. Anzengruber rät ihm indessen schon 1864 und noch bestimmter im August 1865, „ihren Theaterschwulst über Bord zu werfen".

Zu Nr. 44 und allen weiteren Briefen an Karl Gürtler. Herr Gürtler, derzeit Theaterkassier in Sankt Pölten, überließ dem Archiv der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart im August 1890 41 und im Oktober 1890 weitere 11 Briefe und Karten Anzengrubers aus den Jahren 1864 bis 1876. Die Verlagshandlung war so gütig, mir diese Papiere, wie vorher für die Biographie, nun auch zum vollständigen ersten Abdruck in dieser Sammlung zu überlassen. Ein paar einbegleitende Bemerkungen, die Herr Gürtler auf meine Anregung 1890 niederschrieb, erliegen mit den Originalbriefen des Dichters im Cotta'schen Archiv. Gürtler berichtet dort, daß er A. am 14. Februar 1862 zuerst in Steyr kennen gelernt und nachhher in Wiener Neustadt wieder getroffen habe: Angaben, die durch A.s Briefe an Lipka aus dem Jahre 1860 (Nr. 4 und 5) widerlegt werden. Die erste Begegnung schildert Gürtler wie folgt: „Es war dies Ludwig Anzengruber, ein schmächtiger, kaum 22jähriger Jüngling mit freundlichem Gesichte, in ärmlichem, abgeschabenem, langem Ueberzieher von ungewisser Farbe,

der an seinem Körper wie auf einem Kleiderstock hing. Ich drückte dem Neuangekommenen die Hand, und die Wärme, mit der Anzengruber den Druck erwiderte, zog mich unwiderstehlich zu dem neuen Kollegen hin. Wir wurden bald die besten Freunde, er stellte mich seiner Mutter vor, einer liebenswürdigen, hochgebildeten Dame, und gar bald war ich täglich bei den zwei trefflichen Leuten auf Besuch." Gürtlers folgende Mitteilungen über die Wiener Neustädter Götterabende bestätigen im wesentlichen A.s Darstellung in den Briefen an Lipka (dazu Biographie S. 256): „Ich kam auf meinen Irrfahrten nach Wien an das Theater in der Josephstadt und verblieb dortselbst vom 14. Mai 1864 bis 28. Juni 1865. Eines Tages wurde ich durch den Besuch A.s überrascht, der mir erzählte, wo er überall gewesen und wie es ihm ergangen und daß er bei der Bühne schwerlich sein Heil finden würde, natürlich meinte er als Darsteller, denn daß er für dieselbe einst schreiben würde, daran dachte er selbst wohl noch nicht (offenbarer, durch die Briefe A.s an Lipka widerlegter Irrtum Gürtlers) oder er war in dieser Beziehung schweigsam gegen mich. Daß es ihm nicht gut ergangen sein mußte, sah ich daraus, weil er noch denselben Rock trug wie bei unserer ersten Begegnung. Im Jahre 1865 im Sommer war A. in Vöslau, ich glaube bei dem Direktor Edler v. Radler, engagiert, schien sich aber dortselbst nicht wohl zu fühlen, denn in einem vom 15. August desselben Jahres aus Gainfahrn, eine Stunde von Vöslau, wo die Schauspieler, welche in diesem Kurort engagiert waren, der Billigkeit wegen wohnten, datiertem Briefe sprach er sich unverhohlen darüber aus und ersuchte mich, bei den Theateragenten ihn in Erinnerung zu bringen*). Dies letztere that ich denn auch, da ich aber wieder selbst von Wien fort mußte, weil meine Direktion verkrachte, so hörte ich lange nichts von A.**), bis mich ein Zufall im Anfang des Monates März 1868 mit ihm in Wien wieder zusammenführte, von welcher Zeit an wir uns nicht mehr aus den Augen verloren. Zur selben Zeit leitete der (bereits verstorbene) Direktor Klerr in Wien in der Alservorstadt (Wasagasse) das Harmonietheater und zugleich das Stadttheater in Baden bei Wien, wo er

*) Dieser Brief findet sich nicht in den von Hrn. Gürtler dem Cotta'schen Archiv überlassenen Papieren.

**) Die Zeitangabe stimmt nicht mit A.s Brief an Gürtler, o. Nr. 63, vom 31. Januar 1867.

die Verpflichtung hatte, zweimal in der Woche zu spielen. A. war damals als Aushilfsschauspieler engagiert, nämlich nicht fix, sondern erhielt, wenn man ihn für eine Vorstellung in Baden benötigte, 2 Gulden Honorar, freie Hin- und Rückfahrt und im Hotel in Baden ein Bett, mit den anderen ledigen Kollegen in einem Zimmer*). Er riet mir, da ich ebenfalls ohne Engagement war, mich in der Theaterkanzlei zu melden, um wenigstens zweimal in der Woche etwas zu verdienen. Ich befolgte seinen Rat, wurde angenommen und so waren wir wieder eine Zeit vereint. A. bewohnte damals in der Alservorstadt mit seiner Mutter, von der er sich in keiner Lage seines Lebens trennte, ein kleines Kabinett, in einer Seitengasse, deren Name mir entfallen**). Während unseres nun längeren Beisammenseins erzählte mir A., daß er ein Stück geschrieben habe ‚Der Reformtürke', welches am Harmonietheater aufgeführt wurde, aber nicht besonders angesprochen habe, weil die Zensur darin grausam gewirtschaftet haben soll***). Da mit dem Eintritt der Sommersaison die Vorstellungen in Baden wieder regelmäßig begannen, in Wien das Harmonietheater (jetzt ‚Orpheum') geschlossen wurde, so brauchte die Direktion keine Aushilfsmenschen mehr und A. und ich waren wieder ohne jeglichen Verdienst. Mich trieb's wieder in die Provinz hinaus und A. nahm eine Stelle bei der Polizei an; er wurde dem damaligen berühmten und gefürchteten Kommissär Breitenfeld zugeteilt, wo er verblieb bis nach der Aufführung seines epochemachenden ‚Pfarrer von Kirchfeld'. Wenn einer ihm den Erfolg gönnte, so war ich es, denn er war ein treuer Freund, ein guter Kollege und der beste Sohn, den's je gegeben. Am 20. November 1870, kurz nach der Aufführung des ‚Pfarrers', besuchte mich A., der seinen alten Freund nicht vergessen hatte, in Sankt Pölten,

*) In dem Brief vom 31. Januar 1867 an Gürtler spricht Anzengruber von der horrenden Gage von 20 Gulden und „der Erkenntlichkeit" von 50 Kreuzer pro Abend (als Spielhonorar).

**) Vermutlich das (von Rosner in seinen Erinnerungen an Anzengruber beschriebene) sehr ärmliche Kabinett in der Waisenhausgasse.

***) Anzengruber berichtete Gürtler bereits eingehend darüber am 31. Januar 1867, o. Bd. I, S. 109. Ueber den „Reformtürk" vgl. Biographie S. 75—77 und „Anzengruber und Millöcker", Neues Wiener Tagblatt vom 29. Januar 1900.

wo ich damals unter der Direktion Osinski als Charakterdarsteller und Komiker engagiert war. A. blieb zwei Tage bei mir, erzählte aufs freudigste bewegt von dem kolossalen Erfolg, den sein Werk gehabt, wie es ihm nun besser gehen werde und wie er seiner teuren Mutter nun eine sorgenfreie Existenz bereiten könne. Ich mußte mir einen Tag Urlaub nehmen und auf seine Kosten nach Wien reisen und mir den Pfarrer ansehen. Im Jahre 1871 war unser Briefwechsel lebhafter. Ich habe nun über einen Besuch A.s zu berichten, den mir derselbe im Juli, am 22., in Pöchlarn a. d. Donau, wo ich bei einer reisenden Gesellschaft mich befand, machte. Er war in Gesellschaft des Schriftstellers J. Wimmer. Der letztere fuhr mit dem Dampfschiff weiter nach Grein, A. blieb in Pöchlarn und las mir den ‚Meineidbauer' vor, der bis auf die Schlußscene fertig war. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen, die unter den anregendsten Gesprächen dahinschwanden, kehrte A. nach Wien zurück. Am 22. August sandte mir A. ein Schreiben in ‚Versen' (o. Nr. 77). Im Herbst d. J. 1873 erkrankte seine geliebte Mutter bedenklich und er suchte in Wolkersdorf, wo sich eine Heilanstalt befand, Linderung für die Leiden des teuersten Wesens, das er auf Erden besaß. Sie erholte sich zwar, genas aber nimmer vollständig und am 3. März des Jahres 1875 erhielt ich unter schwarzberändertem Couvert den Partezettel seiner Mutter und diesem beigelegt in einem zweiten Couvert die Photographie seiner Mutter." — „Im Jahre 1876 war A. Mitarbeiter der in Wien erscheinenden belletristischen Zeitschrift ‚Die Heimat'. In dieser Zeit erschien in derselben sein Roman ‚Der Schandfleck'. Er sandte mir denselben komplett. Die ersten Abzüge mit seiner Korrektur versehen, die ich noch besitze."

„Nach Ostern 1877 leitete ich 6 Wochen das Stadttheater in Krumau und da A. mir jedesmal, wenn ein Werk von ihm veröffentlicht wurde, ein Exemplar übersandte, so bat ich ihn, mir sein neuestes Opus ‚Der ledige Hof' zu übersenden, da ich einen Anzengruber-Cyklus veranstalten und dies sein neuestes Stück gerne mit einbeziehen wollte. A., verstimmt, wie Sie aus der Serie der Briefe von 1876 entnehmen können, schlug mir diese Bitte ab und ich, tief verletzt über diese von ihm ungeahnte Verweigerung meines Ansuchens, brach die Korrespondenz ab. Als ich dann später, ruhiger geworden, das Kindische und Ungerechte meines Verfahrens einsah und ihm wieder einmal anläßlich seines

Namensfestes schrieb, bekam ich keine Antwort mehr. Er war eben ein Charakter. Einmal wollte ich ihn auf meiner Durchreise nach Wien besuchen, fand ihn aber nicht zu Hause. Voriges Jahr, als er zur Kräftigung seiner Gesundheit in Bad Hall in Oberösterreich weilte, war ich nur vier Stunden davon in Kirchdorf und hatte keine Ahnung davon, wie nahe er mir war. Als ich mich, nachdem ich dies im Dezember erfahren, wieder brieflich an ihn wenden wollte, traf mich unerwartet die Schreckensnachricht von seinem Tode. Wie nahe mir diese ging, kann nur der ermessen, der weiß, was er mir war." — „Wenn ich Ihnen über seine Frau, die er, als sie fast noch ein Kind war, ehelichte, nichts geschrieben, so lag der Grund einfach darin, weil A. in diesem Punkte nicht mitteilsam war und seine Freunde plötzlich mit der Nachricht überraschte: ‚Heute habe ich mich verheiratet.' Soviel mir bekannt war, und was ich bei meinen Besuchen entnehmen konnte (eben bis zum Jahre 1877), war A. glücklich in seiner Ehe, bis, kurz vor seinem Tode, mit einmal selbst zu mir die überraschende Kunde drang: er habe sich von seiner Frau scheiden lassen. Warum? — So sehr es mich interessierte, ich konnte es bis dato nicht erfahren. — Einen hübschen Zug muß ich Ihnen noch erzählen. Im Juli 1876 überraschte mich A. in Amstetten (Niederösterreich) mit seinem Besuche. Auf meine Frage, wieso es käme, daß mir diese Freude zu Teil wurde, antwortete er: ‚Ich habe eine kleine Rundfahrt im Steirischen gemacht, Bruck und Leoben besucht, wo es mir einst elend gegangen, die Häuser betreten, wo ich mit meiner Mutter selig gewohnt, die Straßen durchwandert, die ich bis zum Theatergebäude passieren mußte.' Dabei wurden seine hellen Augen feucht, aber nur einen Moment, dann sagte er wieder munter: ‚Das ist alles vorbei ... vorbei ...'*)."

„Als er mir Mitte der 70er Jahre eine Photographie von ihm (vorzüglich gelungen) sandte, schrieb er auf die Rückseite derselben:

So hab' ich ins Blaue geguckt
Und nicht gemuckt —
So will's der Photographe! —
Im Leben untergeduckt
Und nicht gemuckt,
So wollen's Soldat und Pfaffe. L. A."

---

*) Vgl. „Erholungsreise". Gesammelte Werke I.

Zu Nr. 59 und 61. Die Briefe an Mathilde Kammeritsch wurden mir, wie für die Biographie, neuerdings von Mathildes Schwester, Frau Rechnungsrat Marie Krakowski, freundlichst im Original zu Gebote gestellt.

Zu Nr. 64. Herr Hofrat Präsident Dr. v. Holzinger und seine verehrte Frau Gemahlin haben mir schon für die Biographie die Briefe A.s im J. 1890 gütigst zur Einsichtnahme überlassen; seither hat Hofrat v. Holzinger diese Papiere dem Museum der Stadt Wien geschenkt, wo ich dieselben mit dem gegenwärtigen Abdruck vergleichen durfte.

Zu Nr. 68 und den weiteren Briefen an Rosegger. Rosegger hat mir schon 1890 alle an ihn gerichteten Briefe und Karten A.s anvertraut und 1901 seinen Sommeraufenthalt in Krieglach unterbrochen, um mir zur letzten Kollationierung die Ur-Schriften senden zu können. Mein Abdruck hält sich durchaus an die Originale und ist deshalb mitunter vollständiger, als Roseggers Mitteilungen aus den Briefen A.s in den „Guten Kameraden" (1893) und im „Heimgarten" (1896 und 1901).

Zu Nr. 83. Sämtliche Briefe A.s an Friedrich Schlögl lagen mir bereits 1890 und 1895 für die 1. und 2. Auflage der Biographie vor. Die verehrungswürdige Witwe Schlögls und sein Sohn haben auch diese Sammlung der A.-Briefe durch die monatelange Ueberlassung der Originalien gefördert. Herrn Rechnungsrat Schlögl bleibe ich noch überdies verpflichtet für mannigfaltige Mitteilungen aus dem für die Wiener Theater- und Sittengeschichte beachtenswerten Schlöglschen Zeitungsarchiv.

Zu Nr. 88. Sämtliche Briefe an Ludwig Martinelli hat der Künstler im Original zu Gebote gestellt; außerdem habe ich ihm die Mitteilung des Briefes Nr. 142 an H. Thalboth, Sekretär des Theaters an der Wien, zu verdanken.

Zu Nr. 91. Peberzani wurde damals in den Tagen des Kulturkampfes vielgenannt, weil er aus dem geistlichen Stande austrat und eine Zeitschrift „Die Wahrheit" herausgab.

Zu Nr. 116. Anzengrubers Besprechung von Schlögls Wiener Blut, Fremdenblatt, 20. Februar 1873, lautet folgendermaßen:

Wiener Blut.

Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau von Friedrich Schlögl. (Wien 1873, Verlag von L. Rosner.)

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.

Da sind sie ja alle wieder, die „schwankenden Gestalten", die ich einst, als ich als Knabe das Pflaster meiner Vaterstadt trat, mit mehr Neugierde als Verständnis betrachtete. In diesem Buche tummeln sie sich herum in ureigenem Behagen, auf dem ihnen gehörigen Boden, und wer einmal diesen „sozialen Wegweiser" in die Hand genommen, der folgt dem Verfasser gerne überall hin, durch dick und dünn. Ja freilich, auch durch dick und dünn, in Salons — die Vehikel der nivellierenden Bildung und Feinheit — hat uns der Autor einzuführen nicht versprochen, er nennt ja sein Buch „Kulturbilder aus dem Volksleben" und das Volk mit rauhen, unausgeglichenen, dadurch aber um so interessanteren Charakteren, das will gesucht sein an der Wiege seiner Ungeniertheit: „unter sich", und unter sich „laßt's es oft recht laut und harb abe geh'n".

Dieses „Laute und Harbe" des spezifischen Wiener Volkslebens hat schon unter mancher unberufenen Feder ein ganz anderes Gesicht bekommen, als es dem eingehenderen Beschauer zukehrt, und das hat auch den Verfasser des genannten Buches bewogen, sich darauf zu berufen, daß er nach dem Leben schildert und weder mit den Schmeichlern der unteren Klassen, noch mit den Heulmeiern des Anstandes in einen Topf geworfen werden will.

Er läßt es sich also angelegen sein, sich uns von einer Seite zu präsentieren, die unbedingtes Vertrauen in seine Führerschaft erwecken muß. Er thut dies im ersten Kapitel seines Buches. Er führt uns „Ein paar alte Leute" vor, ein paar „goldene Hochzeiter", deren Liebes- und Lebensgeschichte er uns erzählt. Es ist eine allerliebste Stadtidylle aus den Tagen, wo die Gemütlichkeit Wiens noch mehr war als eine bloße Redensart; und nachdem er dieses herzerwärmende Bild in feinen, zarten Strichen abgeschlossen — man meint oft, seine Hand dabei zittern zu sehen —, macht er uns seine Verbeugung und sagt: „Der Sohn dieser braven, rechtschaffenen alten Leute bin ich!" Also unverdorbenes Wiener Blut, in dessen Gesellschaft ihr es unbedingt wagen könnt!

Und wir folgen ihm unbesorgt, durch alle Feiertage des Kalenders, und nach allen Orten, wo sich die drastischen Figuren

Wiens bewegen. Zu Neujahr vernehmen wir sein gemütliches Plaidoyer für die kleinen Gratulanten, die zum „Herrn Onk'l“ und der „Frau Tant'“, die Wunschrolle in den verfrorenen Händchen, trippeln, — beim „Greisler“ machen wir den „Fasching der Armen“ mit, — wir folgen ihm zu den „beim Stoß“ durch die Ueberschwemmung Betroffenen, — wir hören ihn den „Aschermittwoch“, den „Umgang“, den „Allerseelentag“, mit der Rivalität in der Pietät, drastisch schildern, — die „Firmwoche“ bringt uns unsere braven Landleute nahe, deren einer, für alle Schönheiten der Reichsmetropole blind, sich nur durch die im Prater ausgestellte „sieben Zentner schwere Sau“ imponieren läßt, — die „Wiener Feiertage“ machen uns in ergötzlicher Weise mit den fütterungssüchtigen Wiener „Frauen vom Haus“ bekannt, die wirklich „bös“ werden müßten, wenn Einem ihrer Gäste noch „gut“ bleibt.

Wir sehen lebendig geschildert den „Fiakerball“, den „Wäschermädelball“, das „Trabwettfahren“, wir folgen dem Verfasser zum „Sperl“, in die „Walhalla“, in den „Dianasaal“, zu den „Wiener Volkssängern und Volkssängerinnen“.

Wenn mich nun jemand fragte: Ist das Buch also ein lustiges Buch? so müßte ich gegenfragen: Ist Wien eine so lustige Stadt? Das Buch ist heiter und ernst, jeder Beobachter vom Fach, der genau sieht und genau das Gesehene wiedergibt, schreibt mit Humor, der bekanntlich mit einem Auge lachen und mit dem anderen weinen kann.

Wo aber unser Autor ernst wird, da ist er „das Gewissen Wiens!“

Nicht nur die Fremden können aus diesem Buche Wien kennen lernen, das Volksleben Wiens und die Orte, wo sich dasselbe präsentiert, und rein „Strizzow“ auf unserem holperigen Terrain, können die Laute der „entern Gründ“, etwa im Munde eines resoluten Wäschermädels die bedrohliche Andeutung „einer sieben Pfund schwaren Dachtel“, wohl ebenso in Entzücken versetzen, als die viel matteren Auslassungen der „Nandl“ im „Versprechen hinterm Herd“ seinen alpendurchforschenden Kollegen; — aber auch für den Wiener läßt sich viel aus diesem Buche lernen.

Mit heiterer Stirne und sicherer Hand schreibt der Verfasser „gezählt, gewogen“ an die barocken Male unserer Sitten und Ansichten, aber das „und zu leicht befunden“, das bleibt

ihm im Stifte stecken, dazu hat er seine Vaterstadt zu lieb, mene tekel schreibt er, — upharsin, das schreibt er nicht.

Nur einmal erzittert ihm die Hand und er scheint gewillt, den ganzen Spruch mit umwölkter Stirne an unsere Mauern zu schreiben, das ist, als er mit uns die „Volkssänger und Volkssängerinnen" besucht, diese Partie des Buches möchte ich dem ernsten Nachdenken jedes Wieners empfohlen haben.

Aus allen anderen Stellen des Buches lächeln uns alte Bekannte entgegen, deren Schwächen und Fehler wir belächeln oder verzeihen können, selbst die Damen des „Sperl", der „Walhalla", des „Dianasaals" lassen wir nach abgehaltener Revue einfach „links liegen"; wer sich dort amüsiert, thut es auf eigene Gefahr und Kosten, die „instruktiven" Lieder aber, die jetzt dem Volke gesungen werden, die mit Weib und Kind angehört werden, die verderben die Familiensitte. Wer weiß, wie viele Töchter Wiens durch sie auf die Wege zur „Walhalla" und zum „Dianasaal" gewiesen werden — das ist die schlechte Gesellschaft Wiens.

Und wie ist dieser Abschnitt des Buches geschrieben! Da spielen alle Lichter des Humors, da wirft die Satire bizarre Schlagschatten an die Wände, da ist spottender Unmut und heiliger Ernst; die Wendung zum Schlusse eines Aufsatzes, wo der Autor eine Volkssängerin apostrophiert, welche das tragische Schicksal ihrer Schwester als Reklame benützend und gleichsam vom Sargdeckel der Unglücklichen, als erste Stufe, auf das „Brettl" stieg, diese Wendung ist von dramatisch packender Gewalt. Freilich muß er uns ein paar Zeilen darunter benachrichtigen, daß ihm das Fräulein in einer ihrer nächsten Soireen mit ein paar sinnigen Gassenhauern antwortete.

Das war vorauszusehen. Torquato Tasso war einst Banditen in die Hände gefallen, und diese ließen ehrfurchtsvoll von ihm ab; es waren Wegelagerer und Mord ihr Gewerbe, aber unbewußt glimmte noch ein Funke des Verständnisses für das Hohe in ihnen, wer aber der Gemeinheit ernst und überzeugend zu Herzen sprechen will, dem antwortet ein Kotwurf!

Jeder Wiener sollte wohl in dem Weltausstellungsjahre dieses Buch in seinem Bücherschranke haben, damit er es zur Hand nehmen kann, wenn ihn Freunde besuchen, und damit er ihnen zeigen kann, wie wir nicht überstolz auf die Vorzüge unserer Vaterstadt, nicht blind gegen ihre Schattenseiten sind, damit sie

wissen, wie ein echtblütiger Wiener über „Wiener Blut“ denkt, mit ihm kann sich getrost jeder anständige Wiener identifizieren, gegen die „Unanständigen“ würde er, wie ich ihn kenne, ohnedies hoch und höchst protestieren. Wir haben ja gesehen, daß er, wie viele Wiener, getreu an seinen „alten Leuten“ hängt, daß er ein guter Gesellschafter, ein ernstfreundlicher Beurteiler fremder Fehler und Schwächen, und auch etwas mehr, als viele zu sein vermögen, daß er ein liebenswürdiger Schriftsteller ist. Macht seine Bekanntschaft, Wiener, und auch ihr Fremden, damit ihr wißt, wer euch grüßt, wenn wir ihm wieder begegnen — möge das recht bald sein! L. Anzengruber.

Zu Nr. 119. Sämtliche Briefe an Karl Gründorf nach den Urschriften. Ueber dessen erste Begegnungen mit A. Biographie S. 109 ff. u. 261, sowie Gründorfs eigene Mitteilungen: „Fremdenblatt“ 14. Dezember 1889.

Zu Nr. 127. Die Briefe an Leopold Rosner sind zuerst im Illustrierten Wiener Extrablatt vom 11. März 1890 ff., hernach in dem Büchlein Erinnerungen an L. Anzengruber von L. Rosner, Leipzig und Wien, Julius Klinkhardt 1891, erschienen. Herr L. Rosner hat mir nicht nur in liebenswürdigster Weise die Einreihung der Briefe in die Sammlung gestattet; er übersandte mir noch ein paar bisher ungedruckte Karten des Dichters, von denen einige, unter anderem die auf eine von einem norddeutschen Verlag geplante Gesamtausgabe bezügliche, Aufnahme fand. Ueberdies konnte ich, Dank der Freundlichkeit des Herrn Regierungsrates Direktor Dr. Karl Glossy, ein paar in der Autographensammlung der Stadt Wien vorliegende Briefe A.s an Rosner nach den Urschriften mitteilen.

Zu Nr. 146. Den Brief an Adolf Müller senior verdanke ich der Güte seines Sohnes des Herrn Kapellmeister Adolf Müller junior, der so freundlich war, die Abschrift zu besorgen.

Zu Nr. 166—168. Anzengrubers Kritik der „Schriften des Waldschulmeisters“ erschien im Neuen Wiener Abendblatt vom 8. Februar 1875; sie lautet:

Die Schriften des Waldschulmeisters,
herausgegeben von P. K. Rosegger. Pest 1875. Verlag von G. Heckenast.

So betitelt sich die Weihnachts- und Neujahrsgabe Roseggers. Es ist ein stattlicher Band und dessen 442 Seiten liegen zwischen

zwei Blättern, deren dringender Bedarf wohl den wenigsten einleuchten dürfte, das erste Blatt ist eine Widmung „dem Schützer und Förderer der Volksschule" ... Seiner Excellenz dem Herrn Minister des Kultus und Unterrichts, und das zweite, wenn der Ausdruck gestattet ist, eine kartographische Phantasie, eine beigegebene „Karte der Winkelwälder". Mit letzterer thut offenbar der Verfasser seinem Talente unrecht, wer verlangt bei seinen anschaulichen Schilderungen nach einem Wegweiser? Für naive Leser hat er freilich die Sache wichtig gemacht, indem er in einer Anmerkung auf diese Beilage aufmerksam macht, jedoch nur verursacht, daß die Lektüre durch ein unfruchtbares Suchen auf der Karte unterbrochen wird: der Schalk, wie er wohl selbst lachen mag, wenn sich jemand orientieren will, wo nie einer gewesen, noch hinkommt! Uebrigens mag er das mit dem Touristenklub ausfechten ... die Karte thut dem Werke an sich doch keinen Eintrag.

In der Einleitung führt uns der Autor auf den Schauplatz der Geschichte: „In den Winkel"; eine einsame, abgelegene Gemeinde, welche vor kurzem ihren Schulmeister auf rätselhafte Weise verloren hat; der alte Mann verschwand eines Tages und war und blieb verschollen, dafür finden sich seine Aufzeichnungen und diese eben bilden die „Schriften des Waldschulmeisters".

Wie in den meisten Büchern, welche sich der Tagebuchform bedienen, ist auch hier der Schreiber der Held des Werkes. Ein tragisches Verhängnis verleidet ihm die Welt; er will sich in die Einsamkeit zurückziehen, aber zu wirken, zu schaffen muß er doch haben, nützen will er nach seinen Kräften, dazu bietet ihm ein Graf, dessen Sohn er unterrichtet, die Hand; diesem Grafen gehören die Winkelwälder zu eigen, dort hausen Leute, die verwildert, fernab jeder menschlichen Vergemeinsamung, leben, dorthin soll der Weltmüde und soll Schulmeister werden; er geht auf diesen Vorschlag ein und nimmt nichts aus der Welt mit hin als Reue und ein stilles, anbetendes Gedenken an die schöne Tochter seines Protektors. Fünfzig Jahre haust er in den Wäldern und diese fünfzig Jahre ziehen mit seinem Streben und Vollbringen freud- und leidvoll, gelassen und anschaulich an dem Leser dieser Aufzeichnungen vorüber.

Der erste Teil schildert die Erlebnisse des Schulmeisters, bis dahin, wo er eben weltmüde wurde, und wie er sich vorerst mit den Wäldern und deren Insassen vertraut machte. Dieser Teil

ist reich an jenen Genrebildern, wie wir dieselben, so aus ur-eigenster tiefer Anschauung heraus und mit so feinem Humor gezeichnet, nur bei Rosegger finden. Anheimelnd mit gewinnender Einfachheit schildert ein Kapitel „Urwaldfrieden" den seelischen Eindruck der Waldesruhe, den stillen Schlag des gesänftigten Herzens, den freien Ausblick der bis zum Selbstvergessen ein-gewiegten Seele. Die Wanderungen zu Hirten, Waldteufeln, Holzern, die Geschichte des schwarzen Mathes, die Beschreibung einer Hochzeitsfeier (an sich schon durch kulturhistorischen Aus-blick bedeutend) gehören zu den besten Partien des Buches, wie überhaupt zu dem besten auf diesem Felde Hervorgebrachten; oft begegneten uns diese Gestalten und Schilderungen schon in den früheren Werken dieses Autors, hier aber hat er sich selbst über-troffen; es scheint eben ein Geheimnis seines eminenten Talentes zu sein, daß er uns immer zu dem Zugeständnisse zwingt, wir hätten von einer Sache eigentlich spottwenig gewußt, so oft es ihm beliebt zum andernmal von ihr zu reden.

Die Gestalten, die mehr in den Vordergrund treten und die Geschehnisse entweder begleiten oder vermitteln, sind durchwegs interessant.

Da ist die „Waldlilie", die Tochter eines armen Holz-schlägers, die als Kind und Jungfrau durch das Buch läuft und zuletzt von dem jungen Grafen, dem ehemaligen Zöglinge des Schulmeisters, geehelicht wird. Die Abschnitte „Waldlilie im Schnee" — wo der Vater, nebenher, wie alle Wäldler, ein Wildschütz, das verirrte, schon aufgegebene Kind unter den Rehen wiederfindet und seine Büchse zerschlägt — und „Waldlilie im See" — wo die Jungfrau, von Männern beim Baden über-rascht, in die Fluten taucht, um sich nicht dem Anblicke preis-zugeben, — sind von ergreifender Einfachheit und natürlicher Innigkeit.

In ihrer realistischen Anlage interessieren sowohl der „alte Rüppel", ein Naturpoet, der stets in Makamenform reimt und sich durch seine Sprüche bei festlichen Gelegenheiten unentbehrlich macht, als auch der „Rußbartelmei", der stämmige, knorrige Köhler; nur erleiden diese Figuren durch ihr mehr romantisch geschildertes Ende wohl einigen Abbruch. Der erste wird noch vorher durch eine Reminiscenz an den alten Harfner in „Wilhelm Meister" etwas aus dem Rahmen gerückt, und der zweite, dessen Heimgang in dem Abschnitte „Von einem sterbenden Waldsohne"

erzählt wird, verliert durch Schwanken zwischen Glauben und Unglauben und schließliche Bekehrung das vorerst so wirksame, hartknochige Gefüge seines Charakters; da ist in einem anderen Buche mit ergreifender Realistik „Ein Sterben im Walde" gezeichnet, das diese Schilderung schlägt, das Werk heißt „Gestalten aus dem Volke" — und Rosegger hat eben mit Rosegger konkurriert.

Mit aller Sorgfalt ist auch die seltsamste Figur des Werkes, „Der Einspanig", gearbeitet; es ist dies ein Jesuit, der nach inneren Kämpfen seinem Orden entlief und sich in den Winkelwäldern verbarg, das ganze „Warum und Woso" ist in einem hochinteressanten „Die Antwort des Einspanig" erzählt. Man kann gegen die Zeichnung des Charakters nichts einwenden, denn selbst der Verfasser läßt den Jesuiten noch durchblicken. Der Sohn des im ersten Teile über seine Geschichte versterbenden Raufboldes, des schwarzen Mathes, der Knabe Lazarus, dem nichts als Erbe verblieb als der Jähzorn seines Vaters, wirft einen Stein nach seiner Mutter und entläuft darauf aus der Hütte, er kommt zu dem Exjesuiten, der ihn in seiner Weise erzieht, ihn auch eine Geduldprobe lehrt, nämlich eine Hand voll Glasknöpfe über den Boden streuen und wieder bis auf den letzten langsam zusammenlesen; und als der lange verborgen gebliebene Knabe wieder aufgefunden und zur Mutter gebracht wird, die ihn mit Freuden liebkost, da wirft der Junge seine Glasknöpfe auf den Boden, sucht sie schweigend zusammen, er weint nicht, er jauchzt nicht. „Der Knabe Lazarus muß in einer wunderbar mächtigen Schule gewesen sein," schreibt der ehrliche Waldschulmeister. Ach ja, in einer mächtigen Schule, in der Schule, die unsere Eltern noch genossen, die nichts für Herz und Kopf gelassen und welche auch die Leidenschaften nur gängelte, um, wenn es dienlich schien, dieselben aufrasen zu machen „zur größeren Ehre Gottes"!

Alle Achtung vor der Durchführung des Charakters des „Einspanig", aber die Verwendung, welche er in dem Buche findet, dürfte einigermaßen erkältend wirken.

Ehe der Held der Geschichte sein hartes Tagewerk überhaupt beginnen kann, muß ein Band gefunden werden, das die Insassen „des Winkels" und der „Winkelwälder" zusammenhält, er muß vor der Schule eine Gemeinde gründen. Er weiß sich aber keine Gemeinde zu schaffen ohne Kirche. Wohl, ehrlicher

Schulmeister — und so lange noch die Kirche, bis die armen Ideologen und die reichen Wissenden für den leeren Himmel die volle Erde bieten können, bis dahin halten sich die Armen und Elenden an den vollen Himmel für die leere Erde. Das mag wohl noch eine Zeit währen! Der Waldschulmeister entscheidet sich also lieber für Kirche und Schule, als für keines von beiden. Er erwirkt bei dem Grafen, daß dieser „in dem Winkel" eine Kirche bauen läßt, und der Pfarrer dieses neugeschaffenen Sprengels wird durch freie Wahl der Gemeinde der „Einspanig". Abgesehen nun von der seltenen Stimmeneinhelligkeit für eine Person, welche jahrelang durch ihr Gebaren das sprichwörtliche Mißtrauen der Bauern herausgefordert hat, und von der Belassung derselben im unbestätigten geistlichen Amte, so muß doch bemerkt werden: der Mann, soll man ihm grün bleiben, darf nur leidend, ertragend vorgeführt werden, handelnd darf er nimmer auftreten, der erste Schritt dazu weckt alle Bedenken gegen seine Vergangenheit auf.

Wohl versichert der Schulmeister, der „Einspanig" sei ein guter, rechter Pfarrer gewesen, aber wo sollte ein Pfarrer arg sein können, wo keiner gegen ihn steht und sich alles freiwillig unterordnet — wäre Rom über alle Winkel der Erde Herr, es könnte sich ruhig auf das einträglichere Segnen verlegen und das unbezahlte Fluchen beiseite lassen.

Gemeinde, Kirche und Schule bestehen nun „im Winkel", der Waldschulmeister ist am Ziele, er kann wirken und schaffen, die Wäldler hängen nun plötzlich mit der ganzen Welt zusammen, ihre Sinne und Augen werden aufgethan für ihr kleines Heim und das große Draußen, das eine rührt heilsam an das andere, nun wird wohl eine aufstrebende Welt im Walde erwachen, und Thür und Thor ist der Kultur geöffnet und ... was allem noch?!

Wollen doch sehen, was der Waldschulmeister in seinen Aufzeichnungen darüber sagt, nachdem ihn der harte Schlag getroffen, daß ihm sein Mitarbeiter, der „Einspanig", gestorben.

Erst muß es noch der Zufall fügen, daß er über den Traum seiner Jugend wehmütig lächeln lernt, die einst angebetete schöne Schwester des jungen Grafen besucht den „Winkel". Er schreibt:

„Bei der Ankunft sind schier alle Winkelsteger auf dem Platze versammelt gewesen. Der Pfarrer hat eine Begrüßung gehalten; ich habe mich in das Schulhaus verkrochen. Aber ich bin im Herzen erschrocken; just vor meinem Fenster sind sie ausgestiegen

und hab' ich gemeint, sie wollten zu mir herein. Ich habe sie sehr gut gesehen; sie ist jünger geworden. Kaum aus dem Wagen gehoben, lauft sie einem Falter nach. Das ist aber ihre jüngste Tochter gewesen. Sie selber ..., bei meiner Treu', ich hätt' sie nicht wieder erkannt."

„Heute hat die Frau eine Tafel gegeben und dazu den Pfarrer und den Graßsteiger eingeladen. Mir ist ein Stück Braten, eine Buttertorte und ein Glas Wein ins Haus geschickt worden. Zum Glücke geht ein Bettelmann vorbei, daß mir die Speisen nicht verdorben sind. So sind heute zwei Bettelmänner abgespeist worden."

Später aber schreibt er über die Zeiten:

„Der Pfarrer ist uns ausgetauscht worden gegen einen blutjungen. Der blutjunge sagt, die Seelsorge sei arg vernachlässigt, und will das Krumme auf einmal gerade machen. Er ordnet Betstunden, Buß- und Bittgänge an. Seine Predigten sind scharf wie Lauge. Und es gibt so viele wunde Herzen. Seit der neue Pfarrer da ist, bin ich in der Schule schier überflüssig geworden. Er füllt die Stunde mit Glaubensunterricht aus, die Kinder haben mehr Fähigkeit, als ich je erfahren — den ganzen Katechismus kennen sie auswendig. — Der Kaiser und der Papst sollen miteinander ein eigenes Gesetz für das Seligwerden herausgegeben haben, und seit ewigen Zeiten ist zu Winkelsteg nicht so viel vom Teufel gesprochen worden, als jetzt!"

Schier überflüssig! — Der alte Mann wird müde und müder, auch seine Hand, die Aufzeichnungen werden einsilbiger und kürzer und endlich bleibt er eines Tages vom Winkelsteg weg.

Der Abschnitt „Das letzte Blatt" erzählt, wie seine Leiche unter dem Schnee am Fuße des „grauen Zahn" aufgefunden wird. Der „graue Zahn" ist ein Felskegel, der hoch über die Gletscherfelder aufragt, und von dessen Spitze man, an klaren Wintertagen, das Meer soll sehen können; nach welchem Anblick den alten Mann in letzter Zeit eine Sehnsucht erfaßte. In seiner Tasche findet sich ein Blatt, mit Bleistift unsicher hingeschrieben: „Christtag. Ich habe bei Sonnenuntergang das Meer gesehen und das Augenlicht verloren."

Der Verfasser zieht die Summe dieses strebsamen, jedoch so armen Lebens, und mit diesem Facit endet er sein Buch, mit den Worten: „Entsagung und Ergebung!"

Was hier zur Charakterisierung von Roseggers neuestem

Werke angedeutet wurde, wird wohl jedem sagen, daß es eine nach Form und Inhalt bedeutende Leistung sei; Schönheiten, die oft, durch ihre Beziehungen auf das Frühere und das Ganze, in zwei Zeilen liegen, konnten natürlich nicht herausgegriffen werden, und gerade davon ist das ganze Buch voll, möge es daher allen, die nicht des Lesens, sondern des Genusses wegen lesen, empfohlen sein. L. Anzengruber.

Zu Nr. 184. Architekt Hermann Müller entsinnt sich, daß A. den beiden Brüdern den „G'wissenswurm" vorlas.

Zu Nr. 185. Christian Schum (oder Schumm) war Amtsdiener in der Nationalbank. Anzengruber stellte sich auch zum 80. Geburtstag (28. April 1885) dieses „Diogenes" mit einem Geburtstagsgedicht ein:

Wann i 'n Vatern Schumm thu feiern,
So fallt mir gar nit ein zu leiern
Zum Jubelgreis — er g'steht's wol selber frei,
Ma macht kein G'schäft bei derer Greislerei.
Und, lieber Gott, a achzi Jahr' erwirbt
Leicht einer, wenn er nur nit früher stirbt.
Es handelt nit sich um d' verlebte Zeit,
Allein nur um d' bewahrte Rüstigkeit.
Mit Achtz'gen aber als Starkbaninger
Noch auffikrazeln af'n Anninger,
Dös bringt schon nit zuweg'n a jeder.
Der Vater Schumm ist net von Leder,
Der is von Eisen, und wenn Fruhjahrs ihm
Dö Berich laut zuruf'n: „No, hitzt kim!" —
Sö rufen's manchmal a im Winter,
So bleibt er sicher nit dahinter.
So wünsch' mer ihm, daß er noch viele Jahr'
Sich für der Berich Zuruf 's Gehör bewahr,
's frische Aug', natürlich, feste Haxen,
Daß mer'n wie Wei' nit trag'n müeßt af der Kraxen!
Do d'rauf woll'n mer das Glas erheben,
Af wenig wird das Wort so passen
Als wie af ihn, dem bald all's z'eben,
Ihn muß mer wol hoch leben lassen!

Nach seinem Tode (25. Juli) widmete ihm Schlögl in der „Deutschen Zeitung" vom 24. August 1886 ein Erinnerungsblatt,

dem ich folgendes entnehme. Geb. 28. April 1805, verlor er seinen Vater, einen Papiermüller, der in einem Bach ertrank, frühzeitig und kam zu einem Metzger in die Lehre. Sehr anstellig beim „Viehtrieb", wurde er häufig ins Allgäu geschickt, wo sich seine angeborene Naturliebe immer reger entwickelte. Als 12jähriger Knabe führte er einen Fußwanderer auf dessen Einladung von Göppingen nach Lorch, Gmünd, den Rechberg und den Hohenstaufen. Durch seine ganze Art gewann er den Anteil des Fremden dermaßen, daß Der ihm beim Abschied sagte: „Christian, du gefällst mir; bleib bei mir, und wenn's jetzt nicht möglich, komm, sobald du kannst; in Stuttgart oder Tübingen erfrägst du mich: mein Name ist Wilhelm Hauff!" Bald nachher war der Dichter tot. Sein Lichtenstein blieb aber Schums Lieblingsbuch. Auf der Wanderschaft kam Schum nach Wien, wo er beim Bankier Geymüller, später bei der Nationalbank ein bescheidenes Unterkommen fand. 60 Jahre hindurch lernte er auf „Berg- und Waldlaufereien" das Landvolk kennen, wie wenige. Fast intim zu nennen war sein Verhältnis zu Ferdinand Raimund. Ein Jahr vor dessen Tod machte Schum mit ihm eine Schneebergpartie. Um 4 Uhr früh traf man sich vor Raimunds Besitzung, der schon völlig gerüstet stand. 14 Stunden marschierten beide, ohne daß ein Wort gesprochen worden wäre. Endlich ließ sich Raimund völlig erschöpft auf einen Baumstrunk nieder, senkte sein Haupt und seufzte tief auf. Plötzlich erhob er sich, wies nach der untergehenden Sonne und rief: „Christian! Schau doch, schau, wie schön ist die Welt und" (sein Gesicht verhüllend, mit gebrochener Stimme) „wie bös und undankbar sind die Menschen!" — Nach seinem Tode setzte ihm der Touristenklub auf dem Mödlinger Friedhof einen Obelisk mit der Inschrift: Dem Touristenvater Christian Schum. Geb. 28. April 1805, gest. 25. Juli 1886. Bei der Enthüllung des Denksteins war Anzengruber zugegen und widmete „dem Andenken eines wackeren Mannes" einen Kranz und ein paar schlichte Worte des Nachrufes. (Neue Freie Presse vom 26. Juli 1887.)

Zu Nr. 210. Die Briefe an Wilhelm Bolin hat Herr Professor Bolin im Sommer 1901 für diese Sammlung eigenhändig kopiert. — Zu Nr. 211. Die Briefe an Dr. Duboc nach den mir vom Empfänger 1901 anvertrauten Originalen.

Zu Nr. 229. Die Briefe an Fritz Mauthner verdanke ich freundlicher Mitteilung durch den Empfänger. Proben gab

Mauthner gleich nach dem Tode des Dichters in der Wochenschrift „Deutschland" 1890 Nr. 14 mit einbegleitenden, sicher charakterisierenden Bemerkungen über A. als Briefschreiber.

Zu Nr. 230. Die Briefe an Paul Lindau hat mir der Empfänger freundlichst in Urschrift zur Verfügung gestellt.

Zu Nr. 231. Den Brief an Eduard Dorn teilte mir, mit anderen, dieser frühere Direktor des Josefstädter Theaters gefälligst 1890 mit.

Zu Nr. 250. Der Brief an Franz Jauner nach dem Auktionskatalog. Vgl. dazu Rosners „Erinnerungen" S. 34 bis 36, 42—43. Jauner forderte den Vorschuß nicht zurück, obwohl die Komödie „'s Jungferngift" nicht durchgriff. Ueber Jauners sonstige Beziehungen zu A. vgl. die unten folgenden Briefe an Wilhelm Bolin (Nr. 253 u. 429) und Biographie S. 140 u. 149.

Zu Nr. 255. Die Briefe an Josephine Gallmeyer hat mir ihr Freund und Nachlaßverwalter Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Gustav Trebitsch zu Gebote gestellt. Die Briefe aus dem Jahre 1878 beziehen sich auf die für die Gallmeyer bestimmte Komödie „Die Trutzige". Die späteren Briefe aus dem Jahre 1883 gelten dem Wunsch, der in Graz wirkenden, von den Wiener Direktionen ganz unbeachteten Künstlerin ein Unterkommen im Wiener Stadttheater zu ermöglichen.

Zu Nr. 257. Die Briefe an Konrad Deubler nach dem Abdruck in dem Werk von Dodel-Port über Deubler. (Leipzig, Ellischer) 1896.

Zu Nr. 258. Herr Szika war der erste Berndorfer Michel im „Pfarrer", der erste Gelbhofbauer in den „Kreuzelschreibern" gewesen. Den Wegmachermartl in der Trutzigen hatte der Dichter dagegen, wie er der Gallmeyer am 28. August 1878 schrieb, aus ganz sachlichen Ursachen anders (mit Svoboda) besetzt. Das Schreiben, in dem A. Herrn Szika den Sachverhalt aufklärt, hat mir Frau Szika freundlichst übermittelt.

Zu Nr. 271. Die Briefe an Ada Christen (die ich schon 1890 kopieren durfte) hat mir ihr Gatte Herr Rittmeister a. D. Adalmar Breden aus dem Nachlaß neuerdings übergeben.

Zu Nr. 300. Die Briefe an Hrn. Grünecke vom 18. Februar und 3. März 1880 nach den vom Empfänger dem Museum der Stadt Wien gewidmeten Urschriften.

Zu Nr. 307 (Brief an Rosegger vom 13. April 1880). Im

Heimgarten vom Juni 1880 erschien das oben erwähnte aus dem Todesjahr von Anzengrubers Vater (1844) stammende Gedicht.

Galilei.

Gedicht von Johann Anzengruber.

Florenz, wo noch kurz die Freude wohnte
Und ihr lärmend leicht beschwingtes Heer,
Florenz war verstummt und Schweigen thronte
In den heitern Hallen, bang und schwer;
Stille Trauer füllte jeden Busen,
Bang' Erwarten jedes Edlen Herz,
Ihm, dem Hort des Friedens und der Musen,
Ihm, des Volkes Vater galt der Schmerz.

Herzog Cosmo war erkrankt, kein Schimmer
Süßer Lebenshoffnung lachte mehr,
Freunde standen in dem Sterbezimmer
Klagend, Aerzte ratlos um ihn her; —
Sieh', da ward die Thüre aufgerissen
Und vor's Lager, wo der Herzog schlief,
Zu des hochverehrten Kranken Füßen
Stürzt ein Greis und weint und schluchzet tief.

Aufgeschreckt von seinem leisen Schlummer,
„Galilei," ruft der Herzog, „du?"
„„Ich — ich bin es,"" spricht der Greis voll Kummer,
„„O verzeih dem Störer deiner Ruh'.""
„Sag, was bringt dich zu der ernsten Stunde
Aus dem fernen Padua zu mir?"
„„Fürst,"" versetzte der aus Herzens Grunde,
„„Nichts, als daß ich sterben will mit dir!""

„Nimmermehr," sprach Cosmo drauf voll Liebe
Und umschlang des treuen Freundes Hals,
„Leb der Wissenschaft noch lang, dem Triebe,
Der die Spur erhellt des Weltenalls,
Hoher Ruhm, ich sag's, wird dir einst strahlen; —
Doch, daß dich nicht reue deine Treu',
Flüchte vor des Ketzerrichters Krallen,
Nur so lang ich atme, bist du frei!"

„„Wie Planeten um die Sonne kreisen,
Also kreist mein Herz um dich, o Herr,
Mögen sie von dieser Stell' mich reißen,
Aber ich, ich weiche nimmermehr!““
Und so war es, zu des Herzogs Füßen
Saß der Treue dienend Tag und Nacht,
Seines Freundes Leiden zu versüßen,
Bis des Edlen Laufbahn war vollbracht.

Aber weh ihm nun! Nichts konnt' ihn retten,
Frech obsiegte seiner Feinde Hohn
Und man führte ihn nach Rom, in Ketten,
Vor des Inquisitors finstern Thron;
Denn der Unglückselige, er lehrte,
Trotz der Kirche, trotz der Bibel Spruch,
„Daß sich um die Sonne dreh' die Erde —“
War das nicht genug zu Bann und Fluch?

Und vor Mönche, kalte Philosophen,
Wahngenährt, umhüllt von Geistesnacht —
Wehe ihm, da war kein Heil zu hoffen!
Vor dies Tribunal wird er gebracht.
Abzuschwören zu der Kirche Ehre
Heißt man ihn sein giftig Heidentum,
Abzuschwören seine Ketzerlehre,
Knieend auf das Evangelium.

Wohl beschwört er, was ihm hehr und teuer,
Daß die Wahrheit sei, was er gelehrt.
Doch die Richter drohen ihm mit Feuer,
Drohen ihm mit Martern unerhört, —
Da — da faßt ihn Grau'n vor jenen Flammen,
Ganz betäubt, erliegend der Natur,
Sinkt der Greis, der schwache Greis zusammen,
Ach — und stammelt den unsel'gen Schwur.

Aber kaum noch war sein Wort verklungen,
Da besiegt die Scham, was ihn entmannt,
Und schon ist er wütend aufgesprungen,
Stampft den Boden, knirscht und ballt die Hand. —

„Sie bewegt sich doch!“ schreit er, „Ihr Thoren,
Werft mich auf den Scheiterhaufen hin,
Schnöde Lüge war, was ich geschworen,
Sie bewegt sich doch, so wahr ich bin!“

Und als hätte er durch diese Worte
Aufgeschlossen sich das Paradies,
Freudig ging er durch des Kerkers Pforte,
Freudig in das schaurige Verließ.
Freundestreue, Wissenschaft und Wahrheit
Hatten ihn des gold'nen Lichts beraubt —
Wohl dem Herrlichen, in ew'ger Klarheit
Strahlt ihr Kranz um sein unsterblich Haupt!

Zu Nr. 364. Die Briefe an Breitkopf und Härtel nach den mir von dieser Verlagshandlung gütigst übermittelten Urschriften.

Zu Nr. 379. Ueber die Beziehungen zu Robert Hamerling teilt Herr Dr. Rabenlechner im „Heimgarten“ (Dezember 1898) einiges mit. Im Juli 1883 traf an Hamerling das folgende Schreiben ein: Hochgeehrter Herr! Da Sie früher von Zeit zu Zeit die „Heimat“, mit deren Herausgabe nunmehr ich betraut bin, durch eine Gabe erfreuten, so wende auch ich mich bittlich an Sie, für den Fall, als Sie über irgend ein kleineres Gedicht noch keine Verfügung getroffen hätten, mir dasselbe gütigst — unter meiner Adresse — zukommen zu lassen.

Es käme mir eben jetzt, wo ich mich mit den Vorbereitungen zum neuen Jahrgang beschäftige, sehr erwünscht.

Ich würde es sehr albern finden, erst zu versichern, daß ich besonderen Wert darauf lege; aber von allem Geschäftlichem abgesehen, erfreut es mich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ohne Aufdringlichkeit Sie meiner Verehrung zu versichern, welche mich seit Jahren erfüllt und bei Nennung Ihres Namens oder Ihrer Schöpfungen den Hut rücken ließ.

Hochachtungsvoll ergebenst

L. Anzengruber, Herausgeber. Wien, VI. Hofmühlgasse 2.

In einem überaus warm gehaltenen Briefe erwiderte Hamerling, dieser Antwort gedenkt Anzengruber in dem Brief Nr. 379 an Rosegger. An demselben Tage schreibt er an Hamerling: Hochgeehrter Herr! Wenn mein Schreiben Sie wirklich erfreut hat, so haben Sie es durch das Ihre wett gemacht. Besten Dank für ihre freundlichen Zeilen und für Ihre Zusage.

Selbstverständlich hält sich die „Heimat" an den bisherigen Honorarsatz gebunden und bis Ende August zu warten, erkläre ich mich gerne bereit.

Wien, 2. August 1883.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

L. Anzengruber.

Oktober desselben Jahres trat Anzengruber in Graz als Vorleser auf. Bei dieser Gelegenheit lernten sich die beiden Dichter persönlich kennen (s. o. Brief Nr. 385 und den Artikel von Richard Heuberger, Deutsche Kunst- und Musikzeitung vom 1. August 1890 und Biographie S. 140 u. 268. Nach Hamerlings Tod unterschrieb Anzengruber den Aufruf für das Hamerling-Denkmal in Graz; freilich nicht, ohne daß der damals arg verbitterte Dichter seiner Stimmung Luft machte in dem Spruch:

Dichters Los.

Der Wahrheit wird im Leben man
Durch viele Beispiel' satt,
Daß doch die Welt für Denker nichts
Als einen Denkstein hat.

Die Genauigkeit, mit der Anzengruber auch sonst seiner Herausgeberpflicht genügte, bezeugen außer den Briefen an Rosa Fischer — Beilage E — seine von Edmund Wengraf (Wiener Allg. Zeitung vom 11. Dezember 1890) mitgeteilten Zuschriften und eine Reihe anderer mir von Hrn. Heller und anderen gütigst zugesandten Briefe, auf deren Abdruck aus räumlichen Rücksichten verzichtet werden muß.

Zu Nr. 405. Der Brief an Professor Alfred Klaar nach dem Original. „Das Lied vom Leiden" in den Werken, Band V. S. 251—252 nur bruchstückweise mitgeteilt.

Zu Nr. 453. Die Briefe an Herrn Heinrich Jacobsen nach den mir freundlichst überlassenen Originalen.

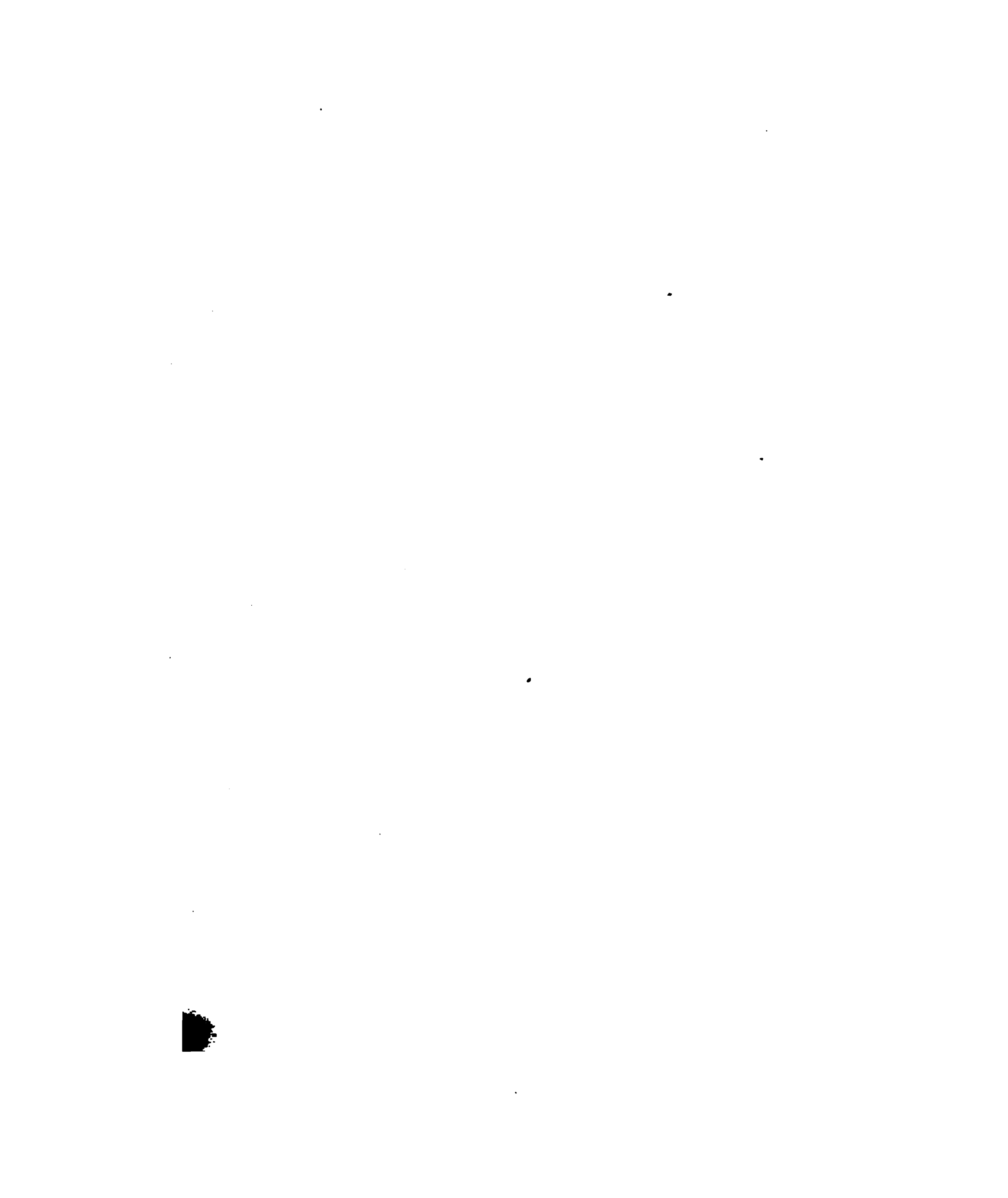
Zu Nr. 464. Der Brief an Ludwig Gabillon nach dem Original im Besitz von Hofschauspieler Thimig.

Zu Nr. 485. Der Brief an Professor Erich Schmidt nach dem mir vom Empfänger freundlich anvertrauten Original.

Zu Nr. 497. Die Visitkarte an Herrn Dr. Emil Reich nach dessen mir gefälligst übermittelter Kopie.

Zu Nr. 501. Die Zeilen an Ernst Juch nach dem mir von meinem verehrten Freunde überlassenen (gegenwärtig in meinem Besitz befindlichen) Original.

Beilagen



A.

Der Vormund Ludwig Anzengrubers

(Andreas Schumacher*).

Im Winter dieses Jahres starb zu Wien Andreas Schumacher, eine reich und tief angelegte Dichternatur und eines der besten deutschen Herzen, welche am spanischen Systeme ihres hoffnungslos geliebten österreichischen Vaterlandes sich wund und tot zerlebt.

Es gibt Weine, welche an Ort und Stelle durch Geschmack, Duft, Feuer und Süße eine hohe Meinung von ihrem Wert erregen, aber schon wenige Meilen weiter keinen Preis und keinen Kurs mehr haben, niemandem munden, niemandem bekannt sind. Ein solcher Wein war Andreas Schumacher.

Ueberschaue ich sein Leben und seinen Nachlaß, so finde ich ihn reicher als viele andere, welche berühmter sind. Nicht leicht ist der selten und eigen geartete Mann zu erklären. Ein gewisses Zuviel und Zuwenig haben wir wohl alle; aber Schumacher hatte es in einer Unausgeglichenheit, daß eines das andere nicht steigerte oder mäßigte, sondern daß das Mäßige noch geringer, das Steigende noch schroffer und steiler wurde. Mangel an Kunstbildung würde ich bei jedem anderen sagen; aber Schumacher kannte die Kunst, liebte sie, hatte Selbstkritik,

---

*) Vgl. oben Bd. I, S. 47, wo auf diese aus dem Jahre 1868 stammende Eingabe Ferdinand Kürnbergers an den Wiener Zweigverein der deutschen Schillerstiftung hingewiesen wird.

hätte wohl auch Fleiß und Zucht gehabt; — Kränze waren ihm erreichbar, aber er wollte nicht Kränze, nur Blümchen am Wege. Er hatte ein zu tiefes, prophetisch-leidenschaftliches Gefühl für Oesterreichs große Geschichtsaufgaben, als daß er glauben mochte, es handle sich in Oesterreich um einen Geibel, um geschliffene Gläser und geschmackvolle Tafelaufsätze. So überließ er sein Dichten dem Zufall.

Ich finde im Umfange seines Talentes das ganze Repertoire der übrigen „vaterländischen Dichter". Er ist ein so weiser, gemütlicher Oesterreicher, wie die berühmtesten Generalpächter der vaterländischen Gemütlichkeit, aber — er pachtete sie nicht. Er hat nicht jene geistige Leerheit, welche ein ganzes Leben in Gemütsspielereien vertändelt und in der Gewitterschwüle des Metternichischen Systems nichts weiter empfand, als daß es hübsch warm zum Baden sei.

„Schauen durft' ich jede Blöße
Dieser armen, nackten Welt,
Und dies Herz, nicht ohne Größe
Ward es in den Kampf gestellt."

Wer sich so hören läßt, der ist zum Johann Gabriel Seidl oder zum Johann Nepomuk Vogl verdorben.

Und doch ist er auch wieder kein Karl Beck oder kein Anastasius Grün. So wenig wie die österreichische Gemütlichkeit pachtete Schumacher den vormärzlichen österreichischen Liberalismus, diese so äußerst ergiebige Ruhmesdomäne. Er empfand zu dichterisch dazu! Er ahnte denn doch, daß die Fichte am Nordpol und die Palme in der Wüstenoase sich nicht um Verfassungsfragen zu kümmern brauchen. Ueberhaupt war er mehr als liberal, nämlich revolutionär, und hätte in dieser Beziehung am liebsten gehandelt, anstatt gesungen.

Herz mein Herz, du wirst verbluten,
Wenn du dich nicht rasch ermannst,
Kräfte, die zu lange ruhten,
Nicht zu neuen Thaten spannst.

Nicht die Ruhe der Entsagung
Hält die Macht der Sterne auf, —
Ihr Gericht nimmt trotz Vertagung
Unerbittlich seinen Lauf.

Rein praktisch empfand er die Aufgaben, welche bevorstanden, und war gar nicht der Mann dazu, sie rhetorisch zu verwerten. Ueberhaupt ist Schumachers Dichtweise gänzlich entblößt vom rhetorischen Element — und wie viel erklärt das! In Diana und Endymion charakterisiert Viktor Strauß einen Mann und sagt, er sei gewesen wie ein voller Pumpbrunnen, welcher darum kein Wasser gibt, weil er zu voll ist! Bei diesem Bilde muß ich immer an Schumacher denken.

Nicht leicht kann z. B. ein Dichter ein schöneres Natur- und Heimatsgefühl haben als dieses:

Einst war das Leben milder —
Das sagen mir die Bilder
Der schönen Jugendzeit;
Aus Wald und Büschen sprangen,
Aus Seen und Wolken klangen
Begeist'rung und Verlangen
Und Dichterseligkeit!

Wer sah in niedern Hütten
Des Volkes fromme Sitten
Und hat es nicht geliebt?
Sein Jauchzen und sein Klagen
Hat an mein Herz geschlagen,
An seinen heitern Sagen
Hab' ich mein Ohr geübt.

Auf dieses Naturgefühl haben andere Dichter ganze Existenzen gegründet. Schumacher war zu voll dazu. Sein historisches und philosophisches Gefühl eilt schon auf den nächsten Blättern zu Stoffen wie: Lamennais in Rom — Der Brillenschleifer von Antwerpen, und dabei kommen Seen und Wolken freilich nicht zu ihrer ganzen poetischen

Geltung. In seiner Brust schneiden sich gar viele Kreise und Kreissegmente; — aber wer beschreibt, welche Rosette sie bilden, und ob sie eine bilden? Männlich-schön ist es und ein erhabener Kontrast zu jenen Dichterlingen, welche am liebsten ihren eigenen Dichterruhm besingen, daß Schumacher selbst — das Zweifeln, das Verfehlen und Versagen bekennt.

Nicht alle, die nach Mekka reisen,
Schauen das Grab
Und Pilger auf Schiffen von Holz und Eisen,
Die „Maria den Stern des Meeres" preisen,
Sinken hinab!
Um den Segen des Berges steigt
Der Knapp in die Grube nieder;
Wenn der Tag zur Rüste sich neigt,
Kehren nicht alle wieder!

Ja, zuletzt macht der Dichter ein Testament der Vergessenheit, wie es nur groß angelegte Naturen machen können, welche einen Bruch ihrer Natur fühlen, aber nicht eitel genug sind, ihn zu verbergen.

Laß mich ruhen in der Erde
Weil ich pilgernsmüde bin;
Ob ich Staub, ob Seraph werde,
Schlicht es, Herr, nach Deinem Sinn.

Aber laß, o laß mich schlafen
Nach der bang durchwachten Nacht,
Lechzend treibt das Schiff zum Hafen,
Das Du in den Sturm gebracht.

Eine Schreckenswolke sende
Blitzesschwanger mir herab
Und verhülle, wie mein Ende,
Auch, was drüber ist, das Grab.

Was sie sagen, was sie träumen,
Mag es durch die Stoppeln wehn,
Die auf den verlaßnen Räumen
Eines öden Hügels stehn.

Und kein Stein, kein Zeichen künde,
Daß mir eine Thräne floß;
Wenn ich endlich Ruhe finde,
Sag' ich auch vom Ruhm mich los.

Wahrlich, Schumacher war ein Dichter! Er besaß die Poesie als eine intensiv und energisch glühende Sachlichkeit; die Poesie des Wortes nur gelegentlich und ohne sie zu suchen. Ich glaube, es ist nicht einmal je eine Sammlung seiner Gedichte erschienen; sie sind uns nur aus Wiener Zeitschriften und Taschenbüchern bekannt. Seine schwächste Seite war die Prosadichtung der Novelle und des Romans, eine seiner stärksten dagegen die Theaterkritik. Jenes Knabengeschwätz, welches sich in der Verhimmelung unseres Theaters gefiel und dasselbe fast zum einzigen Mittelpunkt unserer vormärzlichen Interessen hinaufschwindelte, fand in Schumachers gediegener Bildung ein goldschweres Gegengewicht.

Als ein hohes Verdienst muß ihm endlich der österreichische Landsmann eine politische That zurechnen, von der ich schließlich noch sprechen will.

Bekannt ist das japanesische Kuriosum, daß das ganze vormärzliche Wien nur zwei politische Zeitungen besaß: die k. k. priv. Wiener Zeitung und den „Beobachter". Beides Regierungsblätter. Während nun die übrigen Liberalen sangen, schimpften, etwa einen Aufsatz in die „Grenzboten", ein Gedicht ins Gutenbergalbum sandten oder gar den Namen Herwegh auszusprechen wagten, bewarb sich Schumacher um die Konzession — zu einem dritten politischen Blatt!! Das Unterfangen war ungefähr so, als ob er vom Kaiser die Krone verlangt hätte. Ein österreichischer Unterthan, welcher neben und außer der Regierung Politik treiben will! Zehn Jahre früher hätte diese Zeitung Spielberg, Munkacs und Kufstein geheißen, im Jahre 1846 aber hatte Schumacher die Morgenluft richtig gewittert, seine „Gegenwart" durfte erscheinen und — wöchentlich einmal einen Auszug aus der „Augsburger

Allgemeinen" bringen! Das Erstaunen war allgemein. Auf natürlichem Wege war das Weltwunder nicht zu erklären. Die Weisesten raunten sich zu: Schumacher sei — Polizeispion, denn nur durch solche Verbindungen könne solche Gunst der Götter gewonnen werden.

Leicht ist's heute, über diese Dinge zu lachen, aber damals waren sie in Oesterreich noch fürchterlich ernsthaft. Auch der Auszug aus der „Augsburger Allgemeinen" konnte in gewandter und charaktervoller Hand eine Waffe werden. Leider war Schumacher an die Zahmheit eines Wiener Bürgers gebunden, welcher das Geld hergegeben, und eh' sich die „Gegenwart" nach allen Seiten noch durchgenagt, spülten sie die Fluten des Jahres 1848 hinweg.

Als Revolutionskämpfer verschwindet Schumacher. Wohl mag sich ein Dichterherz den Freiheitskampf glühendschön träumen, aber ist er da, so merkt er, daß er Parteikampf ist, und daß zum blutigen Parteikampf mehr Brutalität und Gewissenlosigkeit gehört, als ein deutscher Dichter aufzubringen vermag. Schumacher spielte keine hervorragende Rolle, aber auch die gespielte trug ihm Kerker und Elend ein. Von Kufstein entlassen, war der frühgealterte Mann invalid, gebrochen, dem Leben verloren. Fünfundsechzigjährig starb er in diesem Winter (1868) an einer Herzerweiterung.

Schumacher hatte früh geheiratet und hinterläßt — mittellos — eine Witwe und Töchter, welche sich spärlich von Handarbeit nähren. In seiner bürgerlichen Stellung war Schumacher Sekretär der ersten österreichischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, welches Amt er — unheilvoll — zu Gunsten der „Gegenwart" aufgab. Aus dem Kerker entlassen, fristete er sein Leben durch elend bezahlte Uebersetzungen von Feuilletonromanen für die alte „Presse". Er besaß glänzende Sprachkenntnisse; außer dem Französischen, womit man im vormärzlichen Oesterreich allein schon „ein Gebildeter" war, las und sprach er englisch, italienisch, spanisch — angestaunte Luxusartikel, die sich vor 40 Jahren

nur unsere höchste litterarische Aristokratie erlaubte. Er war der erste, welcher in Oesterreich Uebersetzungen nach Byron versuchte, in seinem Nachlasse finde ich Konzepte nach Calderon u. s. w.

Die Wiener Zweigstiftung hat sowohl an Schumacher als seiner Witwe wiederholt ihr Amt geübt. Für die letztere thut aber eine lebenslängliche Pension dringend not, um diese erlauben wir uns die Zentralstiftung anzugehen.

Ich stelle den Antrag: der Witwe Schumacher für das laufende Jahr, wo der Verlust des Ernährers noch eine frische Wunde ist, eine Gabe von 100 Thalern, für die folgenden Lebensjahre aber eine lebenslängliche Jahrespension von 50 Thalern zu bewilligen.

Letzteres reicht ohne Zweifel nicht zu und die Zweigstiftung wird ab und zu noch manches daran zu supplieren haben: ich wage aber keinen höheren Antrag zu stellen, denn Schumacher war kein „berühmter" Dichter und ist in Deutschland wahrscheinlich unbekannt.

Ferdinand Kürnberger.

B.

„Tod und Teufel."

Anzengrubers erste gedruckte Dorfgeschichte.

Vorbemerkung.

Einem freundlichen Ungefähr danke ich die Bekanntschaft dieser anfangs der siebziger Jahre in einer seither verschollenen Zeitschrift gedruckten Dorfgeschichte Anzengrubers. Der Dichter hatte im Jahre 1884 für meinen ersten, 1886 in „Westermanns Illustrierten Monatsheften" veröffentlichten biographischen Versuch eine Reihe jugendlicher Arbeiten zu Gebote gestellt: „Gedichte aus der Werdezeit: Chaos" betitelt; allerlei Schnurren und prosaische Schriften aus der von ihm selbst so genannten prähistorischen Zeit. Dazumal aber fand ich so wenig, als unmittelbar nach seinem Tode, in den Tagen und Jahren, in denen mir zur Ordnung und Herausgabe der für den Cottaschen Verlag bestimmten Gesamtausgabe sein Schriftenkasten anvertraut war, die im folgenden mitgeteilte Geschichte, die den Namen „Tod und Teufel" trägt. Auf die Spur brachte mich L. Rosner, ein alter Freund des Dichters und sein erster Verleger, der mir im Frühling 1901 vier Blätter sandte mit dem Obertitel: Beilage zu Nr. 1 (bezw. 2, 3, 4) des „Gemeindeboten", die den Anfang und die ersten drei Fortsetzungen einer „Geschichte von Ludwig Gruber: Tod und Teufel" enthielten. Gleich die ersten Absätze der Ortsschilderung

und nun gar alle folgenden ironischen und ernsthaften Betrachtungen über Tod, Teufel, Ewigkeit ließen mir keinen Zweifel, daß ich hier eine, in Einzelheiten unbeholfene, im ganzen aber echt Anzengrubersche Erzählung vor mir hatte. Nun hieß es nur noch, den Schluß der Geschichte zu stande zu bringen. Im Zettelkatalog der Wiener Hofbibliothek, den mir Amanuensis Privatdozent Dr. R. F. Arnold freundlichst aufschlug, war neben allerhand in Provinzorten publizierten „Gemeindeboten" auch ein vom Jahre 1872 ab in Wien erscheinender, von J. Wagner herausgegebener „Gemeindebote" verzeichnet. In dessen II. Jahrgang stand nun nicht bloß in Nr. 1—6 (vom 7. Januar bis 11. Februar 1872) die Geschichte „Tod und Teufel", sondern in Nr. 7 des „Gemeindeboten" begann auch eine andere „einfache Dorfgeschichte von Ludwig Gruber: Die Polizze", d. h. diejenige (aus dem Jahr 1868 stammende) Erzählung, die Anzengruber selbst späterhin der Sammlung seiner „Dorfgänge" einreihte (heute Gesammelte Werke, IV. Band, S. 263). Endlich fand sich eine gedruckte Pränumerations-Einladung der Redaktion des „Gemeindeboten", die ausdrücklich anzeigt: sie sei in der Lage, eine Geschichte vom Autor des „Pfarrers von Kirchfeld" mitzuteilen. Zu diesen äußeren Gründen für die Autorschaft unseres Dichters kommen für den Kenner von Anzengrubers Stil und Denkart sehr triftige innere Gründe: das in „Tod und Teufel" noch recht kindlich behandelte Motiv, abergläubische Anwandlungen segensreich und erzieherisch auszuschöpfen, hat Anzengruber 1878 in der Kalendergeschichte „Treff-Aß" mit überlegener Laune und Kunst wieder aufgegriffen. Die Klaue des Meisters zeigt sich nach meiner Empfindung aber schon in „Tod und Teufel", einer Geschichte, die sehr bezeichnend in eine Verherrlichung Kaiser Josephs ausläuft.



…od und Teufel.

Eine gute halbe Stunde außerm Ort lag die kleine Hausung des Bauers Kohlhuber mit ihren paar ärmlichen Grundstücken, die sich um das Haus herum an der Bergsteige hinflickten, und von der Straße, die im Bug um den Berg läuft, nach dem Ort zu hübsch artig zugeschnitten wurden.

Was einer hat, das gibt er aus, heißt's bei schweren Zeiten — und diese waren, obschon der besagte Hans Kohlhuber ein gutes Jahrhundert vor uns gelebt und gedarbt hat, — Schmalhans war sein Küchen- und Michel Federkiel sein Zapf- und Kellermeister; dazu hatte er ein Weib, eine dralles, junges Ding, die sich's nicht vorstellte, daß sie, die ihren Hans so gern hatte, auf einmal doch ein Mehreres verlangen sollte als ihn, aber Essen und Trinken hält Leib und Seel zusammen, und die Lieb steckt in Leib und Seel zugleich; wenn diese auseinander zu gehen anfangen, hört sich die Liebe ziemlich auf. Das oder so ähnlich hat's auch die Marie-Ann' oder Anne-Mirl ihrem Hans Kohlhuber vorgestellt und ihn gebeten, er möge doch zusehen, daß was vorwärts ginge; — noch hatte Hans einen Nachbar, und dessen kleines, den andern Bauern vom Dorf zu sehr entlegenes Gut stand bald um ein Billiges abzulösen, dadurch hätte sich jetzt Gelegenheit ergeben, wie Frau Anne-Mirl meinte, daß man sich's größer mache, . . . daß sie sich auch einmal wieder einen neuen Kittel und Spenser und eine anständige Frauenhaube machen könnte, denn das, was sie davon habe, sei ihr am Leib alt geworden und sie schäm' sich schon Sonntags in der Kirche vor den anderen Weibern — . . .

Hans sagte nichts darauf.

Dann, meinte sie, könnte er sich's teure Wirtshausgehen ersparen und ein Fassel Bier ins Haus legen — . . .

Hans wurde freundlicher, doch sagte er wieder nichts darauf.

Zuletzt, bemerkte sie, könnt' man nach und nach ein Stück Vieh ums andere einstellen, einen Batzen nach dem anderen in die Lade legen, und das würde ihren Kindern sehr zu gute kommen, denn obwohl sie noch keine hätten, so wär' sie fest überzeugt, daß sie schon noch kommen würden. —

Hans schmunzelte und klopfte seine hölzerne Pfeife auf der Tischkante aus und fuhr mit dem Fuß — einen Gassenhauer pfeifend — durch die Asche.

Jetzt kam der Schluß: zu dem End aber, um das Gärtchen des Nachbars anzukaufen, sei's nötig, daß er nicht mehr das Wirtshaus besuche und nicht mehr spiele, und mit dieser Entsagung sollte er schon den Anfang machen.

Wer nicht wollte, das war er.

Und nun fingen die beiden Leutchen an zu streiten, daß es nur belferte und gellerte im kleinen Haus. Mittlerweile aber leuchtete der Mond so friedfertig durchs Tannengezweig des Berges hinter dem Häuschen, auf welchem eine alte Ritterburg, noch zerstört in den Hussitenkriegen, stand — rauschte drüben am andern End' der Landstraße, wo kreideweiß die Schranken standen, hinter denselben der Bach murmelnd und plätschernd dahin, und friedlich wehte ein kühles Abendlüftchen. Die Walpurgisnacht war heute so friedlich und schön, daß man ganz vergaß, daß eben heute die Natur voll Spuk und Schnacken und Schnurren und geheimer Greuel sein sollte; die Hexen hatten das schönste Wetter, um auf den Brocken zu fahren.

Je stiller und friedlicher es aussah in der Freie, je lärmender ward es im kleinen Häuschen, und die beiden Eheleut' schienen gerade im besten Zuge, einen häuslichen Hexensabbath zu feiern.

Kam dem Hans so eine ähnliche Idee, in der ihm seine Ehehälfte wie eine Hexe erschien, oder war das sein Kern-

und Leibfluch, kurz er wünschte: daß ihn der Tod und sein Weib der Teufel holen möge! Und damit holla! Sprach's und stieg eiliger als ein Dieb über seinen eigenen Zaun, während er vor, neben und hinter sich Gegenstände zu Boden fallen und in Scherben gehen hörte, was ihm die Ueberzeugung beibrachte, daß Anne-Mirl das Sparsystem nur wegen „dem neuen Kittel" in Anschlag gebracht hat, da eine wahrhaft sparsame Hausfrau ihr Küchengerät nicht auf die Straße wirft; man könnte zwar glauben, sie habe es scheuern wollen und diesmal das Geschirr zum Sand geschickt, statt wie andere Hausfrauen den Sand zum Geschirre holen.

Das Ganze sind übrigens Betrachtungen, die unser Kohlhuber Hans nicht im geringsten anstellte, ihm schien ein derlei Auftritt bereits den Reiz der Neuheit verloren zu haben, und weder an Leib noch Seele davon verletzt, hatte er bald den Bug der Straße hinter sich, so daß er sich frei aufatmend umsehen konnte, ohne mehr im stande zu sein, sein weißschimmerndes Häuschen mit seiner eben noch zankenden Insassin zu gewahren. Der Berg stand jetzt vor, als hätte er's in seinem Schoß vergraben; vor ihm aber unter dem sternenklaren, lichten Nachthimmel, wie unter einem Glassturze so „nieselsauber", lag das nette Dörfel, auf das er wacker losschritt.

Die arme Anne-Mirl weinte dieweil zu Hause.

In der Dorfschenke ging's recht lebhaft zu, dort hatte man es keineswegs vergessen, daß heute Walpurgisnacht war, und von Hexen und Nachtunholden, Truden, von Vampiren und Kobolden und anderm Spuk war heute einzig und allein die Rede. Inmitten des Kreises der Gäste saß der gelehrte Schulmeister, der viel gelesen hatte und auch viel erfahren haben wollte von derlei, und ihm zuhörend schlürften die Bauern mit behaglichem Schauern und Grausen ihren Wein; die Frau Wirtin und ihre Mägde, die in einem Winkel zulosten (horchten), zeigten auf ihren bloßen Armen die sogenannte Gänsehaut, die die männlichen Zu-

hörer freilich glücklicherweise mit den weiten Aermeln des Bauernhemdes decken konnten. Von Zeit zu Zeit, wenn die Geschichte so recht graulich wurde, oder wenn so ein Stück wilden Volkshumors in einem Hexenstückchen vorkam, da ertönte aus dem Frauenzimmerwinkel der Stube ein Aufschrei des Staunens und Gelächters, das aus einem Stoßlaut bestand, wie etwa die Gänse aufschreien, — so z. B. wenn der Schulmeister erzählte, daß einen beherzten Bauernburschen des Nachts, acht Tage hintereinander, zwei Katzen besuchten, bis ihn das Ding ängstigte und er, Unrat witternd, sich mit Weihwasser versah; als die Katzen wieder kamen, besprengte er sie mit Weihwasser, und jede mußte sich nun beim rechten Namen nennen — denn es waren alle beide wahrhaft nur Hexen —, was sie denn auch, kläglich miauend, thaten, dann packte er beide und hieb ihnen mit einem scharfen Beil über dem Hackblock die Schwänze ab. Des anderen Tages drauf waren zwei übel beleumdete Weiber im Orte wirklich auf den Tod krank, und unser pfiffiger Bursche wollte sich zu tot lachen, als er hörte, der Bader hätte sie, gefragt, was ihnen fehle?!

Eben erzählte der Schulmeister, wie im Banat die Vampire ihr Unwesen trieben, so daß zuletzt an nahezu dreißig solcher Toten, die noch spuken und blutaussaugen gingen, wieder ausgegraben werden mußten und man ihnen einen Holzpfahl ins Herz treiben mußte, worauf der Spuk ein Ende nahm ... Wie der Vampirismus erblich sei, indem der vom Vampir Ausgesogene wieder ein Vampir werden müßte; — wie eine arme Mutter daher entsetzt war, als die ganze Sippe durch Vampire umgekommen; — sie allein mit ihrem kleinen Kind blieb über und fürchtete sich, von dem Vampir ausgesogen zu werden, mehr um des Kindes willen, dem sie dann selbst das Blut aussaugen sollte; sie soll daher, als der Vampir doch zu ihr kam, die Anzeige erstattet und begehrt haben, daß man, so sie sterbe, ihr gleich den Holzpfahl ins Herz treibe, damit ihr Kind gerettet sei ...

Der Schulmeister war eben daran, auszumalen, mit welcher Höllenangst die arme Mutter im Bette lag, im einsamen, ausgestorbenen Gemach, das Kind an ihrer Seite — wie sie betete — da, plötzlich strich ein eiskalter Wind durchs Zimmer — die Klinke der Thür bewegte sich — die Thür ging auf ...

„Jesus, Maria und Josef!“ kreischten die Weiber auf, den Schulmeister unterbrechend; die ganze würdige Versammlung fuhr erschrocken zusammen, denn die Thür der Gaststube that sich rasch auf und herein trat ... zwar kein Vampir, sondern unser ehrlicher Kohlhuber.

„Grüß Gott miteinander,“ sagte er.

Man schämte sich jetzt recht der allgemeinen Furcht, und der Schulmeister, alles seiner meisterlichen Erzählungsweise beimessend, schmunzelte mit großer Selbstbefriedigung. Noch einmal mußte er die Geschichte von den Vampiren frisch von vorne beginnen, wozu er sich gern verstand. Immer tiefer, immer dunkler brannten die Lichter, deren Dochte man im Eifer des Hörens zu kürzen ganz vergaß, und immer nachtschwarzer wurden die Geschichten des Schulmeisters; die Gespenster wuchsen aus jedem Astloch der Diele heraus und trieben heillosen Spuk.

Schauernd, aufgelöst in Entsetzen und von der dümmsten Furcht — weil sie die Furcht ist, die sich vor einem Nichts fürchtet und daher nach allen Seiten ohne Rat sich ängstigt —, von der Gespensterfurcht befangen, saß die Gesellschaft stumm da, bis der Schulmeister erklärte, es wäre für ihn Schlafengehenszeit. Auch die anderen alle waren für den Aufbruch, denn keiner mochte heute weit allein gehen und suchte Begleitung.

„Ja, ja,“ sagte salbungsvoll der Schulmeister, „heute ist eine böse Nacht für jeden Christmenschen, da soll jeder den Freithof und andere Spukstätten, als: alte Burgen und Schlösser meiden, denn wie leicht nimmt ihm Entsetzen den Verstand, wie der seligen Tipold Liese, die im vor'gen Jahr in der Walpurgisnacht am Freithof vorüberging,



plötzlich zu schreien anfing, ausriß und taumelnd dem Steg zurannte — wie ich's von meiner Wohnung aus selbst gesehen, und dort den Steg kopfüber in den Bach stürzte und schon jämmerlich ertrunken war, ehe Hilf' kommen konnte. Viele sagten freilich, sie hätt' damals eins zu viel übern Durst getrunken, das kann auch mit wahr sein, denn eben wer an solchen Tagen trinkt, flucht und lästert, der sieht nicht allein die Geister, sondern der gibt ihnen sogar Gewalt über seinen Leib und seine Seele."

Dem Kohlhuber Hans fiel's jetzt schwer aufs Herz, daß er sich nicht ganz rein wußte und er, außer getrunken zu haben, sich noch seines Fluches erinnerte.

Damit war die Gesellschaft von dannen getrabt, die lange Straße des Dorfes hinab, da verlor sich einer und da der andere, zuletzt gingen nur schweigend der Schulmeister und unser Kohlhuber nebeneinander einher, am Ende des Dorfes war das Schulhaus, aus dessen leeren unbeleuchteten Scheiben der Mond gespenstig widerschien.

„Gute Nacht," sagte der Schulmeister und setzte den Schlüssel ins Loch der Hausthür.

„Gute Nacht, Herr Schulmeister," sagte Kohlhuber und blieb unschlüssig stehen.

Knarrend ging die Thüre auf, der Schulmeister verschwand hinter derselben — jetzt knackte das Schloß noch zweimal von innen zugedreht — jetzt bellte von weitem ein Hund — dann ein zweiter, ein dritter — ein Hahn schien träumend zu krähen — dann war's still, ganz still, nur ein leises Wispeln und Nicken, ein Schütteln und Wehen ward hörbar über den Berg her durch die weite Ebene.

Kohlhuber stand noch immer nachdenklich am Ende des Dorfes und sah zur Straße nieder, als wollte er die Steine zählen. Jetzt rückte und reckte sich's auf dem Turm, der Hammer hob an, setzte aus und hämmerte in die lautlose Stille: Dreiviertel auf zwölf Uhr.

Bedenkliche Zeit!! —

„Tod und Teufel,“ brummte Kohlhuber, schlug sich aber, zu Tod erschrocken, sogleich selbst wieder aufs Maul und stierte besorgt die Straße hinab, besonders die Schatten schienen ihm verdächtig, als wollten sie sich jetzt recken und strecken und irgend ein Stück von Schatten sich vom Ganzen losreißen und in irgend einer schauerlichen Gestalt auf ihn zuschreiten; er wendete rasch dem Dorf den Rücken, dafür hörte er aber hinter sich um so schärfer ... er hatte oft Geschichten erzählen gehört, worin ein Gespenst einem harmlosen Wanderer, hui, den Kopf mit dem Gesicht nach dem Rücken dreht ... Dieses Fürchten vor etwas hinter sich und doch nicht hinter sich schauen wollen beengte ihm seine Halsmuskeln so, daß er beinahe schon des Glaubens war, ein Geist habe ihn schon in den Klauen und übe sich, ihm in ganz kleinen Rucker- und Dreherchens den Hals umzudrehen. Er schlug ein paar Kreuze und schritt gewaltig aus. Die Stille ward ihm zuletzt unerträglich, er machte seinem gepreßten Herzen Luft und sang erst folgenden Gassenhauer:

„Nachts da leuchten d'Stern so fein
Und der Mond in ihrer Mitt',
Bei der Nacht muß's helllicht sein,
Weil man sonst in alles tritt!“

Er lachte, sich selbst ermutigend, laut auf und trabte lustig weiter und sang:

„Zwei G'spenster dö hab'n neulich
Am Freithof sich g'rauft,
Ihre Beiner um a Seel'nmeß
Ein' Drechsler verkauft!“

Er lachte wieder laut auf, — diesmal aber lachte ihm etwas nach, er blickte bedenklich um sich und hob dann kecker wieder an: „Ich thu mich net fürchten.“

Es war ihm schon beim ersten Wort, als ob etwas mitsänge, darum hielt er bei der ersten Zeile ein.

„Fürchten," sang es ganz deutlich nach.

Er schlug ein Kreuz, lächelte dann aber vor sich hin, im Bewußtsein, daß er und der Wein in ihm zwei Schelme seien, die einander was vormachten, was gar nicht sei — und brummte, diesmal aber schon etwas bedächtiger: „Und geht's wie der wöll'! ..."

Kalter Angstschweiß brach ihm jetzt aus, da er es eben so unverständlich, wie er es vorbrummte, nachsummen hörte.

Er blickte um sich, woher das Echo kommen könnte; er war nur etliche Klafter mehr von der hohen Mauer des Kirchhofs entfernt, — der auf der Landstraße, nach seinem Gehöft zu, etwas außer dem Dorfe lag, — ihm schwankten die Kniee, — er wendete sich um ... plötzlich war es ihm, als stellte ihm einer ein Bein, und mehr tot als lebendig, rollte er einen kleinen Hügel herunter, bis unter eine niedere Stelle der Mauer, — im Rollen war es ihm, als ob sämtliche Leichensteine, Kreuze und Male, die ober der Mauer herauslugten, sich streckten und reckten, als wollten sie geradezu über ihn herfallen.

Eisiges Entsetzen faßte ihn aber, als ein Engel, der auf dem Grabmal einer uralten Reichsgrafenfamilie tagsüber — das hatte er tausendmal gesehen — fromm gegen Himmel wies, jetzt auf einmal gegen ihn ausholte, als wollte er ihm mit der Marmorhand einen Denkzettel herunterwischen.

Mit einem Angstschrei lief er ab von der Landstraße, hinüber über ein ödes Heideland, bis er am Saum des Berges geborgen unter den mächtigen Tannen wieder leichter aufatmete.

Von diesem Waldsaume führte ein Steig über den Berg, bis auf den Gipfel, und von da wieder auf der anderen Seite abwärts; gerade seinem Häuschen im Rücken endete der Waldweg, und er war daheim ohne viel weiteren Umweg als höchstens von einer Viertelstunde, die auch nur durchs Klettern und mühsameres Aufwärtssteigen eingebüßt wurde. Der Mond leuchtete so freundlich zu den Wipfeln

der Tannen herein, daß unser Hans den ganzen Geister-spuk vergaß und wohlgemut unter den schlanken Bäumen hinging und meinte, das sei schöner als ein von Lichtern strahlender Rittersaal, der dazu so vieler Ampeln bedürfe, während dem herrlichen Wald mit der einen Mondampel gedient sei.

Indem er so zum besten mit der Natur ausgesöhnt war, trabte er hin, ließ die alten Tannennadeln, die abgefallen zu seinen Füßen lagen, unter der Sohle knistern, hörte hin und wieder einen bekannten Schrei irgend eines Waldbewohners. Den Gipfel hatte er fast erreicht, als plötzlich vor ihm das schwarze Gemäuer der zerstörten Burg auftauchte, das stimmte seine harmlose Seele schon um etliche Grade nachdenklicher, denn der erfahrene Schulmeister hatte ja eben heute versichert, daß alte Burgen und Schlösser nicht viel besseres seien heute nacht als die Friedhöfe, nämlich Spukstätten böser Geister.

Er hatte die Ruine so gut wie vergessen, und jetzt stand sie leibhaftig vor ihm, es drängte ihn gewaltig, umzukehren, wäre nicht plötzlich eines gewesen: die Neugier. Hätte er die Gespenster des Friedhofes überraschen können in ihrem Treiben, so hätte er die blauen Flecke, die er sich gestoßen und gefallen hatte, gerne in Kauf genommen, aber die Gespenster des Friedhofs hatten ihn überrascht, nicht er sie.

Die Ruine, die er eben meiden wollte, zog ihn plötzlich mächtig an, denn in einem Augenblicke, wo die schlafende Natur, wenn man so sagen möchte, leiser zu atmen schien, klangen die Töne einer Geige mehr und mehr anschwellend aus dem Gemäuer, — bezaubert blieb Hans auf dem Flecke stehen; das Lied, das sich ein unbekannter Nachtunhold geigte, glich fast einem der alten Hussitenlieder, wie er sie gehört haben wollte, von den Kuhdirnen noch in seiner Kindheit nachgesungen, so lange war jene furchtbare Epoche samt ihren Einzelheiten in dem Gedächtnisse vieler geblieben.

Das Lied klang so fromm und doch so trotzig, daß der

Hans gleich die Ueberzeugung faßte, es könne hier nicht der Teufel geigen, denn der sei dazu — wie er meinte — kein so guter Christ!

Das klang und sang fort, so daß Hans zuletzt auf den Glauben kam, eine arme Seele klage heute nachts ihr Leid in Geigentönen.

Er schlich sich jetzt ans Gemäuer näher, bis er plötzlich vor dem verfallenen Turme stehen blieb, aus dessen untersten Luken Licht drang, — er horchte, — da unten klang die Geige, da klang es aber auch von Gläsern, die eben zusammen geklungen wurden. Er hielt den Atem an sich, warf sich platt zur Erde und suchte durch eine Luke so weit vorzudringen, um an eine kleine Holzverschalung zu gelangen, die das Innere des niederen, tief liegenden Turmgemaches gegen Erdfeuchtigkeit und Himmelsnässe schützen sollte. Indem er bei dieser Arbeit etwas zu rasch und eilfertig zu Werke ging, prallte er mit seinem Schädel wie mit einem Mauerbrecher an die Holzwand, die eben keine Mauer war, polternd fiel ein Brett, aus den Nägeln gelöst, zur Erde, und Hans statt zu sehen, wurde gesehen, — denn das Licht, das plötzlich auf ihn eindrang, blendete ihn, — zwei Gestalten sah er nur um ein höllisches Feuer sitzen, mit wahren Höllenflüchen aufspringen, als er plötzlich sein ungekämmtes Haupt zur Luke hereinstreckte, und ihn mit einem gewaltigen Ruck durch die enge Spalte hereinreißen, daß ihm Hören und Sehen ausblieb für eine Zeit.

Er mochte einige Minuten vom Schreck gelähmt gelegen haben, und ihm dünkte, es müsse nun wie bei anderen Mären und Spukgeschichten damit sein Abkommen haben, und die gespenstige Gesellschaft verschwunden, das höllische Feuer erloschen sein, und er jetzt allein und verlassen in einem Verließe der einsamen Burg liegen . . . da wendete er sein Gesicht und schlug die Augen wieder auf, zwinkerte aber aufs neue wieder mit selben und wußte nicht, ob er sich trauen sollte, hinzuschauen, denn zu sonderbar kam ihm vor, was er sah; er öffnete die Augen zum zweitenmal,

und da er sah, es war alles und blieb unverändert, so entschloß er sich, alles ruhig abzuwarten, was käme, und behielt die Augen und die Sinne so weit offen, als ihm das möglich war. Ja er will damals viel schärfer als sonst gesehen, gedacht und gefühlt haben, wie er später noch erzählte.

Inmitten des runden Fleckes feuchtiger Erde, der, von Mauern eingeschlossen, den Boden des Verließes bildete, während es von Zeit zu Zeit von der gewölbten und doch niederen Decke niedertropfte — ein Beweis, daß man einmal die Wohnlichkeit der Gefängnisse nicht besonders in Erwägung zog und weniger als heutzutage um die Gesundheit der Herren Spitzbuben besorgt war, — inmitten des runden Fleckes Erde also, daß wir es sagen, brannte wie vordem das höllische Feuer, über welchem an drei Stützen ein zierlicher kupferner Kessel hing, darüber hingebeugt saß eine kleine Gestalt mit struppigem, pechschwarzem Haar und glänzenden Feuerrädern statt der Augen im Kopfe, — zu jeder anderen Zeit und unter allen anderen Umständen würde unser Hans Kohlhuber geschworen haben, er habe sich verschaut und der Mann, oder was er war, trug eine von jenen runden, kreisförmigen Brillen, die in einer starken Horneinfassung staken und damalen in der Mode waren, — aber so blieb der erste Eindruck mächtig, es waren und blieben Feuerräder; gerade, aufrecht neben diesem Fremdlinge, dessen noch dazu rote Weste wirklich unheimlich von dem Feuer wiederleuchtete, stand ein langer, hagerer zweiter Mann, — oder was er war, setzte Kohlhuber vorsichtshalber jedesmal hinzu, — in langen faltigen Radmantel gehüllt, die Geige in den Händen, und fiedelte darauf los, noch immer dasselbe Lied; der am Boden Kauernde begann bei einer Stelle des Geigensolos einzufallen und folgendes Lied zu singen:

„Es mag der Fürsten Wort uns dräuen,
Wir stehen der und aller Not,
Uns mag der Pfaff' vermaledeien,
Und wir, von Acht und Bann bedroht,

Inmitten steh'n von den Gewalten:
So wollen wir es doch mit Gott
Nach unserem Gefallen halten!" —

Dem Hans Kohlhuber lief es kalt über den Rücken, als er eine solche Sprache führen hörte, und kaum war es ihm mehr zweifelhaft, wer die Männer sein dürften — wenn sie eben keine Männer waren.

Der Lange geigte wieder ein Stück, der Schwarze setzte wieder ein:

„Man briet einst Huß in heißen Flammen,
Man trieb mit Kaisers Wort nur Spott,
Wer wagt es, uns nun zu verdammen,
Die seiner Rache Aufgebot?!
Nun tobt, entfesselte Gewalten!
Wir wollen es denn selbst mit Gott
Nach unserem Gefallen halten!"

Keinen geringeren Eindruck machte diese zweite Strophe bei Kohlhuber, besonders da es — doch außen bisher so ruhig — bei dem Aufruf an die entfesselten Gewalten durch den Tannenforst pfeifend und brausend plötzlich dahinfuhr, als hätten die Winde Extrapost genommen, um rasch bei der Hand zu sein, wo zwei so verdächtige Gesellen nach ihnen zu begehren schienen.

Jetzt zündete der Schwarze einen Span an und näherte ihn der im Kessel brodelnden Masse, aus der sogleich eine bläuliche Flamme zuckte, die die keineswegs einnehmenden, aber ausnehmend kecken, herausfordernden Züge der beiden Gestalten fahl und geisterartig beleuchtete. Beide langten nun erzene Trinkbecher aus einem Winkel hervor, füllten sie mit einem großen Löffel aus dem Kessel und sogen ohne Zucker das höllische Gebräu ein, das übrigens, obwohl im Becher fortflammend, sogleich an ihren Lippen erlosch.

Hans sah sie einen dritten Becher füllen und zitterte vor der ihm zugedachten Ehre, heute mit irgend einem Teufel, vielleicht von besonderem Renommée, Gesundheit trinken zu müssen.

Der Lange reichte ihm den Becher, ohne den Fleck zu verlassen, wo er stand, hin und befahl ihm ziemlich herrisch zu trinken.

Hans sah bedenklich auf die Flamme, die oben am Rande des Bechers leckte, als wäre sie nicht abgeneigt, ihm nicht nur den Leib, sondern auch die Seele zu sengen.

Endlich stieß er mühsam hervor: „Ich danke schön, ich bin nicht durstig! —"

„Es ist auch nicht für den Durst!" sagte ungeduldig der Lange, indem er den Becher gegen ihn hinschwenkte, daß ein feuriger Tropfen auf ihn fiel, der aber sogleich erlosch.

„Ich denk's selbst," meinte Kohlhuber für sich, „daß es nicht für den Durst ist" — und nahm mit inbrünstigen Stoßgebeten den flammenden Becher aus der knochigen Faust, die ihm denselben entgegenhielt. Nun dachte er, gelesen zu haben, daß bei solchen gespenstigen Gastereien alles Genossene eitel Schaum und Blendwerk gewesen, er setzte also den Becher herzhaft an — und verbrannte sich das Maul derart, daß er mit einem kläglichen Schrei den Becher fallen ließ.

„Wie ungeschickt!" rief der Lange, füllte den Becher abermals, blies aber diesmal die Flamme zuvorkommend aus, ehe er denselben präsentierte. Hans nahm ihn vorsichtig und sog erst etliche wenige Tropfen, nahm dann herzhafter einen Schluck, dann noch einen und einen dritten und befand sich wohl dabei, wobei ihm einleuchtete, daß der Schaum und eitel Wind, den die Gespenster sich unter anderem zur Kurzweil vormachten, eben nicht übel schmecke, und daß es keine Sünde sein könne, dem Teufel und seinen Genossen die Gastfreundschaft derart zu vergelten, daß man ihm glauben mache, einen guten Trinker geängstigt zu haben. Das dachte Kohlhuber und hielt den während der Zeit geleerten Becher hin, der ihm bereitwillig wieder angefüllt wurde.

Der tüchtige Trunk, den er jetzt that, löste seine Zunge,

er sah die beiden mit kecker Lustigkeit und blinzelnden Augen an und sagte: „Na, sagt's mir doch, wer ihr zwei seid!" —

„Ei," sagte der lange Hagere, „gelüstet's dich gar so, zu hören, wer wir sind?"

„Kümmre dich darum lieber nicht," sagte der Kleine mit dem rabenschwarzen Haare und den Feuerrädern im Kopf. „Viele sind über unsere Namen schon so erschrocken, daß ihnen weder Trunk noch Essen mehr schmecken wollte; — trink lieber!" —

„Das schon," sagte Hans und faßte den neuerdings gefüllten Becher, „aber wenn ihr glaubt, daß ich so ein furchtsamer Has' bin, das ist nicht von nöten; der Schulmeister sagte, er hätte einmal ein altes Weib gekannt, die hätt' mit einem Geist, der Apoproxopapus hieß, grausam sich herumgerauft; ich bin besser als ein altes Weib, komm' einer von euch" — er streifte hierbei die Aermel zurück und schlug mit den nackten Armen um sich, — „und wenn ihr wollt alle zwei, seid ihr einer der Apoproxopapus, der stärker war als zehn Kamele! Liegt nichts daran, ich nehm's mit euch beiden auf!"

„Du nimmst es mit uns auf?" sagte der Hagere, „das würde dich gereuen!"

„Ohe," schrie Hans, „kein' Idee!"

„Wer bist denn du?" fragte der Kleine.

„Ich bin der Hans Kohlhuber, der an der Berglehnten da unten seine Hütten und in derselben sein Weib hat, die Anne-Mirl, ja, die mir 's Trinken einstellen will, die soll der Teufel holen, — juche! der Teufel soll leben!"

„Ich bedank' mich," brummte der mit den Feuerrädern.

„Ich hab' zwar auch gesagt," fuhr Hans mit lallender Stimme fort, „der Tod soll mich holen — mir auch recht — juche! der Tod soll auch leben!"

„Ich bedank' mich," schmunzelte der Hagere.

„Habt ihr nichts mehr zu trinken?" sagte Hans, den leeren Becher wieder hinreichend.

„Genug, Schatz," grinste der Lange und reichte ihm den gefüllten Becher hin, „es wär' nicht schön, nachdem du uns hast eben beide leben lassen, wenn wir nicht dich auch leben ließen. Hans Kohlhuber, du sollst leben!"

„Was, ich hab' euch leben lassen? Daß ich nicht wüßt'," stammelte Kohlhuber, „und ihr wißt meinen Namen" — er hatte ganz vergessen, daß er ihn selbst eben vorhin gesagt hatte — „Herr von Mannheim!" schrie er plötzlich ganz nüchtern vor Schreck, „dann seid ihr . . ."

„Der Tod," sagte der Lange.

„Und der Teufel," lachte der Kleine, und seine Feuerräder sprühten Funken.

„Heiliger Geist, hilf mir aus dem Verderben!" seufzte Kohlhuber kläglich und schlug andächtig drei Kreuze.

„Du Esel," sagte der Lange, „was willst du jetzt fromm thun, packe ein damit, 's ist vorbei!"

„Vorbei," stöhnte Hans.

„Du bist mit uns gut Freund geworden!"

„Der Teufel," wollte Kohlhuber sagen, „ist mit euch gut Freund geworden" — aber die Worte blieben ihm im Halse stecken.

„Müh dich nicht ab," sagte der Kleine, „da trink; friß, Vogel, oder stirb!"

„Mein' Seel'," sagte Kohlhuber, „man muß sich auch mit dem Teufel vertragen" — und ergriff zögernd den dargereichten Becher. — „Gelt," sagte er, „Freund Teufel, du bist nicht so ganz bös auf mich?"

„Warum denn?" lachte der Höllische, „du hast mir ja dein freundliches Weiberl zuspediert."

„Du wirst doch nicht Ernst machen?" raunte Kohlhuber, „die Anne-Mirl ist auch häßlich wie die Nacht."

„Vielleicht nicht? Ich weiß ja, die Anne-Mirl ist die Säuberste, so weit ich schau'. Glaubst du, der Teufel hat kein' besondern Gusto auf saubere Weibsleut'?"

„Ach ja; ich weiß ja, wenn er in unsereinen hinein*fahrt,* da kann man die Nächte nicht schlafen, so kriecht's

einem durch alle Glieder, und man muß zu einer Dirn' einsteigen, mag man, oder mag man nicht! Aber, wenn die Anne-Mirl dein ist, so kommt's in die Höll, da komm' ich doch wohl mit ihr zusammen?"

„Ah, keine Idee, die Anne-Mirl wird mein Favoritl und die protegiere ich, daß sie nur dreitausend Jahr' Fegfeuer auszuhalten hat!"

„Und ich?"

„Um dich ist weiter keine Frag', du gehst den da an." Der Kleine zeigte auf den Hageren.

„O Gevatter Tod!" seufzte Kohlhuber.

„Sei kein Narr," sagte der, „nicht alles muß gleich sein!"

„Du läßt mich noch eine Weil' auf der Welt?" —

„Mein'swegen!" —

„Hand drauf!" sagte Kohlhuber und drückte die Knochenfaust des Todes, der ihn anfaßte, daß ihm das Blut aus der Haut springen wollte.

„Gevatter, weil du so freundlich bist, so leg ein gutes Wort ein, daß der andere da meine Anne-Mirl nicht gleich holt, du sagst ja, nicht alles muß gleich sein!" —

Der Hagere lachte und sprach mit dem Kleinen ein paar Worte.

„Nun, weil's mein Vetter will," sagte der, „so soll's sein, du magst die Anne-Mirl für die Zeitlang behalten, als wir zwei es für gut glauben." —

„Vergelt's Gott!" fuhr es dem Kohlhuber heraus.

„Millionendonnerwetter!" schrie da der Höllische, „noch 'mal das Wort, so ist's aus mit dir!" —

„Ach so," dachte Kohlhuber, „da ist nicht zu spaßen."

„Nun, du Narr," schrie der Hagere, „steh auf von deinem Winkel und komm her ans Feuer, wird dir nicht schaden, wenn du's gewöhnst."

„Nun ja," dachte Kohlhuber, „jetzt, wo ich meine Anne-Mirl und mich losgebeten habe, jetzt lass' ich mir's schon eher gefallen, aber ich wollt' doch, ich wär' 3000 Meilen

von da in der Erd', oder über der Welt — wär' mir gleich." Er stand auf und wankte, alles tanzte um ihn herum, der Lange ergriff ihn und setzte ihn, wie ein Kind ihn umschwenkend, ans Feuer.

„Nimmst du es noch mit uns auf?" fragte er grinsend.

„Verhüt's Gott!" sagte Kohlhuber und bekam einen Schlag auf seinen breiten Schädel, daß ihm, wie er meinte, das Gehirn zittern müsse.

„Warte," schrie der Höllische, „ich werd' dir die Umgangsmanieren mit dem Teufel schon beibringen!"

„Du elendiger Höllenteufel!" fluchte Kohlhuber und wollte den Schlag zurückgeben, in diesem Augenblick stülpte sich der Kessel um, und die ganze Höhle stand in lichten Flammen.

Der Tod geigte dazu ein Stückchen auf seiner Geige, und der Teufel tanzte lustig herum.

Kohlhuber war vom Boden rasch aufgestanden, um den Flammenzungen zu entgehen, die an ihm hinaufleckten, da faßte ihn der Teufel an und tanzte mit ihm hin und her.

Tun — drum — dibidel, scharrte der Tod auf seiner Geige dazu und wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Aushalten!" schrie Kohlhuber und sank der Länge nach zur Erde hin.

Das Feuer war mittlerweile erloschen, ein frischer Luftzug strich über die Höhle hin, die beiden hatten die Holzverschalung gelöst, durch welche würzig die Waldesluft in den dumpfigen Raum drang.

Eine kleine Laterne war jetzt in einer Ecke angebracht, und in die Mitte hatten die beiden Unheimlichen eine alte Kiste gerückt, über welche ein Tuch gebreitet war, auf diesem Tuche waren wieder Gläser und Flaschen, gar wundersam verkorkte Flaschen und lange Gläser, die Flaschen knallten und stießen die Stöpsel aus dem Hals, der Tod füllte die Gläser.

„Sauf!" sagte er zu Hans.

Hans ließ sich dies nicht zweimal sagen.

„Lang zu!“ sagte der Teufel und zeigte auf Leckerbissen, die mitten auf dem Tuche lagen. Hans konnte sich nicht überreden, sie wären in der nämlichen Höhle, die vordem im Feuer gestanden.

„Lang zu!“ schrie der Teufel.

Hans wartete auch da nicht auf das dritte Mal und streckte sich neben den beiden zu Boden hin, halb sitzend, halb liegend, wie die es gethan.

Was er aß, das wußte er nicht anzugeben, er hat zwar nie zugeben wollen, er wäre betrunken gewesen — wo man bekanntlich auch nicht recht schmeckt, was man ißt — aber sagen konnt' er es doch nicht, wie des Tods und des Teufels Küche mundet.

„Gevatter Tod,“ sagte Kohlhuber nach einer Weile, „wie ist's denn, ich weiß, der Pfarrer und der Schulmeister reden viel von dir, was aber bist du denn eigentlich, das sag mir nur?!“ —

„Ich bin,“ sagte der Tod, „die Personifikation eines Begriffes, wie der da“ — er zeigte auf den Teufel — „eigentlich nur eine Fiktion ist.“ —

„Ahan,“ sagte Kohlhuber, obwohl er es durchaus nicht verstand; nur machte ihm Sorge, wie er das, was ihm der Tod von sich und dem Teufel sagte, anderen wieder mitteilen sollte.

„Ja,“ sagte der Tod und klopfte ihm freundlich auf die Achsel, „ich bin wie vieles, lieber Hans, bloß durch mein Geschlechtswort was geworden, wie der liebe Mond — du denkst, er ist ein Mann — die Franzosen sagen die Mond und denken, er ist ein Weib. Ja, Hans! So werden Zustände, siehst du, zu Gegenständen oder, wie bei dem da, schau dir ihn an, meinen Vetter Teufel, wer meint, daß er nicht ist, und doch ist er nicht, der ist nichts, das zu etwas geworden ist, er ist ein Wort — sehr wenig Begriff, viel Verschrobenheit!“ —

„Sag mir,“ sagte Hans, vertraulich sich an den Tod anlehnend, denn er fing an, Gott und Welt, Tod und

Teufel, alles und nichts mit gleich günstigen Augen anzusehen; „was bist du denn eigentlich und was ist dein Amt?“ —

Der Teufel lehnte sich behaglich, aber doch gespannt, zurück und horchte sichtlich auf das, was der Tod sagen werde.

„Was ich bin?“ sagte dieser, „das weiß ich nicht, sobald du sagst: ich sei, bin ich wie du etwas; und keine von allen Dingen, die etwas sind, weder die unbewußten, die ohnedies starr im Lichte und im Dunkel liegen, noch die bewußten wissen, was sie eigentlich sind. Meinst du, was der Tod ist, nun, der ist eben das Aufhören des Zustandes, in dem wir wissen, wir sind, und nicht wissen, was wir sind — des Lebens; weißt du aber nicht, was Leben ist, Hans, dann weißt du ebensowenig, was Sterben ist. Schau, Hans, alle Menschen fragen, keinen wird es geben, der nicht einmal gefragt hätte wie du: was ist der Tod? Keinem ist Antwort darauf geworden, die Lebenden verstehen und können nie den Tod verstehen, und die Toten verstehen die Lebenden nicht. Wer im Leben auf die Antwort wartet, der wartet vergebens. Jahrtausende warteten Millionen Menschen darauf. Sieh, Hans, es ist eine lästerliche Sekte jetzt aufgetaucht, die gar nichts glaubt, rein nichts, aber an eines müssen sie doch glauben, das ist: den Tod! Den thun sie zwar auch ab und lassen ihn sein ein Aufhören von allem für ein und allemal. Ist er darum abgethan? Was ist der Tod —? — ist sie so gelöst, die Frage?! Was ist alles dann? Was ist Leben dann? Die Fragen bleiben, und die sind dann wichtiger, als ich es bin, der Tod! — doch, das verstehst du nicht!“ —

„Nein!“ sagte Hans. „Du sprichst wie ein Buch, ich kann aber nicht lesen, du redest wie unser Pfarrer, der auch aus Büchern predigt, ich versteh' euch beide nicht.“ —

„Das ist schön von dir, um desto lieber rede ich mit dir, Hans. Merk dir's, die Geisterwelt redet nur in und aus Büchern, zeitweilig in der Geschichte, das heißt, frei-

lich immer in ihr, aber doch nicht oft so laut, daß die Welt es merkt; die Geschichte und die Natur an sich, die beten leise — und eben die Bücher, die großen Geister der Geschichte, diese selbst und die Natur, die versteht deinesgleichen nicht und geht ziemlich oder schon ordentlich dumm an ihnen vorüber. Ja, Hans!“ Der Tod tätschelte ihm die Wange.

„Nun, was mein Amt ist, lieber Hans, darüber läßt sich reden. Es ist ein gar ernstes, heiliges. Hör zu! Das Leben ist Reiz! Licht und Duft, Geschmack und Gefühl, Leidenschaft, Feind- und Freundschaft, das alles entspringt der Lockung und Reizung von außen her, es ist ein Aneinanderreihen von Gegensätzen, und daraus wird Leben, das soll so sein, das ist so, wird ewig sein, denn es gleicht sich ewig etwas aus; aus einem ist alles geworden durch Teilung, diese Teile aber wollen alle wieder die Ruhe des einen, darum muß sich alles setzen wie aufgerührtes trübes Wasser, abschleifen ein Gesetz an dem anderen, ein Stoff an dem anderen. Nun, und wenn der Mensch endlich überreizt ist von dem Gewirre, wenn er für die Welt nutzlos geworden ist, oder wenn er gebrochen wird noch vor der Zeit, den Greis, das arme sieche Kind, dem nie ein frohes Leben lachen sollte, den Soldaten, dem die Kugel den Leib zerreißt — sie sind nicht mehr von Nutzen fürs Ganze, denn sie können keines mehr mit ihm gehen — nun, die löse ich dann aus dem Ganzen, gebe ihnen den Frieden des einen, aus dem alles geworden, sie sind wieder eins mit dem All, und die Welt sagt: sie ruhen in Gott! Das ist mein Amt! Es ist ein heiliges, Hans, ein großes Amt, ich hole Tag für Tag die, die nicht mehr für die Welt sind, und lege sie aus dem lärmenden Treiben in einem stillen Winkel in den Staub, wo sie zu Staub wieder werden, eins mit der Erde, aus der sie hervorgegangen. Hans! Ein Schuft, der auf den Tod lästert, er verdient nicht gelebt zu haben, er verdient, heißt das, eben nicht zu sterben!“ —

„Bravo!“ schrie der Höllische, „Tod, du verteidigst dein Amt! Tod, küsse mich, genialer Tod!“ —

Die beiden umarmten sich.

„Höre, Teufel,“ sagte Kohlhuber, „jetzt thu du mir den Gefallen und erzähle mir eins, aber sprich nicht so, so . . katechismusartig, wie dein Vetter, der Tod, denn ich hab' ihn nicht so viel verstanden.“ — Er schnappte mit den Fingern. — „Sag mir, wenn nun der Tod uns abholt, wie seines Amtes ist, so kommt die Seele nach dem Himmel oder in die Höll'; da du nichts vom Himmel weißt, so erzähl mir von der Hölle, wo du daheim bist.“ —

„Ja,“ lachte der Teufel, „vom Himmel könnt' ich dir nichts erzählen, der ist verschlossen, und die Seligen sind auch verschlossen, aber die Unseligen, die ich kommandiere, das ist ein anderes! Die Hölle, lieber Hans, ist — ja, sie ist!“ —

„Natürlich, sonst könntest du der Teufel nicht sein,“ sagte Kohlhuber.

„Freilich,“ lachte der Teufel, „wenn die Häuser keine Thore hätten, so brauchte man keine Thürsteher; da erschuf denn der, den ich nicht nennen darf, zuerst die Hölle — denn er wußte schon, daß er auch für diese Kostgänger finden werde! Nun siehst du, Hans, in der Hölle wird nicht lang' herumgefackelt, da unterhält die Regierung ein ewiges Feuer, und die lieben Unterthanen schwitzen mit einer Leichtigkeit, um die man sie hier in der Oberwelt beneiden würde. Freiheit gibt es gar keine, nicht einmal die, sich zu denken, was man will, denn die Gedanken sind in der Hölle auch ein Muß, sie kommen ungerufen, und das sind gerade nicht die angenehmsten; du mußt immer denken, daß du da am Roste bratest, und da du immer am Roste bratest, so denkst du natürlich immer an den Rost, auf dem du liegst, an das Feuer, das dich maltraitiert, an das Fett, das über dich gegossen wird — und doch, du bratest ja für und für in alle Ewigkeit, und hast also

nicht einmal den Trost, einmal ‚gar' zu werden. — Ist das nicht hübsch?"

„Hol dich selber!" sagte Kohlhuber witzig, „ich glaub' es nicht!"

„Na, siehst du, ein Stückchen Höll' ist auf die Erde heraufgerückt, das ist die Not, die erdrückt auch jede Freiheit; das ist meine Filiale, siehst du. Nun, wenn du mir einmal die Ehre deines Besuches schenkst, so werde ich dir mit ausgesuchter Hochachtung begegnen und dir deinen Rost hübsch wattieren lassen, daß du dich nicht wund auf selbem liegst."

„Wo ist denn eigentlich die Höll'?" fragte Hans.

„Das ist ein Geheimnis," sagte der Teufel, „aber sie ist für jeden ziemlich zur Hand!"

„Aus euch beiden ist nichts herauszukriegen," sagte verdrießlich Hans. „Man versteht euch nicht!"

„Du würdest, glaub' ich, auch nicht verstehen, was Tod und Hölle ist, wenn du schon gestorben wärst und dich mitten in der letzteren befändest, denn nicht allen redet alles! Und ich glaube, wenn mein Vetter Tod und ich sterben, wir werden selbst eine Weile brauchen, bis wir wissen, daß wir gestorben sind."

„Sterbt ihr denn auch?"

„Nun, das mußt du doch wissen, daß am jüngsten Tag der Tod aufhört und der Teufel etwa ein paar Milliarden Jahre darauf."

„Wo bleibt denn dann die Ewigkeit?"

„Die bleibt, wo sie ist, Hans, überall, wir sind ja mitten drin!"

„Ah, nicht möglich," sagte Hans.

„Lieber Hans, du bist zu dumm, um über solche Dinge mit Tod oder Teufel sprechen zu können, doch sing' uns ein Lied!"

„Ja," sagte der Tod und hielt ihm ein Glas hin, „feuchte deine lederne Kehle an und sing' ein Lied!"

„Warum nicht? Ein Kirchenlied vielleicht?" fragte grinsend Hans.

„Hans Narr,“ sagte der Teufel, „wenn du jetzt, sternhagelvoll, wie du bist, ein Kirchenlied singst, da spielst du ja dem Teufel keinen Possen, sondern thust ihm nur einen Gefallen.“

„Ist auch wahr,“ seufzte Hans, „das hätt' ich mein Lebtag nicht gemeint, daß der Teufel die Leute fromm sein lehrt!“

„Dazu ist er ja erfunden,“ schrie übermäßig der Tod und der Teufel lachte teufelmäßig dazu.

„Du kannst ja,“ sagte er, „nicht einmal eines der Kirchenlieder, lieber Hans!“

Hans dachte: du kannst recht haben.

„Sing',“ herrschte der Tod und stimmte seine Geige.

Hans begann zu singen, und der Tod wußte ihn gleich ohne Anstand mit der Geige zu begleiten; Hans sang:

„Ein fideler Bursch
Kennt nicht Furcht und nicht Spott,
Und saget zum Teufel,
Wenn er'n holt: Grüß dich Gott!“

Ein sonderbares Tremolo erhielt bei dem letzten Worte die Stimme Kohlhubers dadurch, daß ihn der Teufel zum anderenmal wieder mit der geballten Faust auf den Schädel schlug, daß es ihm vor den Augen wetterleuchtete.

„Aufpassen,“ lächelte huldreich der Höllische.

„Das siedige Donnerwetter fahr' in dich hinein,“ schrie Kohlhuber und hielt sich mit beiden Händen den Kopf, als ob er ihm zerplatzen wollte, „ich habe die Dummheiten satt, singt euch selbst eins!“

„Ich bin so frei,“ sagte der Teufel. Der Tod stimmte die Geige, und Kohlhuber hörte folgendes Lied, von dem er sich nie Rechenschaft gegeben, ob er es verstanden:

Zum Oberbonzen der Dalai einst sprach:
„Ich fühl' mich sehnend und liebeschwach,
Du, bring' die schönste Maid ins Haus;
Doch, Bonze, plauder' es nicht aus!
Es soll es keiner wissen.

Und wenn doch einer wär’,
Der’s wüßt’, den lass’ ich spießen,
Ja spießen — ha — auf Ehr!“

Der Oberbonze zu den Bonzen sprach:
„Ach, der Dalai, er fühlt sich liebeschwach,
Ich bracht’ ihm eine Maid ins Haus,
Seid klug und plaudert es nicht aus!
Es soll es keiner wissen,
Und wenn doch einer wär’,
Der’s wüßt’, den läßt er spießen,
Der mächt’ge, heil’ge Herr!“

Die Bonzen sagten es dem Landesherrn:
„Ein Mädel hat, ach, der Dalai so gern!“
Vom Kaiser hör’ns die Schranzen all’:
„Verschweiget klug mir den Skandal!
Es soll es keiner wissen,
Und wenn doch einer wär’,
Der’s wüßt’, den lasset spießen,
Ja, der Dalai, auf Ehr!“

Die Schranzen sagten es dem Bauersmann,
Der Bauer sagt’ es Weib und Kindern dann,
So wußt’ im ganzen Land jed’ Kind,
Daß der Dalai auch Lieb’ empfind’!
Doch soll’s keiner wissen,
Und wenn einer wär’,
Der’s wüßt’, den lasset spießen,
Der fromme, heil’ge Herr!

Da sagte der Dalai: „O schwieg’ ich still!
Ich thät’ und jeder dächte, was er will!“
Als ihm die Ueberzeugung kam,
Da ward der Wissenschaft er gram.
Ja, keiner soll was wissen!
Und wenn doch einer wär’
Im Land, den läßt er spießen,
Seit dieser Zeit, auf Ehr!

„Hahaha!“ lachte eine Stimme, die auch dem Kohlhuber sogleich bekannt vorkam, aus der Luke in das Verließ herunter.

„Noch einer!“ schrieen Tod und Teufel aufspringend und eilten zu der Oeffnung, durch die der borstige Schädel des Lachers sich eben hereinschob; sie faßten an und wollten mit einem gewaltigen Ruck den Mann, wie früher Hans, hereinspedieren, aber es ging nicht, der außen war dreimal so dick als das Loch, durch das er sollte.

„Au weh!“ schrie er, „aber meine Herren ...“

„Alle Wetter,“ lachte der Tod, „das ist ja der Ochsenwirt!“

„Dieses umfangreiche Kamel,“ schrie der Teufel, „geht freilich durch kein Nadelöhr!“

„Freilich bin ich's, meine Herren,“ bestätigte der Kopf des Ochsenwirtes, sonst war von ihm nichts sichtbar, „und ich bin zu Tod froh, daß ich Sie aufgefunden hab', denn Sie sind so früh fort und nicht wiedergekommen, daß mir angst und bange wurde!“

„Wir sind heil, ehrliche Haut, wie du siehst,“ sagte der Tod, „willst du einen Schluck zu dir nehmen? Wenn auch deine Angst umsonst war, so soll es dein Gang nicht gewesen sein; erfrische dich!“ Damit reichte er ein Glas nach der Oeffnung hin.

„Ich dank' schön,“ sagte der Kopf des Ochsenwirtes, „ich kann in der Lage nicht trinken, denn mir läuft alles gegen das Maul!“

„So krieche zurück und komm' die Turmtreppe herunter,“ versetzte der Teufel.

„Ich werd' so frei sein,“ sagte der Ochsenwirt, damit schien er eine Anstrengung zu machen, die ihn aus der Oeffnung bringen sollte, das schien aber nutzlos zu sein; sein allein sichtbarer Kopf nahm eine wahre Jammermiene an, und er lamentierte in den Keller hinunter: „Oh, meine Herren, was haben Sie angefangen?! Jetzt kann ich nicht zurück, aber vorwärts kann ich auch nicht!“

„Wehe dir," lachte der Tod, „trauriges Bild unseres Jahrhunderts! Zurück kannst du nicht, weil dein aus früheren Zeiten angemästeter Wanst dich auf der Bahn des Fortschrittes festhält, selbst gegen deinen Willen, und vorwärts kannst du nicht, weil man dir eine zu schmale Oeffnung zum Vorkriechen gibt! Was ist da zu thun?"

„Wenn einer der Herren so gütig wäre" — bat das Haupt des festgebannten, im Mauerwerke eingerammten Körpers — „heraufzukommen und mich bei den Beinen zu nehmen und daran 'rauszuziehen."

„Angenommen," schrie der Teufel, der bisher in einem Notizhefte etwas notiert hatte und das Blatt jetzt herausriß, „wir kommen beide! Hab nur noch ein wenig Geduld!"

Damit näherte er sich dem Hans, bei dem die verschiedenen Getränke, die derselbe während dieser Nacht zu sich genommen, mehr und mehr zu wirken begannen; er hatte sich bereits wieder in die Ecke geworfen, wo er zu Anfang gelegen hatte, und sah sehr zweideutig in die Welt. Jetzt fühlte er einen leichten Druck in der Magengegend — dann hob sich der Teufel, der sich über ihn gebeugt, hinweg und verschwand samt dem Tod in der kleinen Thüre des Verließes.

Hans rieb sich die Augen und sah sich dem Kopfe des Ochsenwirtes gegenüber, der noch immer, ob er mochte oder nicht, den alten Platz einnahm.

„Bist du's denn wirklich, Ochsenwirt?" lallte Hans.

„Freilich bin ich's. Aber wie kommst du her, Kohlhuber Hans?"

„Das weiß ich nicht. Was machst denn du da, Ochsenwirt?"

„Ich hab' meine Gäste aufgesucht."

„Du bist ein netter Wirt und hast saubere Gäste. Pfui Teufel!" bemerkte Hans.

„Du bist ein Narr," sagte der Ochsenwirt. Dieser letzte Gruß an Hans aber verhallte, denn von unsichtbaren Gewalten gezogen, verschwand er aus Kohlhubers Augen.

„Der hat's überstanden," sagte sich bekreuzend Kohl-huber; er horchte, da war es ihm, als hörte er den Teufel lachen, und das Wort „Anne-Mirl" glaubte er auch zu hören. Eine furchtbare Ahnung dämmerte in ihm auf, was sollte auch der Teufel Wort halten, und wo war noch dazu einem besoffenen, höllischen Geist nur auf Haaresbreite zu trauen!? Er wollte sich aufraffen — aber es ward ihm dunkel vor den Augen und er stürzte zurück.

— — — — — — — — — — — —

Die Sonne stand bereits senkrecht am Himmel, als Hans erwachte; er war sehr verwundert, sich in dem Verließe der alten Feste zu finden, und sein Kopf, der ihn sehr schmerzte, brauchte einige Zeit, bis er so viel Thätigkeit entwickeln konnte, um sich ein wenig an das zu erinnern, was gestern vorgefallen; ein brennender Durst, der ihm die Zunge an den Gaumen klebte, hinderte ihn, sich in Selbstgesprächen zu ergehen, wie andere Romanhelden, die ganze Druckseiten mit sich allein und das oft sehr geistreich sprechen, weil sie doch wissen, daß sie, wenn auch nicht gehört, so doch gelesen werden.

Er raffte sich auf und stieg, so gut es gehen wollte, denn seine Beine waren auffallend matt, die Treppe empor; in der frischen Luft war ihm ein wenig wohler, aber er mußte sich gestehen, es war ihm sehr elend zu Mute, er erinnerte sich mehr und mehr aller Dinge, die gestern vorgefallen, und segnete das Geschick, das ihn so ausnehmenden Gefahren hatte entgehen lassen.

Der Gedanke an sein Weib fiel ihm auch schwer aufs Herz, er hätte gern seinen Gang nach Hause beschleunigt, aber sein Gehen war eben ein Wanken, und er war froh, überhaupt nur sich fortbewegen zu können.

Jetzt sah er von einer Wegkrümmung gerade hinab auf sein Häuschen, er sah den nett gehaltenen Hof, den kleinen Garten gleichsam zu ihm hinauflachen, Anne-Mirl war nicht zu sehen. — Er setzte sich ein wenig an der Stelle nieder, und da daselbst ein kleines Brünnlein floß,

so tauchte er seinen Kopf ins Wasser und trank nach Herzenslust und wusch sich den wüsten Schädel, in dem es noch immer dämmerig war.

Da drückte ihn etwas in der Westentasche, er erinnerte sich, daß ihn gestern der Teufel daher geklopft habe, er fuhr mit zwei ausgespreiteten Fingern in die Tasche und langte einen Zettel hervor, der offenbar um etwas herumgewickelt war, er entfaltete ihn, und einige blanke Goldstücke klingelten ihm vor die Füße, er las sie überrascht zusammen, es waren ihrer zehn; von dem Zettel aber buchstabierte er herunter:

„Fluch' nicht mehr so gottlos und halte christlichen Ehe- und Hausfrieden mit der Anne-Mirl. Heut' drei Jahr' sehen wir nach! Einstweilen nimm das Inliegende zum Angedenken an .... Tod und Teufel."

„Das sind doch rare Leut' die zwei, der Tod und der Teufel," sagte Kohlhuber halblaut und wunderte sich über seine heisere Stimme; er war jetzt auch beruhigt über seine Anne-Mirl, denn wenn er mit ihr, laut tod- und teuflischem Auftrag, christlichen Ehe- und Hausfrieden halten sollte, mußte sie noch da sein. Nur der für drei Jahre danach ihm angekündigte Besuch schien ihn nicht sehr zu erfreuen, doch was war zu thun? Er hatte leider Bruderschaft gemacht mit dem Bösen und dem Tod — der Gedanke lief ihm eiskalt über den Buckel, er gelobte sich, nimmer zu fluchen, hübsch heim zu bleiben und getreulich auf seine Wirtschaft zu schauen. — Mit diesen guten Vornehmungen war er bis an den Fuß des Berges und die Rückseite seines Hofes gelangt, er öffnete die kleine Hinterthür des Gartens und schritt auf das Häuschen zu, in welchem er, zu seiner größeren Beruhigung, Anne-Mirl fröhlich singen hörte.

Er schlich sich sachte über den Weg nach der Küche und trat ein, Anne-Mirl stand beim Herdfeuer und hatte ihm den Rücken zugekehrt.

Sollte er sich wegschleichen? Nein. Mag sie schelten,

dachte er, ärger, als es schon gekommen ist, kann's nimmer kommen.

„Guten Morgen, Anne-Mirl," sagte er.

Anne-Mirl drehte sich langsam samt dem Kochlöffel um, den sie eben in der rechten Hand gehoben hielt, weil sie eine Speise umrühren wollte, und sah ihn an.

„Anne-Mirl," sagte er, „wie schaust denn du aus? Du hast ja geränderte Augen!" —

Anne-Mirl brach in ein lautes Gelächter aus und griff schweigend neben den Herd, wo eine Spiegelscherbe lag und reichte ihm diese, die in der Sonne flunkerte und blitzte, hin.

Hans sah etwas dumm erst auf sein Weib, dann in den Spiegel; er erschrak, die geränderten Augen waren bei ihm in erhöhterem Grade vorhanden und sein ganzes Gesicht hatte ein abschreckendes Aussehen angenommen; er kannte dies Gesicht, schon oft hatte ihm Anne-Mirl gleichen Behufs den Spiegel in die Hand gegeben, und einmal hatte er ihn, sehr unwirsch darüber, zerschlagen, da hatte er eben heute das Stück von diesem Spiegel in der Hand. Er seufzte tief auf.

„Anne-Mirl," sagte er, „bist du bös?"

Keine Antwort.

„Schau," sagte er, „sei nicht bös. Wenn du alles wüßtest, was geschehen ist seit gestern nacht, du hättest mich schon längst umarmt und vielleicht auch geweint dabei, denn es ist ein Wunder, daß ich noch auf der Welt bin." —

Anne-Mirl lächelte still vor sich hin.

„Aber," fuhr er fort, „dir liegt wohl nichts an mir. Sei nicht bös, schau, es soll nicht mehr vorkommen; du bist die Nacht aufgewesen, ich weiß, wie schon oft und hast auf deinen Lumpen von Mann gewartet, daher die geränderten Augen, und ich schau aus, wie ich immer noch danach ausgesehen hab', wenn nicht noch elendiger." Er seufzte wieder tief und legte das Spiegelglas aus der Hand, trat näher zu seinem Weib und schlang die Arme um ihren

Leib, sie duldete es und sah nieder auf das prasselnde Feuer.

„Du bist doch gut, Anne-Mirl," sagte er, „du hast es bisher immer mit mir ausgehalten, und das war nicht leicht, meiner Treu, ich seh's ein, aber ich will dir's leichter machen, so lang ich noch was vermag, in drei Jahren vielleicht ist so alles aus."

„Warum?" sagte sie, indem sie Hans, der sie küssen wollte, zurückdrängte.

„Ja, warum! Ich werd' dir's schon erzählen, aber jetzt nicht; ich muß mich setzen, denn mir zittern die Kniee. Nicht wahr, du bist nicht bös, Anne-Mirl? Sieh', ich fluch' mein Lebtag nicht wieder, heut' Nacht haben sie mir's ordentlich eingetränkt — und da — kauf' dir eine weiße Haube — kauf' dir, was du willst, hörst du." Damit händigte er ein Goldstück nach dem anderen der Ueberraschten ein.

„Du lieber Himmel," platzte sie heraus, „haben sie dir auch Geld gegeben?"

„Mir auch? Wie meinst du, mir auch?"

Anne-Mirl sah einen Moment dem Rauch nach, der vom offenen Herd den Schornstein hinaufwirbelte, wobei sie sich ein wenig zur Seite wandte, dann sah sie mit recht freundlichen Augen auf Hans. „Heute in aller Früh'," sagte sie, „waren zwei lustige Herren da."

„Zwei Herren?" fragte atemlos Kohlhuber. „Ein kleiner Schwarzer und ein großer Hagerer?"

„Nun ja," sagte Anne-Mirl.

„Zwei saubere lustige Herren," dachte Kohlhuber. „Und was haben sie da gemacht?" fragte er laut.

„Nun, sie haben mir gesagt, daß du dich mit ihnen die Nacht unterhalten hättest, daß ich dir's nicht übelnehmen und keine Angst um dich haben sollte, denn so was werde nicht mehr vorkommen."

„Siehst du, Anne-Mirl," sagte Kohlhuber, „jetzt kannst du es auch mir glauben. Wenn die zwei es sagen, wird's wahr sein!"

„Ja, wer sind denn die zwei Herren?“ fragte pfiffig lächelnd Anne-Mirl.

„Weißt du's nicht?“ — „Nein!“

„Ich werd' dir's sagen, der Tod und der Teufel sind's!“

„Jesus! Maria!“ schrie Anne-Mirl und that so erschrocken, daß Kohlhuber von der Bank aufsprang, auf der er bisher gesessen.

„Was hast du denn?“ fragte er besorgt.

„Die Herren waren so freundlich, Hans,“ sagte sie und stieß ihn mit dem Ellbogen an, während sie langsam die Schürze vors Gesicht hob — „und sie haben mir eben so viel Geld wie dir gegeben.“

„Oh,“ machte Hans.

„Ja,“ bestätigte Anne-Mirl, „und wir sollten nur hübsch fleißig sein, das andere würde von selbst kommen, haben sie gesagt.“

„Haben sie gesagt?“ versetzte Kohlhuber.

„Ja, das haben sie gesagt und dann sind sie gegangen und“ ... Dabei senkte Anne-Mirl den Kopf ganz in ihre Schürze.

„Und ...?“ fragte Kohlhuber, begierig, was da noch kommen sollte.

„Und,“ sagte Anne-Mirl halb unhörbar hinter der Schürze hervor — „beim Weggehen hab' ich jedem einen Kuß geben müssen.“

„Alle tausend Donnerwetter,“ brauste Kohlhuber auf, „thut das ein ehrlich Weib?!“

„Es war auch der Ochsenwirt dabei,“ sagte ernst Anne-Mirl, „es war ein Kuß in Ehren.“

„Ja wohl,“ atmete Kohlhuber auf, „die zwei können nicht in Unehren küssen, denn der eine hat selbst gesagt, daß er nur ein Wort ist und der andere wär' gar eine Fiktion. Aber ich fürcht', darum wird's nicht besser, denn die Sünd': den Teufel zu küssen!!“

„Das wußte ich ja nicht, wer die zwei sind!“

„'s ist wahr, Anne-Mirl; unser Herrgott selber könnte

uns nicht zu, wenn man's nach der Gerechtigkeit nimmt, denn wir zwei wußten nicht, was das für Kunden wären. Also der Ochsenwirt lebt noch? Das nimmt mich wunder; ich muß ihn aufsuchen, der wird auch sein Teil erzählen können."

„Das Essen wäre fertig, Hans," sagte Anne-Mirl, „willst du, daß ich es gleich auf den Tisch bringe?"

„Ich dank' dir, Anne-Mirl," sagte Hans, „aber ich weiß nicht — mir ist gar nicht recht — ich denk', ich esse heute nichts — leg' mich lieber gleich ein wenig nieder — heut' abend erzähle ich dir dann alles und morgen fangen wir dann an, fleißig zu arbeiten und auf den Hausstand zu sehen, damit wir dem Nachbar sein Gütel ablösen und die Wirtschaft größer einrichten können — dann kannst du dir auch dann und wann ein oder das andere für den Sonntagsstaat schaffen, denn in die Kirche müssen wir schon jetzt mehr als je — dann legen wir uns auch ein Fassel Bier ins Haus — stellen ein Stück Vieh ums andere ein und legen auch ein Stück Geld zurück, das einmal unsere Kinder . . ."

„Geh schlafen," lachte Anne-Mirl.

„Nein, Anne-Mirl, du mußt sagen, daß ich alles will, was du nur gesagt hast und du hast auch von unseren Kindern gesprochen und du bist nimmer bös, das seh' ich dir an den blinzelnden Augen an, und wenn du den Mund noch so breit ziehst, so platzt du doch heraus."

Hellauf lachten jetzt beide, und Anne-Mirl trieb Hans vor sich her nach der Stube, wo er sich hinlegte und bald in tiefen Schlaf fiel. — — —

Die Wunder, die Hans erzählte von seinen Abenteuern in jener Nacht, machten bald die Runde in der Gegend, und alles verwunderte sich höchlich; doch Hans hatte nie Gelegenheit, denn jetzt war er wahrhaft fleißig, daß er den Ochsenwirt aufsuchte, obwohl er gleich im nächsten Dorf sein Wirtshaus hatte; er kam, wie gesagt, nie dazu, den Wirt anders als flüchtig zu sehen, und konnte daher ihn,

den Mitbeteiligten, nicht fragen, was er von seiner Geschichte halte und ob er etwa mehr wisse.

War nun seine Geschichte weniger wunderbar oder glaubhaft, wie die anderen wunderbaren, glaubwürdigen Geschichten, die sich in anderen Landen und zu anderen Zeiten zugetragen hatten, oder gewöhnt man auch das Außergewöhnliche? Kurz, Hans merkte bald, daß man ihn als Wirtschafter jetzt in der ganzen Gemeinde achtete, denn er war zu Wohlstand gekommen durch seine Thätigkeit, aber seine Geschichte verlangte niemand zu hören; das kränkte ihn, denn er war sich bewußt, so wahr zu erzählen, wie nur je ein Mensch, der seine Geschichte erlebt hat; bald machte ihn eine Bemerkung ganz toll, man lachte ihn mit einer gewissen Miene des Besserwissens zuletzt noch aus. So waren drei Jahre um, und Hans wartete mit dem Gefühl der Befriedigung, trotz aller anfänglichen Angst, auf den ihm verheißenen Besuch; wenn die Leute sehen werden, so müssen sie ihm dann doch Recht geben, daß das, was er sie hören ließ, reine Wahrheit gewesen.

Die drei Jahre waren um und es war der Jahrestag jener wunderlichen Ereignisse, die er erlebt, die Walpurgisnacht war wieder da. Den ganzen Tag über hatte Kohlhuber, gegen seine sonstige Gewohnheit, nichts gethan, er hatte der Anne-Mirl schaffen zugesehen, und sich selbst wenig mit seinen Kindern abgegeben; denn Kinder waren da, Anne-Mirl hatte nicht umsonst die Ueberzeugung gehabt, daß sie doch kommen würden, und Hans hatte sie ebenso wenig umsonst beim Wort genommen.

Anne-Mirl lächelte den ganzen Tag still vor sich hin; als es abend ward, wurde Kohlhuber nur noch unruhiger als er es gewesen, aber er ließ diesmal den Schulmeister im Dorfwirtshause seine Gespenstergeschichten erzählen und setzte sich, eine Pfeife schmauchend, vor das Haus auf die Bank und blickte gedankenvoll die Straße hinunter nach dem Dorfe. Die Sternlein blinkten bereits, fein nebelig wehte es vom Walde herunter, es war alles so ruhig, so

gottfriedlich, daß Hans plötzlich gar keine Gedanken mehr hatte, sondern bloß vor sich hinträumte, und es war ihm, als könnte ihm nichts geschehen, und als säße er so sicher, wie in einem demantenen Schloß; in der Nähe jagten seine Kinder über die kleine Rasenfläche vor dem Hause, und beim Anblicke dieses Gottessegens gedachte er weder des Todes noch des Teufels. Sonderbar war es ihm freilich auch, wie ihm so, in all der Feierruhe des Abends, plötzlich des Todes Gerede von damals einfiel; ihm war so sonderbar, als faßte er manches davon, und wenn er es nochmal hören könnte, so verstünde er wohl mehr als damals, und es kam ihm vor, als meinte der Tod es damals recht gut, — seine Sicherheit vermehrte sich nur und er dachte an dies und jenes aus vergangener Zeit, die jetzige lachte ihn an und vor der Zukunft war ihm nicht bange.

Da störte ihn das Rollen eines Wagens — er sah auf, das war der Einspänner, mit dem der Ochsenwirt zu Markte fuhr, ja — und der Ochsenwirt selbst lenkte das Pferd und auf dem Wagensitze rückwärts saßen zwei noble Herren, — der eine war klein von Statur und hatte schwarzes Haar, der andere war auffallend hager, — — jetzt wußte Kohlhuber, woran er war.

Das Gefährt fuhr an und hielt vor seinem Hause. Die darauf Befindlichen sprangen ab und traten auf das Hausthor zu. Kohlhuber betrachtete sich die beiden, aber er sah nichts besonderes an ihnen, wie dazumal, es waren freundliche Gesichter, ihre Augen leuchteten freilich besonders, doch waren es immer nur helle Menschenaugen, die beim Schauen auch denken; Kohlhuber erhob sich von der Bank und ging den Eintretenden entgegen.

„Ich bring' dir'n Tod und Teufel ins Haus," lachte der Ochsenwirt, dem Kohlhuber Hans die Hand schüttelnd.

Hans fiel es wie Schuppen von den Augen, er reichte den beiden die Hände, schüttelte sie und sagte: „Meine Herren, es freut mich, daß Sie Wort gehalten haben, übrigens, Sie haben mich vor drei Jahren recht schön zum

Narren gehabt." Er brach in ein lautes Gelächter aus, die beiden, Anne-Mirl und der Ochsenwirt, lachten herzlich mit.

„In einem haben die Herren nichts dafür gekonnt," sagte der Wirt, „du hast sie gefragt, wer sie wären, sie haben dir nur gesagt, wer sie sind, der eine Herr — er zeigte auf den hageren — ist der Kammermusikus Tod und der andere der Gerichtsrat Teufel; daß du sie wirklich für Tod und Teufel genommen hast, hat den Herren Spaß gemacht und so ist alles gekommen."

„Ich war damals in der Stimmung, alles zu glauben," sagte Hans. „Aber du hast es gewußt," meinte er zum Wirt, „und Anne-Mirl hat's gewußt," sagte er, indem er auf sein Weib blickte, das fortwährend an neuen Lachanfällen litt, „und ihr habt mich zum Gespött der Leute tolles Zeug schwatzen lassen und mir das Wahre nicht gleich gesagt?!"

Anne-Mirl trat ganz nahe an Hans heran und sah ihm in die Augen. „Wär' dann alles so geworden, wie's ist?" fragte sie.

Hans sah sie eine Weile an. „Nein," sagte er, indem er ihr die Hand drückte, „es wäre nicht! Der alte Lump wär' wieder lebendig geworden in mir, hätt' ich nichts mehr zu fürchten gehabt; nun jetzt, da ich's weiß, hat es keine Gefahr mehr, es ist glücklicherweise zu spät zur Umkehr, denn ich hab' mich ins Ordentliche eingewöhnt, die Herren aber hätten mir keine größere Freude machen können, als die, daß sie nachschauen gekommen sind, was aus mir geworden ist, ich hoff', Sie heben mir keine Unehr' auf. Und wenn Sie mir die Ehre geben und heute bei mir bleiben wollten, so würd' ich Sie darum bitten, und noch um eins, daß Sie wieder so manches wie dazumal reden und singen möchten; ich hab' eben von dem was Weniges aufbehalten und hab' es doch so nach und nach verstanden, fürs zweite Mal wird's, denk' ich, besser gehen, die Herren predigen nicht tauben Ohren und ver-

soffenen Gedanken und ich profitiere vielleicht manches, das mir jetzt so nützt wie das Wenige, Unverstandene damals, das sich erst nach und nach klären mußte."

Als nun alle in der Stube des Häuschens versammelt waren, meinte Kohlhuber: „Es thäte ihm wohl, daß seine Spukgeschichte sich so ins Natürliche hinübergespielt habe, denn nun werde er für künftig erst freudig schaffen, da sogar der fromme Zwang, die abergläubische Furcht, von ihm gewichen sei."

„Wohl dir, Hans," sagte der Kammermusikus, „wenn du das nimmer brauchst, tausend und aber tausende deinesgleichen gebrauchen solcher Leitseile und Stränge, sie ermüden sich auf der Straße des Lebens, sie erblinden im Staub und schleppen Lasten, deren Herren andere sind. Wer frei sein will, muß aus sich selbst freudig schaffen lernen, die Frömmigkeit ergibt sich dann von selbst, denn wo ich keinem für mein wohlgemachtes Dasein dankbar zu sein brauche, da werde ich eben den Dank hinaufrichten — an die richtige Adresse! Nicht wer bettelt, betet; noch wer kriecht, betet an! Der Freie, der die Hände voll der Güter hat, die sich dem Leben in rechtlicher, freudiger Mühe abringen lassen, der daher diese nicht zum Himmel heben kann, aber mit frohen Augen hinaufblickt, voll Lebensfreudigkeit und Hoffnung in den weiten sternenhellen Raum, als suchte sein Blick wieder ein Aug', das ihm mild entgegenleuchtet — der betet! Und wer da sagt, er habe noch nie in solcher Freudigkeit einen süßen Schauer empfunden, in dem er furchtlos auch vergangen wäre, als hätte ihn Gott an sein allgewaltiges Herz gedrückt, der hat eben noch nie das empfunden, was eigentlich fromm sein heißt!"

„Tod, genialer Tod," rief der Gerichtsrat, wie damals den Freund umarmend. „Werde du Feldprediger der Arbeit und des freien, menschlich schönen Lebens durch sie, und ich und alle Gerichtsräte der Welt und alle Assisen und Tribunale, wie sie heißen, verbrennen unsere Gesetze!"

„Hans, verstehst du uns?“ lächelte der Kammermusikus.

„Das Ganze nicht,“ sagte der, „aber die Meinung fühle ich heraus und ich bin darauf schon stolz.“

Außen strich die kühle Abendluft durch den Forst und drüben im Orte erzählte, wie alljährlich, der Schulmeister seine Gespenstergeschichten den atemlosen Zuhörern, auch diese verstanden nicht das Erzählte, weil sich das Unnatürliche eben nicht verstehen läßt, aber sie fühlten auch die Meinung nicht heraus, denn der Kern aller Gespenstersagen ist der: die Leute ob nichts fürchten zu machen, — und Furcht und Schreck fassen ihre Leute, aber sie lassen sich nicht fassen.

Die Walpurgisnacht — von verkrüppelter Phantasie mit Schreckgestalten erfüllt — liegt eben in der Zeit, wo die Natur im Erwachen ist, wohl ist da Flur und Feld voll Geister, aber es sind wohlthätige Kräfte, die da sorgen für den Keim und für die Knospe, die die Scholle befruchten und den Fels bemoosen.

Herrliche Walpurgisnacht!

Dort Kohlhubers Haus, hinter ihm aufsteigend der Berg mit seinem Tannenforst, — dort weit — das mit seinen weißgetünchten Hütten wie Silber im Mondlichte gleißende Dörfchen — und dort der Friedhof — alles ruhig — alles ohne Gespenster!

Die Gäste gaben sich gute Nacht.

Welche Nacht im Vergleiche zu der vor drei Jahren?! Tod und Teufel schliefen bereits den Schlaf der Gerechten und der Ochsenwirt folgte — ausgiebig schnarchend, und, da man ihn kannte dieser Eigenschaft halber, fern von allen Schlafgenossen, im Stall — diesem erbaulichen Beispiele; noch aber stand Kohlhuber mit seinem Weibe an dem Bette seiner Kinder, zweier bausbäckiger Jungen.

„Weib,“ sagte er, „die da sollen verstehen lernen, wie die Welt jetzt zu reden beginnt; ich selbst bin zu alt geworden, um mehr zu fassen, als daß sie recht hat!“ —

Damit stellte er das Licht auf den Tisch, über dem das Bild des Monarchen hing, der sein Landesvater war und von dem ihm seine Gäste so viel Schönes gesagt, und dem sie doch so viel Trauriges prophezeit hatten, weil die Zeit nicht einmal fassen wollte, — daß er recht hatte! —

Jetzt flackerte das Licht noch einmal auf, eh es versank, und in seinem Leuchten sah das Antlitz — des Despoten aus Humanität — des edeln Josef des Zweiten mildlächelnd herab. — — —

Die Geschichte, das heißt die unserer Bekannten, hat sich so weit geklärt, wir können sie ruhig dem Morgen und den weiteren Tagen ihres Lebens entgegenziehen lassen, und mehr kann sich der Leser auch nicht wünschen von einer Geschichte, wo alle Personen hübsch leben bleiben; denn sollten alle guten Geschichten, um den Tag nicht vor dem Abende zu loben, sagen: so lebte er und so ist er gestorben, — dann wäre der „letzte" Mensch, der auf Erden lebte, der beste Erzähler und der schlechteste, — alle Geschichten, die er von anderen erzählte, schlössen glatt ab, aber seine eigene könnte er nicht zu Ende bringen, und überdem fehlte es ihm an Zuhörern und Lesern, während der Verfasser dieses das Vergnügen hat, sich den Seinen bestens empfehlen zu können, was er hiermit gethan haben will.

C.

Die Umarbeitung des „Schandfleck".

I.

„Der Schandfleck", niedergeschrieben in der Zeit vom 23. Februar bis 25. August 1876, erschien zuerst ungefähr im Lauf derselben Zeit in der als Trutzblatt wider die „Gartenlaube" gegründeten illustrierten Wiener Wochenschrift „Die Heimat" und zu Weihnachten des genannten Jahres als Buch im Verlage von L. Rosner in Wien. Die Aufnahme, die das Werk bei der stimmfähigen Kritik fand, entsprach durchweg dem Eindruck Emanuel Geibels, der von dem Buch anfänglich so begeistert war, daß er beim Lesen alles andere darüber vergaß, bei der Wendung des zweiten Teiles aber, welche die Heldin vom Dorf in die Stadt versetzt, des Glaubens wurde, daß eine fremde Hand die Arbeit zu Ende geführt habe. Die kritische Meinung des Lübecker Poeten war nicht ganz unbegründet; Anzengruber hatte anfangs beabsichtigt, das Geschick seiner Magdalena Reindorfer wie auf dem Lande beginnen, so auch auf dem Lande endigen zu lassen: Zeuge dessen seine brieflichen, für Bolin bestimmten Erklärungen:

Wien, 23. März 1877. — — Was nun Ihre Einwürfe anlangt, so ist es ganz unleugbar, daß der in der Stadt spielende Teil des Romans, was die Charakterisierung des Stadtlebens und seiner Figuren anlangt, schwächer geraten ist, und das kommt daher, weil ich als Stadtkind alle einschlägigen Verhältnisse als zu bekannt voraussetzte und mich auf ein skizzenhaftes Andeuten beschränkte, um den Leser nicht — wie ich glaubte — zu langweilen

und zu ermüden. Das ist groß gefehlt gewesen. Hätte ich die Stadt mit derselben Sorgfalt behandelt wie das Land, so hätten sich's die Städter recht gern gefallen lassen, und die anderen Leser „in den angrenzenden Provinzen" wären auch besser dabei gefahren, und ich bei Ihnen und ihnen. Um für ein anderes Mal nicht wieder in diesen Fehler zu verfallen, schreibe ich eben jetzt städtische Studien, welche von Zeit zu Zeit unter dem Kollektivtitel „Bekannte von der Straße"*) erscheinen. Für den „Schandfleck" kommt das leider zu spät. Es war eben mein erster Roman, und hat das Kind auch eine unschöne Nase, so hoff' ich doch, man läßt es als ein gutgeartetes Geschöpfchen gelten und ihm sein Gebrechen nicht fühlen. 's nächste Mal versuchen wir's besser. Behalten Sie bis dahin Kind und Vater lieb.

Mit diesem Bescheid gab sich Bolin nicht zufrieden; in seiner Erwiderung meinte er: die ganze Stadtgeschichte sei „einfach eine zweite Erzählung; die Komposition heische von Anfang an ländliche Behandlung und Durchführung". Darauf folgte am 14. Mai 1877 Anzengrubers Entgegnung: „Ihre freundliche Teilnahme für den Schandfleck danke ich Ihnen und werde dafür Ihre Genugthuung durch ein Geständnis vermehren, nämlich: daß der Stoff ursprünglich auch für den Austrag der ganzen Geschichte auf ländlichem Boden angelegt war. Wie ich davon abgedrängt wurde, das weiß ich selbst nicht genau, ja nicht einmal andeutungsweise anzugeben. Sollte mir einmal Muße bleiben, und die Lust kommen, so gedenke ich's vielleicht zu versuchen, das Werk in ursprünglicher Anlage auch zu beenden. Dann läuft die Geschichte mit geringen Aenderungen bis zur Fahrt in die Kreisstadt, und von da kommt Lenerl wieder auf das Land. Jetzt kann ich aber nicht daran gehen, ich habe zu viel anderes." Abermalige

*) Diese Skizzen erschienen zuerst in der „Heimat", hernach in einem Bändchen (Leipzig, R. F. Albrecht, 1881) unter dem Titel: Bekannte von der Straße. Genrebilder von Ludwig Anzengruber.

Mahnungen Bolins beantwortete der Dichter am 29. Oktober 1877 mit der Bemerkung: „was nun die beabsichtigte Umarbeitung des Schandfleck betrifft, so kann ich einen Zeitpunkt für selbe noch nicht bestimmen, umsoweniger, als das Ding noch in seiner jetzigen Gestalt zu neu ist, als daß ich ihm gegenüber schon volle Objektivität gewonnen hätte. Es bleibt das ein hartes Stück Arbeit."

Im Februar 1878 lernte Bolin den Dichter persönlich kennen. „Nach hinlänglich eingeleiteter und befestigter Vertraulichkeit ward mir mündlich folgende wichtige Mitteilung: der Roman mochte etwa zur Hälfte in der Ausführung gediehen sein, als ‚Die Heimat' denselben zur Veröffentlichung erwarb. Als die Publikation bis zu dem tragischen Punkt gediehen war, wo die Liebenden sich von der Gefahr der Blutschande bedroht finden, brachte das Familienblatt Porträt und Biographie des Thronerben. Allgemeines Entsetzen! Zur Besänftigung des aus seiner Harmlosigkeit aufgestörten Publikums schlug die Redaktion vor, ‚die Erzählung, welche des bald bevorstehenden Quartalschlusses wegen nicht länger ausgedehnt werden durfte, dahin zu modifizieren, daß dieselbe ihre Lösung in der Kaiserstadt finden sollte,' und der sonst so eigenmächtige Dichter willfahrte diesem Wunsche." Von Stund' an aber stand es bei Bolin fest: „Dieser Schandfleck müsse durchaus aus dem Schandfleck getilgt werden." Diesem Gedankengang entsprach es, daß Bolin zunächst in der „Gegenwart" 1878, Nr. 44, gelegentlich einer Anzeige von Dubocs „Reben und Ranken", den Sachverhalt andeutete. Der Dichter schrieb ihm daraufhin: „Wien, 16. November 1878. Ihre Rezension habe ich gelesen und denke, Duboc muß diese warme Besprechung erfreuen. Daß Sie das Amtsgeheimnis vom ‚Schandfleck' ausgeplaudert haben, das ist nicht schön von Ihnen. Sie geben — auf gut wienerisch — keine Ruh'. Aber ehe ich an eine solche Umarbeitung gehe, will ich ganz gesammelt sein, und das bin ich jetzt voraussichtlich auf lange Zeit nicht."

Bolin blieb die Antwort nicht schuldig. „Was ich that, geschah nach reiflicher Ueberlegung, und nur so viel möchte ich Ihnen zugeben, daß es richtiger gewesen, vorher Ihre Genehmigung einzuholen. Das Hin- und Herschreiben ist aber bei der zwischen uns waltenden Zeit- und Raumferne ein mißlich Ding, und da es mit der Ablieferung meines Artikels Eile hatte, dachte ich, die nötige Erlaubnis könnte ich als gegeben betrachten, da der Freund A. in W. meine gute Absicht merken wird und ich die Sache, welche allein das Unglaubliche der fatalen Zwitterhaftigkeit erklärt, in der Form einer bloßen Vermutung ausspreche. Da ich zudem vielfach auf ein Befremden über diesen leidigen Dualismus gestoßen und die Wiederholung der Einwände Dubocs für das Werk nicht unbedenklich ist, lag der Gedanke nahe, durch Verraten der Wahrheit dem Mißstande eine Abhilfe zu verschaffen. Mein Zweck dabei war ein doppelter: Dubocs Kritik die Berechtigung zu entziehen und den vielen Verehrern Ihres Buches, worunter ich die bedeutendsten Männer Deutschlands weiß, die einzig ausreichende Erklärung hinsichtlich des durchaus fremden Elements, das Ihrem Meisterwerk anhaftet, zukommen zu lassen. Indem ich aber so zu erkennen gab, daß Ihnen noch eine wichtige Pflicht sowohl Ihrem Werke als auch dessen vielen Verehrern gegenüber zu erledigen obliegt, glaubte ich in Ihrem eigenen Interesse und in dem Ihres Buches zu handeln. Als Resultat verspreche ich mir, bei den Freunden desselben die Erwartung auf dessen rechtmäßige Umgestaltung, bei Ihnen den Wunsch, dieser Erwartung nachzukommen, in Anregung gebracht zu haben. Nennen Sie dies Verfahren politisch, diplomatisch oder wie Ihnen beliebt, aber verkennen Sie nicht meine Treue für Ihr Talent und dessen Bethätigung und für Ihr wunderbares Buch, das mir's in tiefster Seele angethan und dem ich zu seinem künstlerischen Recht zu verhelfen mir zu einer heiligen Pflicht gemacht habe. Ich gebe Ihnen keine Ruh', solange Sie Ihrer Leni nicht die Ausstattung verleihen, die

ihr von Apoll und Rechts wegen zukommt. — Lassen Sie uns auf Mittel und Wege sinnen, die Angelegenheit praktisch zu ermöglichen, da selbige in Anbetracht der Verlegerinteressen ihre geschäftliche Seite hat: es soll mir nicht darauf ankommen, durch die That zu beweisen, wie ernstlich es mir darum zu thun, der deutschen Litteratur eines ihrer köstlichsten Kleinode in der Weihe seiner wahrhaften Eingebungsform als würdiges Denkmal der dichterischen Leistungen unserer Tage zu erhalten. Darum dringe ich auf Beseitigung des Notbaues."

Zehn Monate nachher, am 9. November 1879, beendigte Anzengruber einen längeren, an Bolin gerichteten Brief mit Worten, die deutlich zeigten, wie fest jene herrlichen Absichten des Freundes in seinem Gedächtnis hafteten:

„Ich könnte jetzt meinen Brief ruhig abschließen, aus der mir innewohnenden Geradheit kann ich es jedoch nicht. Entweder ich sage Ihnen damit etwas Neues und dann Sie hoch Interessierendes, oder — ich thu' es damit nicht, wenn ich Ihnen bekannt gebe, daß man mir über Hamburg weg eine mit ganz anständiger Summe Geldes gefüllte Hand reicht, und ich habe dafür nichts, gar nichts zu leisten, als den ‚Schandfleck' umzuarbeiten. Ich wette, daß Sie jetzt fragen, ob ich es thue? Wahrhaftig, lieber werter Freund, verurteilen Sie mich nicht dazu, einen ganzen langen Brief, den ich an den Mittelsmann meiner unbekannten Freunde gerichtet, wiederzukäuen."

Was war geschehen?

II.

In der ersten Novemberwoche hatte Anzengruber von dem Kaufmann Ed. W. Maas folgenden, Hamburg, 4. November 1879 datierten Brief erhalten: „Ich bin von Ihnen und mir befreundeter Seite, welche ungenannt zu bleiben wünscht, beauftragt, Ihnen mit einliegend in Abschrift erfolgendem Schreiben, aus welchem Sie alles weitere ersehen wollen, 500 fl. ö. W. zu übersenden." In dem Be-

gleitbrief aber hieß es: „Freunde Ihres hervorragenden Talentes möchten Ihnen gern ein Zeichen ihrer aufrichtigen Verehrung angedeihen lassen, erlauben sich aber, an das Ihnen zuzuwendende Angebinde eine Bedingung zu knüpfen, deren Erfüllung Ihnen selbst von der größten Wichtigkeit sein dürfte. Außerhalb Ihrer Heimat lebend, haben wir von Ihren Schöpfungen vorzugsweise Ihre Erzählungen schätzen gelernt. Unter diesen stellen wir Ihren vor einigen Jahren veröffentlichten Roman, ‚Der Schandfleck‘ betitelt, am höchsten, haben jedoch den Mißstand daran auszusetzen, über welchen uns ein Aufsatz in Nr. 44 der Gegenwart von 1878 einstweilen beruhigenden Aufschluß gebracht hat. Unser Wunsch wäre nun, Sie durch unser Angebinde in die Lage zu versetzen, jenen Notbau zu beseitigen und Ihre Arbeit in der ihr zukommenden Behandlungsweise zum Abschluß zu bringen. Für diese uns am Herzen liegende Vollendung des Werkes in dem durch die ursprüngliche Eingebung bedingten Sinne stellen wir Ihnen*) — — zur Verfügung. Die beigelegten 500 fl. gelten nur als Anzahlung der ersten Rate.“ Das volle Besitzrecht sollte dem Dichter gewahrt bleiben: „es handelt sich also gleichsam um ein Geschäft, wobei der ganze finanzielle Gewinn Ihnen gehört, wobei wir uns mit dem rein ideellen begnügen, der deutschen Litteratur eine Perle aus dem Erzählungsschatze in diejenige Fassung gebracht zu wissen, durch welche ihre Schönheit erst recht zur Geltung gelangen wird.“

Es war kein Wunder, daß Anzengruber sofort an Bolin als an den Urheber dieses Antrages dachte. Zeuge dessen nicht nur seine vorhin mitgeteilten Zeilen an den fernen Freund, sondern auch die folgende Antwort an den ihm

---

*) Wiewohl dieser von Anzengruber sorgsam aufbewahrte Briefwechsel den Betrag in voller Ziffer enthält, soll er auf besonderen Wunsch seines Korrespondenten hier nicht wiederholt werden.

bis dahin völlig unbekannten Herrn Kaufmann Maas, die dem Zartgefühl des Dichters zu dauernder Ehre gereicht.

An Maas.

Wien, den 9. November 1879.

Sehr geehrter Herr!

Vorab bestätige ich den Empfang von 500 fl. ö. W. Dieser Betrag liegt dermalen noch in dem Couvert, das ihn eingeschlossen, und glaube ich, bevor nicht einige Bedenken aufgeklärt sind, die mir bei Lektüre des Begleitschreibens aufstiegen, nicht über genannte Summe irgend verfügen zu sollen.

Ich beginne mit dem kleineren Bedenken, klein, wenn ich recht habe, daß das Begleitschreiben nur einen unrichtigen Ausdruck gebraucht, wenn es von einer gänzlich umgearbeiteten zweiten Auflage des „Schandfleck" spricht; nach ursprünglichem Entwurfe sollten die Begebenheiten auf dem Dorfe in ländlicher Umgebung zu Ende spielen, vom 1. bis inkl. 12. Kapitel käme gar nichts zu ändern. Ueber die nächstanschließenden Kapitel (Fahrt nach der Kreisstadt und Aufenthalt daselbst) muß ich mir vorbehalten, erst schlüssig zu werden.

Die Kapitel 17, 18, 19, 23 und 24 würden nur einer Bearbeitung, respektive Richtigstellung unterliegen, wo Städtisches in Wegfall zu kommen hätte, oder es durch den Verlauf der Begebenheiten neuer Bearbeitung nötig erscheint.

Hätte ich an dieser Stelle falsch verstanden, verlangt man von mir wirklich eine gänzliche Umarbeitung, so wäre ich außer stande, diesem Wunsche gerecht zu werden, da ich nichts anderes versprechen kann, als die Erzählung von da ab neu aufzunehmen, wo die Heldin den Heimatsort verläßt.

Das Schicksal ihres Halbbruders, des Muttersohnes, bliebe, wie erzählt; die Begegnung mit dem Müller bliebe, (modifiziert), die Austreibung Reindorfers aus dem Ge-

höft gleichfalls, der Schluß wäre, daß er zum „Schandfleck" trifft, um in dessen Armen zu sterben.

Gesetzt nun, ich verstehe die Meinung richtig und man wäre von der mir so wahrhaft befreundeten Seite mit der Umgestaltung des genannten Romanes in angedeuteter Weise vollkommen einverstanden, so bliebe mir gegen das „Geschäft" (wie es der Begleitbrief bezeichnet) wenig einzuwenden; eine Zahl dem Autor freundlich Gesinnter wünscht die Umarbeitung des mehrerwähnten Werkes, man will dieselbe nicht länger hinausgeschoben sehen und bietet mir Mittel, die Zeit, welche ich zu gewünschtem Zwecke aufwenden muß, von aller anderen Arbeit frei zu halten, es ist Leistung und Gegenleistung, es ist ein Geschäft, ein überraschendes, ein seltenes, aber immerhin ein Geschäft.

Wer aber sind diejenigen, die mir dieses Geschäft proponieren? Ich finde darüber nicht die leiseste Andeutung. Ich bekomme von dem Brief der Auftraggeber eine Abschrift, in welcher die Unterfertigung fehlt.

Nun denn, geehrter Herr, Sie sind mir fremd, aber Sie sind Vermittler in dieser Angelegenheit und jeder andere Weg ist mir verlegt, mein zweites Bedenken vorzubringen, doch glaube ich nicht mißverstanden zu werden.

Ein solches Anbot, wie es mir gemacht wird in dem Begleitschreiben, das kommt nicht ohne irgend einen Anstoß, unvermittelt aus einem Leserkreise, das kommt nicht von einer Anzahl Leser, die bloß an dem Autor teilnehmen, das kommt von einer auch dem Menschen befreundeten Seite; ich denke nun, — ich weiß es allerdings nicht, aber ich halte mich berechtigt, es zu denken — ich denke nun, daß ich keinen Freund habe, dem in der fraglichen Angelegenheit, selbst allein nur durch die Ergreifung der Initiative, nicht ein Opfer auferlegt wäre, und ein solches anzunehmen, dazu halte ich mich nicht berechtigt.

Dazu würde ich mich auch nicht verstehen und darum liegt der eingegangene Geldbetrag, noch wie ich ihn empfangen, nicht anders, als wie mir zur einstweiligen Ver-

wahrung übergeben, bis ich weiß, wie darüber zu disponieren.

Ich muß es Ihnen, respektive den Auftraggebern überlassen, meine Bedenken zu entgegnen. Verlangt man nach einer gänzlichen Umarbeitung, über die angedeutete hinaus, so wäre jede weitere Verständigung überflüssig und ich nur zu bescheiden, an wen ich die erhaltene Summe zu retournieren hätte.

Wie mir über das zweite Bedenken hinausgeholfen werden soll —?

Ich weiß das wahrhaftig selbst nicht.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung, mit der ich mich nenne

Ihr ergebener

L. Anzengruber.

Schon am 19. November traf die Antwort von Kaufmann Maas aus Hamburg ein: „Nachdem ich Ihre gefl. Zuschrift bei Empfang prompt weitergesendet, erhalte Depesche folgenden Inhalts: ‚Mit Autors Auffassung vollständig einverstanden, erklären Auftraggeber mißverständlichen Ausdruck nur buchhändlerisch gemeint, versichern keinerlei Opfer vorwaltend, lediglich Kundgebung aufrichtiger Bewunderung‘ und hoffe ich, daß nunmehr Ihre Bedenken völlig gehoben und Sie auf den gemachten Vorschlag eingehen werden.“

Nun erst folgt Anzengruber der Aufforderung.

An Maas schrieb er:

Wien, den 21. November 1879.

Sehr geehrter Herr!

Ich ersuche Sie den unbekannten mir so überaus freundgesinnten Auftraggebern, nebst meinem besten Dank, zu sagen, daß ich an die bewußte Arbeit gehen werde.

Ich will mir dazu im kommenden Jahre so viele Zeit, als ich gebrauche, von anderer Arbeit, anderen Plänen 2c. frei halten. Da nun einiges noch vorher erledigt werden

muß, bin ich vorderhand nicht in der Lage, genau bestimmen zu können, wann ich die Feder ansetzen kann.

Da mir aber für eben diesen Termin eine zweite Rate in Aussicht gestellt ist, so möge es mir gestattet sein, mich seinerzeit um diese zu melden und zugleich anzuzeigen, daß ich die Arbeit vornehme.

Voraussichtlich komme ich vor Beginn des nächsten Frühjahres nicht dazu, und ich möchte auch, ganz aufrichtig, nicht ohne eine gewisse Feiertagsstimmung an die Sache gehen. Werkeltagsarbeit verträgt das Ding nicht.

Ich hoffe meine verehrten Freunde auch damit einverstanden.

Sobald ich einmal so weit sein werde, mich ausschließlich mit dem „Schandfleck" beschäftigen zu können, werde ich auch in der Lage sein, mich ausführlicher über manches diesbezügliche auszusprechen.

Mit Hochachtung ergebenst

L. Anzengruber.

An demselben Tage richtete er aber auch an Bolin einen Brief, der durchblicken läßt, daß der Dichter nach wie vor den Helsingforser Freund zum mindesten für den Anreger des ganzen Unternehmens hielt:

Wien, 21. November 1879. — — „Was den Schandfleck anlangt, so habe ich heute zugesagt und werde die Arbeit wahrscheinlich mit künftigem Frühjahr vornehmen und überhaupt künftiges Jahr erledigen. Ich lasse Ihre Geibel-Hypothese hingestellt." (Bolin hatte die Vermutung geäußert, daß möglicherweise Geibel hinter den „ungenannten Freunden" stecke.) „Es ist mir einigermaßen beengend, keine Namen zu wissen, aber ich befinde mich da in einer delikaten Lage. Das Anbot wird mir in ganz bestimmter Form gemacht, ich habe es auch versucht, den Schleier zu lüften; er wurde so dicht belassen, wie er war, dem gegenüber hatte ich den Antrag entweder abzuweisen oder anzunehmen, — aber nicht weiter zu fragen. Die seltene Gelegenheit, einmal arbeiten zu können, wo der

‚Muß‘ wegfällt, wo so vieles, ja alles für die Aufnahme gerade dieser Arbeit spricht, die sich vor meinen Augen schon auf ‚unerdenkliche‘ Zeiten vertagte, diese Gelegenheit konnte ich doch nicht vorübergehen lassen etwa deshalb, weil man von anderer Seite auf Nichtnennung des Namens versessen ist. Ei ja, ich hätte das Recht und es stünde mir vollkommen zu, zu sagen: ich will wissen, mit wem ich verkehre; wenn ihr euch nicht nennt, so nehm' ich euer Geschenk, oder heißt es, euren Auftrag nicht an. Schön. In Märchen wird oft erzählt, daß die Schätze über ein unvorsichtiges Wort des Schatzgräbers versinken. Könnte mir hier auch so gehen: man nennt sich schließlich nicht und zieht den Auftrag zurück. O bewahre, man zieht ihn nicht zurück, aber man nennt sich, wenn man mir etwa doch ein Schnippchen schlagen will, Müller, Maier, Fischer rc. Das wäre denn doch gar zu kläglich. So hab ich denn angenommen und freue mich auf die Zeit, wo es mir vergönnt sein wird, diese Arbeit vorzunehmen.“ Das ist die Geschichte des Romans vom „Schandfleck“. —

So rasch, als Anzengruber das vorhatte, gedieh die Umarbeitung nicht. Hemmnisse mannigfacher Art traten dazwischen, wie er das — zunächst wiederum — Kaufmann Maas und zugleich ziemlich gleichzeitig Bolin — eingehend berichtete:

An Maas.

Wien, den 10. Oktober 1880.

Sehr geehrter Herr!

Nahezu ein Jahr ist es, daß mir die Großmut wahrer Freunde meiner Muse Anlaß bot, mit Ihnen in Korrespondenz zu treten, unter normalen Verhältnissen würde es mir schwer auf dem Gewissen lasten, für die Erfüllung des Wunsches, welchen dieselben äußerten, noch nichts gethan zu haben, aber es sind eben während dieser Zeit anormale Verhältnisse eingetreten, ich hatte das Mißgeschick mir am 7. März d. J. den Fuß zu brechen, und es dauerte nahezu bis heute, daß unter physischen Schmerzen und

materiellen Sorgen mein Talent brach lag, ich versuchte mich erst wieder hie und da, um mich wieder zu finden. Nun bin ich bereit, die Aufgabe, welche mir gestellt wurde, aufzunehmen, und nun erst nehme ich in Anspruch, was man mir so gütig bot, ich ersuche Sie um die zweite Rate pro 500 fl. ö. W. und knüpfe daran die Bitte, daß Sie erstens den Wunsch an meine unbekannten Freunde gelangen lassen mögen, daß ich noch im Verlauf der Arbeit eine dritte Rate pro 500 fl. zugewiesen erhalte, so daß nach Vollendung derselben nur — — mir zu fordern blieben, ich bin bereit die Abschrift der Arbeit, soweit sie bis zu meiner Forderung der dritten Rate gediehen sein wird, zu Ihren Händen zu erlegen, ich werde dies sogar als mein Recht beanspruchen, umsomehr, als sich etwa die Unterhandlungen mit meinem Verleger in die Länge ziehen könnten und mein Manuskript vorläufig der einzige Beleg sein dürfte für meine Leistung, die übrigens auf dem einen oder dem anderen Wege ich in die Oeffentlichkeit bringen werde, und möchte ich eben meine freundlichen Gönner, sobald ich meiner Aufgabe entsprochen, dieselbe vorliegen wissen.

Zweitens ersuche ich Sie, geehrter Herr, eben jenen Freunden zu melden, daß mich in harter Zeit ihre Anerkennung aufrecht erhielt und ich ihnen mehr zu danken habe, als ich zu sagen weiß, meinen Gruß aus vollstem Herzen ihnen.

Ich zeichne mich hochachtungsvoll
Ihr ergebener
L. Anzengruber.
6. Hofmühlgasse 2.

An Bolin.

Wien, den 13. Oktober 1880. — — — Dieser Tage habe ich an den Mittelsmann geschrieben, mir die zweite Rate des Honorars erbeten, die auch den Abmachungen nach ohnehin fällig ist. Sobald ich diesen Betrag in der

Tasche habe, werfe ich alle andere Arbeit beiseite und alle anderen Besteller zur Thüre hinaus und gehe an meine Aufgabe. Ich mußte erst ein wenig meine Feder versuchen, ob sie nicht rostig geworden sind, ob die Tinte nicht eingetrocknet, und so habe ich noch ein paar kleinere Arbeiten bäuerlichen Genres geleistet, um mich etwas einzuschreiben*). Von meiner Umarbeitung werde ich Ihnen von Zeit zu Zeit berichten, wie es damit vorwärts geht. Gar zu lange wird es nicht dauern, bis ich dran bin. Ich denke dieses Jahr damit noch fertig werden zu können. Der Anfang wird häklig, das weiß ich, der kostet Zeit und Papier; steh' ich aber einmal fest und hab' das Ziel vorm Auge, dann soll's aussehen als wär's auf einen Wurf geschehen, wäre nie anders gewesen und könne nicht anders sein.

Sieben Wochen später, 30. November 1880, berichtet er demselben Vertrauten: „Die Hände würden Sie über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn Sie sehen würden, wie ganz wunderbar die Wege eines Poeten sind, der an eine Umarbeitung geht. Dächten Sie, ich säße darüber her, die Geschichte meiner lieben Magdalen fortzuspinnen, und wär' dabei schon eine ziemliche Strecke Weges weit gekommen, so gäben Sie sich einem argen Irrtum hin. Den Fuß hab ich gehoben und wohin und an welchen Weilern und Dörfern vorüber mein Weg mich führen wird, das weiß ich; das aber ist vorläufig alles. Mein Fleiß beschränkte sich auf ganz etwas anderes. Sie denken es nicht.

Ich hab' nämlich all das mir im Wege liegende Material herausgehoben und die Heldin der resp. Kapitel **Brigitte** getauft und mache aus der Stadtgeschichte eine neue. Alles was mich wegzuwerfen reut, alles was mich für Schandfleck-Umarbeitung stören würde, wird hier in der neuen Geschichte zusammengestellt. Nachdem ich so

*) „Der Sinnierer.“ — „Der starke Pankraz und die schwache Eva.“

alles, was mir aus der Hand liegt, auch aus derselben hinweggespült habe, bekomme ich sie für die Hauptarbeit frei. Aus der alten Stadtgeschichte eine neue zu machen, ist nicht schwer. Doch den ‚Schandfleck' neu herzustellen — Arbeit nach Bogenzahl macht das auch nicht viel — ist ein heiklicheres Ding. Aber eine Liebesgeschichte will ich da wieder hinstellen."

In gleicher Weise gibt er weiterhin, fast zu demselben Zeitpunkte, Maas und Bolin Kunde von dem Fortgang oder den Unterbrechungen der Arbeit:

An Maas.

Wien, den 31. Januar 1881.

Sehr geehrter Herr!

Ich versprach, anfangs dieses Jahres von dem Stande der Dinge Nachricht zu geben, dies der Anlaß, daß ich mir erlaube, diese Zeilen an Sie zu richten.

Ich habe ganz aufrichtig zu bekennen, daß zwar die Arbeit fördert, ich jedoch voraussichtlich mich noch einige Zeit damit werde beschäftigen müssen, um selbe zu gewünschtem Ende zu führen, in der Vollendung, in welcher sie mir vorschwebt und welche ich, wenigstens soweit an mir liegt, auch zu erreichen trachten werde.

Ich stelle mir die Sache keineswegs leicht vor, sie stellt sich aber als schwerer heraus, als ich dachte, ich möchte meine freundlichen Gönner nicht gerne befremdet sehen, daher erlaube ich mir hier an Stelle zu bemerken, daß ich erst daran gehen mußte, alles Städtische aus dem Roman hinauszuschaffen. Das habe ich gethan, indem ich aus all den Teilen, welche bei der Umarbeitung in Wegfall kommen, eine neue Erzählung schaffte, welche „Die Kameradin" heißt; dadurch legte ich mir das klar, was an Elementen zurückblieb, die für die Umarbeitung nicht zu umgehen sind. Da ich nicht möchte, daß man mich zu langen Zögerns beschuldigt, so gebe ich von diesem Umstand Nachricht, in der Hoffnung, daß man diese Arbeit nicht als eine Ab-

ziehung von der eigentlichen Aufgabe, nicht als bloße Zeitverschwendung betrachten werde.

Mit hochachtungsvollem Gruße
ergebenst
L. Anzengruber.

An Bolin.

31. Januar 1881. „Benachrichtige Sie fürs erste, daß die aus dem Schandfleck ausgezogene Stadtgeschichte fertig ist; betitelt sich ‚Die Kameradin‘ und zählt zwölf Kapitel. Zu meinem lebhaften Vergnügen haben Sie schon, ehe die fertig war, dieser Arbeit volle Berechtigung zugesprochen." In den folgenden Monaten klagt er dem Freunde wiederholt sein Leid über ungeahnte Schwierigkeiten und Zwischenfälle:

3. April 1881. „. . . Und in diesen Monaten, was habe ich gethan? Gearbeitet wohl, aber Zeit vertrödelt. Kleinigkeiten, ich mußte sie erledigen, Zusagen, ungeschickterweise gegeben, sie mußten eingehalten werden. ‚Die Kameradin‘ wird vorläufig erst in einer Zeitschrift erscheinen. Derselben ist eine humoristisch plaudernde Vorbemerkung vorangeschickt, welche, wie recht und billig, den Leser darüber aufklärt, was er da zu lesen bekommen wird. Meine Beichte zu vollenden, bleibt mir nur zu melden übrig, daß nachdem mich die Umarbeitung des „Schandfleck" unausgesetzt im Geiste beschäftigte, ich endlich nun doch werde drangehen können, das Gedachte zu Papier zu bringen. Man dächte nicht, wie hart solch eine Arbeit sich anläßt, und ich darf nur den Augenblick nicht versäumen, wo ich die Stimmung finde, kräftig anzufassen und eines Wurfes die Arbeit zu bewältigen. Das Gefühl, daß sonst nichts daraus wird, hat diese Arbeit bisher, nicht den Entwürfen nach, aber in der Ausführung verzögert. Zum guten Glücke bescheiden sich meine Freunde und Auftraggeber, haben kein Wort des Tadels oder Zweifels gegen mich, was mich geradezu unglücklich machen würde."

Diese Sorge verscheuchten die „unbekannten Freunde"

gründlich. Wiederholt ließen sie Worte herzlichster Zustimmung an ihn gelangen. Wenn er klagte, daß das Werk stocke, munterten sie ihn auf; ja sie erhöhten aus freiem Antrieb das anfänglich ausgesetzte Honorar „in Anbetracht der schweren Zeiten". Ein andermal boten sie ihm, veranlaßt durch einen Essay von S. Feldmann in „Unsere Zeit", einen namhaften Betrag, wenn er im „Meineidbauer" die Gesangseinlagen beseitigen, die Episode Jakobs und auch den Schlußakt ändern wolle. Statt bei der Baumahm sollte der „Meineidbauer in der Hütte" der Vroni zu Füßen seines von ihm angeschossenen Sohnes sterben. Aber sie ließen von diesem Ansinnen sofort ab, als der Dichter ihnen „in ebenso liebenswürdiger als lehrreicher Weise" auseinandersetzte: daß eine etwaige „Erschütterung" durchaus unzulässig und dem Charakter des Stückes widersprechend sei. Nach Anzengrubers Aufklärung sollte „mit dem Tode des alten Ferner auch die von ihm bestimmte Vergangenheit abgethan sein und das neue bessere Geschlecht vor den Augen der Zuschauer in sein besseres Recht treten, und zwar mit einem auch diesem vernehmbaren und durchaus nachempfundenen Freudegefühl. Das aber könnte nicht erreicht werden, wenn Blick und Empfindung des Zuschauers der Leiche des eben gestorbenen Meineidbauers und der um sie versammelten Leute zugewandt wäre!"

Mit diesem Bescheid erklärten sich die „Unbekannten" abermals völlig einverstanden. Erfolgte doch, wie mir Bolin wiederholt brieflich und mündlich versicherte, jene Anregung, Aenderungen am „Meineidbauer" vorzunehmen, von vornherein einzig und allein in der Absicht, dem Dichter in irgend einer Form eine neue Zubuße anbieten zu dürfen. Diesem Gedankengang entspricht durchaus die folgende Antwort: „obschon jene Gelegenheit selbstverständlich entfällt," schrieben neuerdings „die Freunde Ihrer talentvollen Feder", „möchten wir doch die Ihnen zugedachte Summe zu Gunsten Ihres Talentes verwerten. Bei der redlichen Verehrung, die wir für dasselbe hegen,

werden Sie es nicht mißdeuten, wenn wir die besagte Subvention dazu bestimmen, Sie vor der etwaigen Notwendigkeit eines Schaffens für den bloßen Tagesbedarf zu behüten. Wir möchten Ihnen nämlich durch jenen Betrag die Möglichkeit sichern, nach Vollendung der bewußten Umgestaltungsarbeit an eine sei es dramatische oder erzählende Leistung zu gehen, die Ihnen besonders am Herzen liegt, deren Ausführung aber die Gunst einer freien, in jeder Weise ungehemmten Stimmung bedarf. Als Entgelt dafür bedingen wir uns, über die betreffende Arbeit selbst Kenntnis und während deren Verlauf gelegentlich Bericht zu erhalten."

Wie schwer es dem Dichter, angesichts dieser Haltung seiner Nothelfer, fiel, die Vollendung des Werkes nicht beschleunigen zu können, bezeugt so mancher an Bolin gerichteter Stoßseuzer:

Am 23. November 1881 klagt er: „Es ist geradezu entmutigend, wie das Schicksal — oder sonst was — mit mir spielt. Alles ließ sich auf das beste an, mein drittes Kapitel lag im Kopfe fertig, zum Niederschreiben bereit, und wie ich eben gedachte, mich an dem Schreibtisch festzusetzen, da erkrankte mein Junge am Scharlach. Nun muß unter Hangen und Bangen abgewartet werden, ob nicht die Kleine von dem Uebel gleichfalls befallen wird. Köstliche Zeit geht verloren, verloren in Sorg' und Verstimmung. Es ist ganz untröstlich. Es ist ein eigenes Verhängnis, das mich da hemmt und das schließlich meine Freunde mir entfremden wird."

Neujahr 1882 schreibt er: „Vorab, liebwerter Freund, berichte ich Ihnen über Umarbeitung vom Schandfleck nur so viel, daß ich selbe, da der Dezember ungünstig war, im Jänner und Februar zu Ende zu führen hoffe. Ich nehme dann etwa im März eine genaue Revision über das Gesamte vor und werde mit Monat April, wenn nicht früher, das Manuskript meinem Verleger übergeben. Jetzt läßt sich das neue Jahr auf das beste an, und ich gehe mit

aller Gemütsruhe daran, mir zur Lust die Aufgabe zu vollenden.“

1. März 1882 meldet er: „Ich habe wacker gearbeitet und arbeite noch. Meine Stellung als Herausgeber der Heimat beginnt mit kommendem April. Ich habe für mein Debüt eine kleine Skizze, ein Genrebild aus dem Wiener Leben, niedergeschrieben und mir durch diese Vorarbeit den laufenden Monat für Schandfleck frei gehalten, der mich eigentlich ausschließlich bei bester Stimmung und guter Ruh beschäftigt. Rein und rund durchgefeilt stehen nun sechs Kapitel des zweiten Teiles fertig; weitere sechs kommen noch daran, die ich aber im Geist zu haben glaube, und sollten sie auch unter der Arbeit sich ‚verspröden‘, so werde ich sie doch sicheren Griffes fertig bringen, denn dermalen habe ich wieder eine glückliche Hand. Ist dies erledigt, und zwar mir zur Genugthuung, dann will ich von ernsterer Arbeit eine dramatische vornehmen.“

Am zweiten Ostertag 1882 heißt es: „Am Schandfleck arbeite ich auch. Wenn die Arbeit nach dem Sprichwort ‚was lange währt, wird gut‘ artet, dann wird was daraus. Ich sehe so die Zeit des Erscheinens um Weihnachten herum ab; früher hätte es auch keinen Sinn, damit auf den Büchermarkt zu rücken.“

Am 13. September 1882 schickt er Bolin eine Karte des Wortlautes: „Magdalene Reindorfer und Kaspar Engert empfehlen sich als Vermählte. Nun habe ich noch den alten Reindorfer austreiben, sterben und begraben zu lassen. Ich hab' keine Ruh, bis der die ewige hat.“

Am 13. Oktober 1882 geht endlich an Bolin die Botschaft ab: „Erlaube mir, Ihnen zu melden, daß der Schandfleck umgearbeitet ist, wodurch mir ein Stein vom Herzen gefallen. Soll zunächst jenseit des Ozeans im New Yorker belletristischen Journal erscheinen.“

An Maas ergeht erst neun Monate später der nachstehende Schlußbrief:

Wien, den 1. Juli 1883.

Meinen verehrten, unbekannten Gönnern und Freunden sende ich hier die beiden durch deren liebenswürdige Großmut entstandenen Werke

„Die Kameradin" und
„Der Schandfleck".

Ersteres in sorgfältig durchgesehener Buchausgabe, letzteres, leider, in einem durch Druckfehler entstellten und an einigen Stellen, zum angeblichen Verständnisse der Leser „verbesserten" Zeitungsabdrucke, mit welchem ich vorläufig vorlieb zu nehmen bitten muß.

Es bleibt mir nur über, zu wünschen, meiner Aufgabe soweit gerecht geworden zu sein, daß ich all die mir erwiesene Güte und Nachsicht doch einigermaßen verdiente, für welche ich nochmals meinen Dank auszusprechen mir nicht versagen kann.

Hochachtungsvoll

L. Anzengruber.

Die ungenannten „Freunde seiner Feder und seines Talentes" sind höchlich erbaut; in ihrer Entgegnung heißt es: „Nun ist Ihr Meisterwerk genau das, was es von Anfang an hätte sein sollen: einheitlich und harmonisch seiner ganzen Entwickelung nach, von wahrhaftem Leben durch und durch erfüllt, in allen Einzelheiten klar und übersichtlich den Leser durchaus mit sich führend und ihm einen schönen, versöhnenden Eindruck zurücklassend. Wir legen großen Wert auf den letzteren Umstand, weil für uns darin eines der wichtigsten Vorrechte der Dichtung besteht. Mit unverkennbarer Entschiedenheit jener Darstellungstreue nachstrebend, welche als Realismus bezeichnet zu werden pflegt, haben Sie doch, wie es sich für den Dichter geziemt, die Schönheit dessen stets vor Augen, was Sie bieten wollen" ɛc. — Und zum Schluß wird noch die Bitte vorgebracht, Anzengruber möchte „vorkommenden Falls, wenn etwa wiederum Ungunst des Geschickes ihn beträfe, die

Ungenannten auch fernerhin betrachten als die ‚thatfreudigsten Freunde seines Talentes'."

Der Dichter hat zeitlebens niemals erfahren, wem er diese liebevolle Förderung unbekannter Freunde zu danken hatte, deren Anerkennung nach den ergreifenden Worten eines seiner vorhin mitgeteilten Briefe „in harter Zeit ihn aufrecht erhielt" und „denen er mehr zu danken hatte, als er zu sagen wußte".

In einem Nachwort zu seiner 1890 für die erste Auflage meiner Biographie ausgearbeiteten, umfang- und gehaltreichen Denkschrift über seine Beziehungen zu Anzengruber hat mir Professor Bolin jedoch „nicht verhehlt, — daß die fördernden Freunde keine anderen waren, als Bolins Freund, der Kaufmann Maas in Hamburg, der durch sein Comptoir die Abschriften und das Geschäftliche besorgen ließ, meine Wenigkeit (Bolin), die als Schriftführer fungierte, und — last not least — Shakespeare, der uns edelmütig das Honorar zur Verfügung stellte, welches durch die bewußte" — von Bolin herrührende — „Bühnenbearbeitung seiner Stücke für Schweden erworben ward".

Damit schließen wir diese (außer auf Bolins Angaben auch auf die im Schriftenkasten Anzengrubers aufbehaltene Korrespondenz gegründeten) Mitteilungen: der schlichte Sachverhalt bedarf keiner ruhmredigen Erläuterung. Fürstengunst, wie sie Klopstock, Goethe und Schiller zu teil ward, ein Reisestipendium, wie es Hebbel vom Dänenkönig erhielt, verdient dankbare Erinnerung. Das Zartgefühl aber, mit dem die Streicher und Körner ihrem großen Freund in schwerer Not beistanden, hat das Herz des Volkes wohl noch inniger gerührt: als Offenbarung wahrhaft fürstlicher Gesinnung, die gottlob nicht nur auf Thronen gedeiht.

D.

Anzengruber und der Maximiliansorden.

Am 14. September 1897 erhielt ich folgende Zuschrift:

Königl. Bayerisches Staatsministerium
des Königl. Hauses und des Aeußern.

München, den 8. September 1897.

Hochwohlgeborener Herr!

Nach Mitteilungen öffentlicher Blätter beabsichtigen Euer Hochwohlgeboren demnächst eine neue, vermehrte Auflage Ihrer Biographie Anzengrubers erscheinen zu lassen.

Eine Zeitschrift ist jüngst in der Lage gewesen, aus dem neuen, diese Auflage bereichernden Materiale einen Brief wiederzugeben, in welchem sich Herr Dr. Paul Heyse über den Beschluß des Kapitels des Maximiliansordens, Anzengruber für diesen Orden vorzuschlagen, und über die zeitlich kurz darauf erfolgte Aenderung der Satzungen des Maximiliansordens verbreitet.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß es dem Biographen Anzengrubers nicht unerwünscht sein kann, über möglichst viel Quellenmaterial zu verfügen, und möchte mir daher gestatten, auch meinerseits zur Vermehrung dieses Materials beizutragen.

Meine Legitimation hierzu dürften Euer Hochwohlgeboren vielleicht um deswillen anzuerkennen geneigt sein, weil der obenerwähnte Brief des Herrn Dr. Paul Heyse meine Person neuerlich mit der fraglichen Ordensangelegenheit in Zusammenhang bringt und meine Auffassung der Sache daher wohl auch ein Moment für die unbefangene Würdigung jener Vorgänge bilden möchte.

Ich erlaube mir daher Euer Hochwohlgeboren anliegend

aus den Akten des Königlichen Staatsministeriums des Königlichen Hauses und des Aeußern beglaubigte Abschrift eines Briefes des Herrn Dr. Paul Heyse vom 28. Februar 1887 und meiner Erwiderung vom 11. März desselben Jahres ganz ergebenst mit der Bitte zu übersenden, von diesen Schriftstücken gefälligst Kenntnis nehmen und erwägen zu wollen, ob im Lebensbild eines von Euer Hochwohlgeboren dem deutschen Volke als führender Geist dargestellten Mannes auch die Anschauung eines verantwortlichen Ministers neben jener eines Dichters einen Platz verdient.

Indem ich Euer Hochwohlgeboren im voraus bestens danke für jede Mühewaltung, welcher Sie sich infolge meiner Mitteilung zu unterziehen die Güte haben wollen, benütze ich mit Vergnügen die Gelegenheit zur Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, womit ich verbleibe

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Freiherr v. Crailsheim.

Seiner Hochwohlgeboren
Herrn Dr. jur. Ant. Bettelheim,
Schriftsteller in Wien.

Der Brief von Paul Heyse, dessen Seine Excellenz gedenkt — Beilage E meines Buches — lautet:

München, 17. Mai 93. Sehr geehrter Herr! In der Kapitelsitzung des Maximiliansordens vom 29. Oktober 1886 stellte ich den Antrag, da Scheffel gestorben war, Anzengruber an seiner Statt in den Orden zu wählen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen, die Bestätigung aber durch den Ordensmeister, Prinz Luitpold, blieb aus. Durch eine Indiskretion war mein Antrag in die Oeffentlichkeit gedrungen und die ultramontanen Münchener Blätter hatten Lärm geschlagen, daß der Orden, den der katholische König Max gestiftet, dem übelberufenen Dichter des Pfarrers von Kirchfeld und anderer gottlosen Dramen und Novellen verliehen werden sollte. Minister v. Crailsheim fühlte sich dadurch veranlaßt, dem Prinzregenten eine Statutenände-

rung vorzuschlagen. In Zukunft sollte nicht wie bisher das Kapitel allein die Vorschläge machen, die dann zur — nie versagten — Bestätigung dem Ordensmeister vorgelegt werden sollten, sondern dem Ordensmeister sollte die Initiative zustehen und das Kapitel, das sich sonst alljährlich auf die Einladung des Vorsitzenden versammelt hatte, warten, bis ihm die allerhöchsten Vorschläge vorgelegt werden würden.

Es leuchtete allen Mitgliedern ein, daß durch diese Aenderung der Satzungen die ganze Institution ihres entscheidenden Charakters entkleidet würde. Es waren nicht mehr die Meister der einzelnen Künste und Wissenschaften, die einen hervorragenden Genossen durch ihre Wahl in ihren — im ganzen 70—80 Mann zählenden — Kreis aufnahmen, ähnlich wie die Ritter des preußischen Ordens pour le mérite, sondern der Monarch verlieh diese Auszeichnung nach eigenem Gutdünken, als einen Hoforden unter vielen anderen, und dem Kapitel blieb nur die beratende Stimme, die nicht den Ausschlag geben konnte, während die Verantwortung ihm nach wie vor zur Last fiel, da man im Publikum über die veränderte Stellung desselben keine klare Vorstellung haben konnte.

Ich ersuchte den damaligen Vorsitzenden, Döllinger, eine Kapitelsitzung anzuberaumen, in der ich meinen Entschluß erklärte, unter diesen Umständen aus dem Kapitel auszutreten. Sämtliche übrigen Mitglieder schlossen sich mir an und das Gesuch um Auflösung des Kapitels wurde dem Minister überreicht. Zu dieser Zeit nötigte mich ein Geschäft, die Stadt auf 14 Tage zu verlassen. Während meiner Abwesenheit versammelte Se. Excellenz das Kapitel und gab demselben eine „authentische Interpretation" der neuen Satzungen, die darauf hinauslief, daß im wesentlichen alles beim alten bleiben sollte, zumal die Männer der Wissenschaft sollten auch fernerhin auf Vorschlag des Kapitels gewählt werden. Bei Dichtern und Künstlern behalte Se. Königl. Hoheit sich die Ernennung aus eigener

Macht unter dem Beirat des Kapitels vor, „da ja in Sachen der Kunst und Poesie auch der Laie sich ein Urteil zu bilden im stande sei". Daraufhin hatten die übrigen ihre Entlassung zurückgenommen. Außer mir beharrte nur Graf Schack auf dem Austritte.

Zur Strafe aber ward in jenem Jahr überhaupt keiner der Vorgeschlagenen bestätigt.

König Ludwig II. hatte gleich nach seinem Regierungsantritt Redwitz den Orden verliehen, ohne das Kapitel zu befragen. Der damalige Vorsitzende, Justus v. Liebig, stellte dem Könige in aller Ehrerbietung vor, daß dadurch die Satzungen verletzt seien, und der König erklärte, er bedauere, hiervon keine Ahnung gehabt zu haben, und er werde in Zukunft das Kapitel in seinen statutenmäßigen Rechten nicht beeinträchtigen. Trotz des starken Gefühls seiner Macht und Würde hat er auch sein Wort gehalten.

Sie haben vollkommene Freiheit, wertester Herr, von dieser historisch genauen Darstellung jener Vorgänge schon vor dem Jahre 1900 Gebrauch zu machen. Mit freundlichem Gruß Ihr sehr ergebener

Paul Heyse.

Der verehrte Dichter hat, wie ausdrücklich bemerkt sein mag, diese Darstellung erst auf meine besondere Bitte niedergeschrieben. Seiner Excellenz beehrte ich mich zu erwidern, daß ich die inhaltreichen Beilagen seiner Zuschrift unverkürzt in die zweite Auflage meiner Anzengruberbiographie aufgenommen hätte, wenn dieselbe nicht bereits ausgedruckt und an den Buchhandel versandt wäre. Unter den obwaltenden Umständen erübrigte mir nur, die Veröffentlichung der Akten anderwärts zu veranlassen. Dieser Pflicht genüge ich nun durch die Mitteilung des denkwürdigen Briefwechsels zwischen dem Dichter Paul Heyse und dem Staatsminister v. Crailsheim:

„Hochzuverehrender Herr Staatsminister!

Die Erklärungen, welche Eure Excellenz dem Kapitel des Maximiliansordens in betreff der jüngst erfolgten Sta-

tutenänderungen gegeben haben, sind mir, da ich durch eine Reise verhindert war, jener Sitzung beizuwohnen, im Auftrage Eurer Excellenz durch den Präsidenten des Ordenskapitels mitgeteilt worden. Wenn ich den Sinn derselben recht verstanden habe, so soll in Zukunft ein Unterschied gemacht werden zwischen den Wahlen von Männern der Wissenschaft und denen von Künstlern und Dichtern, indem jene ersteren nach wie vor auf Antrag des Kapitels geschehen, letztere dagegen aus der Entschließung des Großmeisters hervorgehen sollen, welchem es freistünde, den Beirat des Kapitels einzuholen oder nicht.

Was diese Beschränkung der Befugnisse des Kapitels und die dadurch hervorgerufene Veränderung im Charakter und Ansehen des Ordens betrifft, darf ich mich auf die Auseinandersetzungen beziehen, die in dem Entlassungsgesuch des Gesamtkapitels unsere hinfort völlig veränderte Aufgabe und Stellung der Nation gegenüber darlegten. Die authentische Interpretation, die Eure Excellenz mündlich den neuen Statuten geben, hat nur einen Teil jener Begründung unserer Eingabe gegenstandslos gemacht. Diejenigen Kapitelmitglieder, welche die bildenden Künste und die Dichtung vertreten, sind auch jetzt noch in der peinlichen Lage, Beschlüsse mitverantworten zu sollen, zu denen sie nicht mitgewirkt, da ihnen hinfort nicht nur keine Initiative zusteht, sondern auch ihr Urteil überhaupt nicht eingeholt zu werden braucht; abgesehen von der Zurücksetzung hinter ihre wissenschaftlichen Kollegen, denen wie bisher ein volles Stimmrecht eingeräumt wird, während es den Anschein gewinnt, als ob man den Vertretern der Kunst und schönen Litteratur im Kapitel entweder nicht ein ebenso maßgebendes Urteil oder nicht die volle Unparteilichkeit zutraute, ihre Vorschläge nur nach objektiven Maßstäben abzuwägen.

Für den ehrerbietigst Unterzeichneten kommt noch ein besonderes Motiv hinzu, die fernere Ausübung von Pflichten abzulehnen, mit denen in Zukunft keine deutlich umschrie-

denen Rechte verbunden sind. Eure Excellenz haben erklärt, daß die Notwendigkeit einer Statutenänderung nicht zuletzt durch meinen jüngsten Antrag, Anzengruber den Orden zu verleihen, sich aufgedrängt habe. Die ultramontane Presse habe diesen Dichter kirchenfeindlicher Tendenzen beschuldigt, weshalb ein katholischer Fürst demselben eine solche Auszeichnung unmöglich verleihen dürfe. Daß diese Auffassung auf einer Entstellung der Thatsachen beruht, wäre leicht nachzuweisen. An diesem Ort will ich mich nur auf die Erklärung beschränken, daß ich einem Dichter, der mit gehässigem Fanatismus sein Talent in den Dienst von Parteizwecken stellt, niemals meine Stimme geben würde, ebensowenig, wie ich bei der Beurteilung dichterischer Leistungen die Berechtigung eines einseitigen politischen oder konfessionellen Standpunktes anzuerkennen vermag. Wenn es bedenklich erscheint, einen wahrhaft populären und zugleich künstlerisch hochbedeutenden Dramatiker und Novellisten, dem vor wenig Jahren der Schillerpreis und vor kurzem wieder der Grillparzerpreis zuerkannt worden, durch Verleihung des Maximiliansordens zu ehren, so wird dieser Orden seine hohe nationale Bedeutung einbüßen, die ihm, ähnlich wie dem Orden pour le mérite, gerade wegen der das freie und sachliche Verdienst berücksichtigenden Wahl der Fachgenossen bisher allgemein zuerkannt wurde. Das Fehlen eines Dichters wie Anzengruber möchte dereinst ähnlich beurteilt werden, wie man heute die Ausschließung Molières aus der französischen Akademie betrachtet.

In Erwägung all dieser Umstände bedauere ich, Euer Excellenz die Bitte erneuern zu müssen, mich meiner bisherigen Pflichten als Mitglied des Kapitels geneigtest entheben zu wollen.

In vollkommener Hochachtung verharre ich

Euer Excellenz ganz ergebenster

Dr. Paul Heyse.

München, 28. Februar 1887.

Abschrift.

München, den 11. März 1887.

Königl. Bayerisches Staatsministerium des Königl. Hauses und des Aeußern. Nr. 2822 I.

Hochwohlgeborener Herr!

Mit dem sehr schätzbaren Schreiben vom 28. vor. Mts. ist es Euer Hochwohlgeboren gefällig gewesen, Ihrer Auffassung über die veränderte Stellung des Kapitels des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst Ausdruck zu verleihen und wiederholt den Wunsch nach Enthebung von den bisherigen Verpflichtungen eines Mitgliedes dieses Kapitels auszusprechen.

Die volle Hochachtung, welche ich gewohnt bin, jedem freigewählten, wohlüberlegten Entschluß entgegenzubringen, verbietet mir, auf diesen Wunsch zurückzukommen, und es erübrigt mir lediglich, denselben zur Kenntnis Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten zu bringen.

Was dagegen die Auffassung anbelangt, welche Euer Hochwohlgeboren die Güte hatten, über die künftige Stellung des Ordenskapitels mir darzulegen, so vermag ich deren thatsächliche Begründung nicht im vollen Maße für zutreffend zu erachten und darf mir daher nicht versagen, zur Verhütung einer Mißdeutung der von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten getroffenen Maßnahmen, die dem Herrn Reichsrat v. Döllinger und mehreren anderen Mitgliedern des Ordenskapitels mündlich gegebenen Erläuterungen auch Euer Hochwohlgeboren zugänglich zu machen.

Ich war in der Lage, seiner Zeit den genannten Herren gegenüber zu konstatieren, daß nach ausdrücklichen schriftlich niedergelegten Vorbehalten Weiland Seiner Majestät der höchstselige König Maximilian II. das Recht der Verleihung des Maximiliansordens aus eigener Initiative stets gewahrt hat, und daß sohin eine Aenderung der Grundlagen des Maximiliansordens durch die neuen Bestimmungen der Satzungen nicht erfolgt ist.

Ich vermochte ferner anzudeuten, daß es keineswegs in der Absicht Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten

liegt, mit Umgehung der begutachtenden Stimme des Ordenskapitels derartige Ernennungen regelmäßig vorzunehmen, und daß insbesondere die Verleihung des Ordens an Männer der Wissenschaft wohl kaum anders als auf Vorschlag des Ordenskapitels stattfinden dürfte.

Daß der Grund für eine etwas verschiedene Stellung des Großmeisters zu den Verleihungen des Ordens in seinen beiden Abteilungen nicht in der Absicht liegen kann, die Vertreter der bildenden Künste und der schönen Litteratur im Ordenskapitel hinter ihre wissenschaftlichen Kollegen zurückzusetzen, dürfte meines Erachtens jedem klar sein, der das verständnisvolle und wohlwollende Interesse wahrzunehmen vermochte, welches Seine Königliche Hoheit gerade diesen duftigsten Blüten des Geisteslebens und ihren Pflegern entgegenbringt.

Wenn Seine Königliche Hoheit sich vorbehalten, gegebenen Falles aus höchsteigenem Antriebe einem Dichter oder Künstler die staatliche Ehrung einer Verleihung des Maximiliansordens zuzuwenden, bei Verleihungen an Männer der Wissenschaft dagegen die eigene Initiative zurücktreten zu lassen, so ist hierfür vielmehr die Erwägung ausschlaggebend, daß über die hervorragende Stellung eines Mannes im Gebiete der Wissenschaft vorzugsweise nur der Kreis der engeren Fachgenossen ein kompetentes Urteil zu besitzen pflegt und daß hoher wissenschaftlicher Ruf regelmäßig durch die Meinung der Gleichstrebenden gewonnen wird, wogegen die höchste Bedeutung des Dichters, des Künstlers darin liegt, daß er seinem Volke und seiner Zeit das von diesen selbst dunkel empfundene Ideal geformt und geklärt zum Ausdruck bringt und den Besten seines Volkes und seiner Zeit ihren eigenen Herzschlag verständlich macht.

Dieses Empfinden der echten öffentlichen Meinung reicht dem Dichter und Künstler unvermittelt durch das Gutachten der Fachgenossen die Palme, und in dieser echten öffentlichen und leitenden Meinung seinen vollen Anteil zu nehmen ist wahrlich nur ein selbstverständliches Recht des Staatsober-

hauptes, das ja auch in anderen Beziehungen sein Volk und seine Zeit in der eigenen Person darzustellen berufen ist.

Nicht aus Mißtrauen gegen die Einsicht und Unbefangenheit der Vertreter der Künste und der schönen Litteratur im Ordenskapitel gedenken Seine Königliche Hoheit der Prinzregent gegebenen Falles aus eigener Initiative Künstler und Dichter mit dem Maximiliansorden zu schmücken, sondern deshalb, weil der Spruch der echten öffentlichen Meinung, die der Großmeister zu erkennen sich wohl zutrauen darf, möglicherweise einem Gutachten der Fachgenossen vorausgeeilt sein kann.

Ob es ein großes Wagnis sein mag, einen Schein von Mitverantwortung für die Uebung eines schönen Regentenrechtes zu übernehmen, die in solchem Sinne erfolgt, glaube ich nicht weiter erörtern zu sollen.

Nach dieser Darlegung des Sinnes meiner den Mitgliedern des Ordenskapitels gegebenen Erläuterungen könnte ich diese ergebenste Mitteilung für beschlossen erachten, wenn nicht eine Bemerkung Eurer Hochwohlgeboren hinsichtlich eines besonderen Motives für Ihr Ausscheiden aus dem Ordensareopage mich zwingen würde, auch diesen Punkt mit einigen Worten zu berühren.

Euer Hochwohlgeboren ist es nämlich gefällig gewesen, die mir untergelegte Auffassung eines von Ihnen ausgegangenen Ernennungsvorschlages als auf Entstellung der Thatsachen beruhend zu bezeichnen und nicht undeutlich die Erbringung des Nachweises hierfür einem anderen Orte vorzubehalten.

Ich erachte es für notwendig, Euer Hochwohlgeboren zum Zwecke der Erbringung dieses Nachweises meine Auffassung dieser Sache mit meinen eigenen Worten zur Verfügung zu stellen.

Ich erklärte, daß zu der Aenderung der Satzungen des Maximiliansordens den Anstoß auch die Behandlung eines Ernennungsvorschlages gegeben haben mag, auf welchen einzugehen dem Prinzregenten die staatliche Natur der

Auszeichnung durch eine Ordensverleihung unter den gegebenen Umständen nicht erlaubte.

Die Thatsache des Vorschlages als rein innere Angelegenheit des Ordenskapitels würde eine Aenderung der Satzungen nicht erfordert haben.

Dieser Thatsache des Vorschlages stand die Entschlußfreiheit des Großmeisters gegenüber, den Vorschlag zu genehmigen oder nicht, eine Entschlußfreiheit, welche wohl nie in Zweifel gezogen wurde, da sonst die Ergänzung des Maximiliansordens auf den Weg der Kooptation führt und die Allerhöchste Sanktion auf die Bedeutung einer äußeren Formalität herabgedrückt worden wäre, was denn doch, wie ich annehmen will, auch das stärkste Gefühl korporativer Autonomie als unzulässige Konsequenz erachtet haben möchte.

Daß aber die in Vorschlag gebrachte Ernennung als eine vollzogene Thatsache in die Oeffentlichkeit gebracht wurde, ehe auch nur zeitlich die Möglichkeit für eine Allerhöchste Entscheidung über den Vorschlag gegeben war, deutete auf gewisse Mängel der geschäftlichen Organisation hin, welche dem strengen Bewußtsein amtlicher Obliegenheit als verbesserungsbedürftig erscheinen mußte.

Dies ist meine Auffassung, welche ich den Mitgliedern des Ordenskapitels zu verhehlen keinen Grund hatte und in welcher eine Entstellung von Thatsachen zu finden vielleicht einer überlegenen Dialektik, nicht aber der natürlich einfachen Erwägung gelingen dürfte.

Zum Schlusse gestatten mir Euer Hochwohlgeboren noch eine Anmerkung zu machen zu der Prophezeiung, die Nichtgenehmigung eines von Euer Hochwohlgeboren ausgegangenen Ernennungsvorschlages werde in Zukunft ähnlich beurteilt werden, wie die Ausschließung Molières aus der französischen Akademie.

Ich vermag meinem Blicke nicht genügende Schärfe zuzutrauen, um das Urteil der Nachwelt mit Sicherheit vorauszusehen. Dagegen habe ich versucht, mir die Vergangenheit einigermaßen zum Bewußtsein zu bringen, und hierbei ist

es mir nicht entgangen, daß eine Geschichte des einundvierzigsten Fauteuils einer Körperschaft geschrieben werden konnte, die sich aus reiner Kooptation ergänzt, wie nach der Ansicht mancher auch der Maximiliansorden es thun soll. Andererseits habe ich gefunden, daß es ein König war, der aus eigener Initiative eben jenen Dichter durch persönliche Auszeichnung ehrte, dessen Genossenschaft die Akademie verschmähte.

Die Lehren, die ich aus der Vergangenheit zu ziehen bestrebt bin, waren nicht ganz ohne Einfluß auf mein Urteil über eine Aenderung der Ordenssatzungen, welche die Initiative des Staatsoberhauptes und dessen von großer Höhe aus naturgemäß freien und weiten Umblick in ein niemals aufgegebenes, aber etwas verdunkeltes Recht wieder einsetzt.

Empfangen 2c. gez. Frhr. v. Crailsheim.

Seiner Hochwohlgeboren

Herrn Dr. Paul Heyse Hier.

Jedes Zusatzes halte ich mich für überhoben. Ich bin — in meinem Denken und Fühlen — in Sachen Anzengrubers vielleicht zu sehr Partei, um mir in diesem Falle die Lösung schiedsrichterlicher Fragen anzumaßen oder auch nur zuzutrauen. Daß ich für meine Person aber die von Heyse und Schack bethätigte Haltung nur neuerdings dankbar rühmen kann, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung. Anzengruber selbst hat den beiden Poeten ihr ritterliches Einstehen für den „Dialektdichter“ nie vergessen. Als ihn sein Weg 1887/88 nach München führte, säumte er, der sonst ziemlich Leutscheue, nicht, beiden seinen Besuch zu machen. Und als er Heyse und Defregger unter den spärlich versammelten Gästen seiner Vorlesung sah und hernach sprach, war er ehrlich erfreut. Er fühlte sich innerlich erhoben durch den Anteil, den ihm solche Pairs erwiesen, und in diesem Sinne sagte er, der niemals nach Ehren, Titeln und Orden getrachtet, auf der Heimfahrt bewegt: „Ob ich bestätigt oder nicht bestätigt bin, is gleich. Gewählt war ich und gewählt bleib' ich vom Meister Paul und allen anderen.“

E.

Anzengruber und Rosa Fischer.

Im Heimgarten, Novemberheft 1898, läßt Rosegger ein Landeskind, Rosa Fischer, berichten, „wie ein steirisches Kleinbauerndirndl Dichterin wurde."

„Sind dem Leser des ‚Heimgarten' in neuerer Zeit nicht kleine Geschichten und Bilder aus dem steirischen Volksleben von Rosa Fischer aufgefallen?" so fragt Rosegger in der Vorbemerkung. „Diese Rosa Fischer ist eine litterarische Erscheinung, welche den Heimgärtner, eigener Vergangenheit gedenkend, besonders interessiert. Sie ist eine Ausnahme im trostlosen Dilettantismus, an dem die deutsche Litteratur krankt, ja welcher selbst die kunstlose Schilderung von Land und Leuten in Mißkredit gebracht hat. In Rosa Fischers formell ja vielfach mangelhaften Leistungen finden wir schwerwiegende Vorzüge: eine scharfe Beobachtungsgabe, klares Verständnis der Volksseele, Unmittelbarkeit und künstlerische Sinnlichkeit der Darstellung, tiefe Innigkeit der Empfindung, sowie Unschuld und Adel der Weltanschauung.

Rosa Fischer ist die Tochter eines Kleinhäuslers in Hartberg, ihr Vater besorgt nebst seiner Wirtschaft das Geschäft eines Abdeckers, sie hat Arbeit und Sorgen einer kümmerlichen Haushaltung zu tragen und kann nur in den wenigen Feierstunden der Lieblingsbeschäftigung sich widmen — ein recht dunkler Hintergrund für die reine, lichte Poesie.

Der Heimgärtner, der die Unmittelbarkeit liebt, der ein Freund von Autobiographien und freimütigen Selbstbekenntnissen ist und immer der Meinung, man müsse die

Litteratur aus den papierenen Theorien heraus- und ins volle Leben hineinführen, hat seine junge Mitarbeiterin angeregt, schlicht, wahr und kurz ihr bisheriges Leben, und wie sie zum Dichten kam, für den „Heimgarten“ zu beschreiben. Das hat sie gethan und auch einiges von ihrer Familie erzählt. Ueberraschen wird ihr Briefwechsel mit Ludwig Anzengruber, der „sie zuerst erkannt hat“.

Das Kleinbauerndirndel schreibt (etwas ausführlicher, als dieser Auszug aus ihren Bekenntnissen):

Welchem Stande ich eigentlich angehöre, weiß der Heimgärtner, und ich stelle es ihm frei, dies der Welt zu sagen oder nicht, wie er es für gut findet. Daß die große Menge unserem Stande ein Vorurteil*) entgegenbringt, das weiß ich wohl, aber gerade persönlich gelitten habe ich darunter nicht oft, und wenn es geschah, so kränkte es mich; wär' es oftmals geschehen, so hätte es mich verbittert und trotzig gemacht. Aber meine Kindheit war so sonnig und unschuldsvoll wie jene meiner Gespielinnen. Meine nun selige Mutter war ein Bauernkind aus Schönegg bei Leibnitz, aus einem guten Hause. Lieben und Sorgen für Gatten und Kinder füllten ihr arbeits- und segensreiches Leben aus. Als sie mit qualvollem Herzen erkannte, daß sie scheiden mußte, da hat sie uns gar oftmals an ihre Brust gezogen und hat uns so leidenschaftlich lang und heiß geküßt, und hat uns versprochen: „Wir kommen ja wieder z'samm“, hat uns das Kreuz gemacht und uns gesegnet, den Bruder auch, der ferne bei den Soldaten stand. Und hat mich so bange angeblickt, und hat mir mit schon gebrochener Stimme nur immer wieder eins gesagt: „Rosl,

*) Das Unschöne an unserem Stande, durch die Umstände mehr oder weniger bedingte qualvolle Tötung der Tiere, habe ich nach Möglichkeit zu beseitigen gesucht, und, wenn Gott will, mit Erfolg. Dem unverdienten Vorurteil setze ich eine gute Portion Hochmut entgegen, so eine Ader vom „klassenbewußten Proletariat“.

brav sein!“ Ihr letztes Wort war noch ein Segensruf, ein Stoßgebet, ein dreimalig: „Pfüat enk Gott, pfüat enk Gott, pfüat enk Gott!“ — So war die Mutter.

Der Vater lebt noch und ist heute der gütigste und uneigennützigste Mann, zeitweise schon recht mühselig, so ein rechter guter Großvater, der seine Freud und sein liebes Kreuz mit den drei kleinen Buben hat, die immer an ihm hängen.

Und nun komme ich. Geboren wurde ich 1868*) am Tage der heiligen Rosalia, und weil auch meine Mutter Rosalia hieß, wurde ich ebenfalls Rosalia getauft. Ein sehr glückliches Kind bin ich gewesen, geliebt, gehegt und geborgen. Die schönen Tage haben dem Spiel gehört, die trüben und insbesonders die traulichen Abende dem „G'schicht'n derzähl'n“. Als kleinste Kinder hat uns der Vater auf seinen Knieen gehabt und an seiner Seite und hat uns „Geschichten“ erzählt aus der „biblischen G'schicht'“: von „Adam und Everl“, von „Sodoma und Gomorrha“, von der „Sündflut“, von der „Arche“, von den „schlimmen Buben, die den alten Mann gereizt haben und die dann der Bär gefressen hat“, und am liebsten und öftesten die Geschichte vom „egyptischen Joseph“. Daran knüpfte sich dann die „G'schicht' von der Genovefa“, vom „Asch'npudl“, vom „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“, vom „daumenlangen Hansel“ und vom „Eulenspiegel“. Später saßen wir in einem befreundeten Haus**) gar manche lange Abendstunde auf der „Schusterbrücke“ und ließen uns von dem Gesellen gar viele lange und greuliche „Geister- und Rauberg'schicht'n“ erzählen, bis es ihm zu dumm wurde und er uns zu necken anfing:

Is amol a Jud g'we'n,
Der is auf und auf voll Rud' (Rost) g'we'n.

*) So genau soll man so was gar nit sag'n.
**) Schuhmacher Hinker.



Der hat zwa Hund g'habt. Aner hat g'haßn
„Fang an" und aner hat g'haß'n „Hör auf".
Vom welchem soll i dazähl'n.

Wenn wir dann sagten: „Vom Fang an", so fing er wieder an: „Is amol a Jud g'we'n". Sagten wir: „Vom Hör auf", so erwiderte er: „So hör' i halt auf." Daheim saß ich die längste Zeit neben der „Küahdirn", der Waberl, auf dem Melkschemel. Und während sie die Milch herausdrückte und zipfelte, erzählte sie mir schöne Geisterg'schichten, denn sie war vom Gebirg herab.

Später, als ich einmal lesen konnte, kamen die „Geschichtenbücher". Die wunderbaren, beseligenden Märchen; dann von unseren Religionslehrern die Erzählungen von Christoph Schmid, und wohl viele andere. Dann die Bücher aus der Volksschulbibliothek, und später Zeitschriften und Romane und Schauergeschichten, was uns, meiner Schwester und mir, nur immer in die Hände fiel. Unsere gute Mutter hat sich viel darüber geärgert. „So ein Hineinstarr'n," sagte sie greinend, „die ganz'n Aug'n müßt's euch verderb'n. Ist ja so lauter erlogen's Zeug. Alles wirf ich in Ofen und heiz' 's ein." Von Romanen und Theatern meinte sie, es gebe im Leben Geschichten und Theater genug. Der Vater aber hat allzeit viel und gern gelesen, thut's heute auch noch.

Nach den Schuljahren fängt es an, wie ich dazugekommen bin zum Dichten und Schreiben. Schon als recht unmündiges Kind bin ich nach dem Schlafengehn meist lange Zeit wach gelegen und habe mich damit unterhalten, die verschiedensten und recht närrische Luftschlösser zu bauen. „Denken" nannte ich dieses Hinträumen, und ich weiß, daß ich einmal meine Schwester oder eine Freundin fragte, ob sie auch so „denken" thäte; sie sagte „nein" und verstand mich gar nicht. Später saß ich oft abends lange Zeit vor dem Ofenthürl und erzählte dem traulich surrenden Feuer ganze lange Geschichten. „Gedichtet" und das „Gedichtete" niedergeschrieben habe ich zuerst wohl in

meinem letzten Schuljahre als dreizehnjähriges Kind, und den Anfang werden wohl die „geistreichen Versln“ gemacht haben, die ich in meinem Lesebuch unter den verschiedenen Lesestücken an die Namen der Verfasser angekritzelt finde. „Du Gellert, sprich nicht verkehrt.“ — „Herr Auerbach versteht sein Fach.“ — „Herr Rückert jedem dichten lehrt.“ — „Herr G. Schwab, du wirst geehrt bis in das Grab.“ — „Herr Uhland stets Beifall fand“ u. s. w. Und darauf kamen die ersten „Gedichte“. Die haben mir meine Mitschülerinnen weggenommen und zur Lehrerin getragen. Sie war sehr verwundert und hat mir die Gedichte abgenommen.

Als ich die Schule verlassen hatte, hat mir mein Dichten und Schreiben sehr viel heimliche Freude, aber auch sehr viel Herzensbangen gebracht. Im Hinterstübel habe ich gearbeitet. Da kam mir einmal meine etwas ältere Schwester darauf, und mit der Neugierde eines ungeschickten, aus der Schule ausgestandenen Dirndls wollte sie wissen, was ich schreibe. Ich wehrte mich mit aller Gewalt um meinen Schatz, und so haben wir ein Fenster eingeschlagen und ich mir die Hand blutig geschnitten. Das große Schreibheft, das so schwer zu verbergen war, habe ich nun irgendwo versteckt und habe mir einzelne Papierbogen angeschafft. Diese klein zusammengefaltet und über der Brust geborgen, wo ich frommgläubig auch eine geweihte Medaille trug, ein Flascherl mit Tinte im Kittelsack, so habe ich mich fortgeschlichen in die allerheimlichsten Winkel. Und da habe ich geschrieben, in pochender Angst, daß mich jemand entdeckt, mit zitternden Fingern. Auf dem Hausboden, im Heuboden, in den verschiedensten Winkeln und zuweilen draußen im „Galsterwald“. Den Oberkörper seitwärts niedergebeugt, so habe ich geschrieben und so hätte ich bald meinen geraden Wuchs zum Opfer gebracht. Und dies war schon so bemerkbar, daß ich öfter als einmal hörte: „Ich weiß nit, hat das Dirndl alle Kittel schief an, oder wird's wohl einseitet.“ Geschrieben habe ich gar

vielerlei. Hatte ich vorher einen spanischen Schauerroman gelesen, so wimmelte es in dem meinen von lauter Dons und Donnas. Und gewiß ist, daß ich damals nicht wußte, daß ein Bauernmädel auch ein Herz hat. Unter Liebe verstand ich natürlich nur die Schwärmerei, wie sie in Büchern dargestellt wurde. Geschrieben habe ich ohne Absetzen in einem Ton, die Thatsachen hinstellend, wie ich sie dachte. Da kam mir dann einmal das Einsehn, daß ich etwas ausarbeiten, erklären, beschreiben, längere Gespräche einführen müsse. Aber die Zeit, die Gelegenheit, alles hat mir gefehlt. Wie oft, wenn ich am fleißigsten beim Schreiben war, tönte irgendwo der Ruf: „Rosl, Roserl, wo bist denn schon wieder? Wo denn das Dirndl allweil steckt? Die längste Zeit thut's nix wie faulenz'n. Jetzt bist schon groß g'nug zum Arbeiten."

Später hab' ich freilich angefangen zu arbeiten. Als einmal eine Magd grade zur g'nötigsten Zeit durchging, habe ich, nachdem ich früher nähn gelernt, als Sechzehnjährige um Abwaschschaffel, Reibbürste, Waschwandl, Backtrog und Trankschaffel, oftmals auch um den Melkfechter gegriffen. Und mit solchem Eifer, so froh und leichtfüßig, daß meine Mutter meinte: „So hitzig darfst es nicht angehn, sonst stoßt du dir den Ammer zu g'schwind ab." Aber ich bin dieser schlichten Arbeit doch treu geblieben, großenteils freilich aus Pflichtgefühl, aber auch weil ich dabei meinen Herzensfrieden gefunden noch allezeit. Und ich habe wieder geschrieben und habe das teuere Gut versteckt in Heu und Stroh und droben auf dem Dachboden unter den Mauerbänken und hinter den Latten des Dachstuhles. Da habe ich dann mit Tinte die betreffende Stelle gemerkt. Einmal habe ich ein Heft schreckensstarr in meinen Händen gehalten — es war von Mäusen zerfressen. Und wieder einmal hätte ich bald alles verlassen und wäre auf und davon gegangen, wenn's nur leichter sein hätt' können. Und das war so. Meine Schwester, die Mariedl, und ich waren beim Waschen — für uns junge Dirndln

die bitterste Arbeit —, und da ging die Mariedl etwas zu suchen ins Nebenstöckl, wo wir unser Schlafzimmer hatten, und kam halt so lang nicht zurück. Mir wurde angst und bang und heiß stieg's mir auf — ich hatte in meinem Bett meine Schreibereien verborgen. Und richtig, als ich leise hinaufschlich, saß sie auf ihrem Bett und hatte schnell etwas versteckt. Nun blieb ich, schlimmer Ahnungen voll, an meinem Lager, die Mariedl an dem ihren. Endlich sagte sie lachend: „Jetzt will sie ihren Schatz bewachen", und, nicht ahnend, welch tiefes Leid sie mir anthat, eilte sie mit meinem Manuskripte fort. Meine Verzweiflung war so groß, daß ich durchgehn wollte. Ich schrieb deshalb an Louise v. François in Weißenfels, von der ich vorher ein Buch gelesen hatte, „Phosphorus Hollunder", und bat sie, ob ich kommen dürfe. Aber glücklicherweise kam keine Antwort, und während ich wartete, war mein Zorn auch wieder verraucht, zumal ich meine Schriften wieder fand, hinter dem „Altarl" in der Zimmerecke verborgen.

Was alles habe ich meiner Herzensneigung, meiner Schreibelust zum Opfer gebracht? Und wie habe ich mich gefreut dabei. Es war mein größtes Glück, wenn ich Sonntags „hüat'n" *) mußte, denn es war bei uns Hausordnung, daß einmal diese, einmal jene daheim bleiben und die Arbeit richten mußte — „Haushüatn" —, während die anderen in aller Seelenruhe in die Kirche gingen und danach wohl noch hie und da „einkehrten". Freilich, es war wohl schön, so im goldenen Sonntagmorgen dahinzugehen, während ringsum die Glocken klangen. Aber schön war es auch daheim. Schreiben! Glücklich geschätzt habe ich mich, wenn meine Eltern mit der Marie zu einer Unterhaltung gingen. Da habe ich wohl die ganze Nacht gearbeitet im ungeheizten Zimmer. Und es sind mir die Finger gefroren, die ich zeitweise über dem Kerzenlichte

*) Heute ist mir die sonntägliche „Frühmesse" Herzensbedürfnis.

wärmte, und die Füße waren mir wie Eis, und der Kopf so überanstrengt, daß ich nicht mehr klar denken und beim Niederlegen nicht einschlafen konnte. Und meine Lieben, wenn sie heimkamen, haben gedacht, ich sei gut ausgeschlafen, und so bin ich dann wieder an meine Arbeit gegangen.

Und was haben all diese Opfer mir für einen Erfolg gebracht? — Jahrelang keinen, nur Herzensbangen und Enttäuschung. An fast alle Zeitschriften, die zu lesen ich Gelegenheit hatte, habe ich meine „Arbeiten" geschickt, und jedesmal erfolgte im Briefkasten des Blattes die Antwort, daß sie leider „Raummangels" wegen nicht verwendet werden könnten, ein trostloser Trost. Oder gar, man schickte mir mit dieser Antwort das Paket zurück. Welcher Schreck, wenn es mir ins Haus gebracht wurde. Dann habe ich mir stockfest vorgenommen: „Jetzt thu' ich nichts mehr. Jetzt will ich froh und glücklich sein." Und es war mir ruhig ums Herz, aber es hat nicht lang gedauert. Bald wieder hat es angefangen, mich zu reizen, und ich habe wieder geschrieben. An das Familienblatt „Alte und Neue Welt" in Einsiedeln hatte ich ein Packerl geschickt und mir postlagernd unter „Rosa Haring" Antwort erbeten. Und so ging ich am düstern Spätherbstabend hin aufs Postamt. Und damit mich niemand kennen sollte, habe ich mir statt meines Tüchels eine Bubenmütze aufgesetzt und einen alten schwarzen Schleier um das Gesicht gehüllt. So fragte ich mit tiefer Stimme den gut bekannten Beamten nach einem Brief für „Rosa Haring". Er musterte mich neugierig, während er die Briefe durchsah, und endlich sagte er: „Brief ist keiner da, aber ein Paket ist zurückgeschickt worden, weil es zu wenig frankiert war." Und er hielt mein Paket in den Händen, auf dessen Rückseite ich meine Adresse „Rosa Haring" angegeben hatte. „Das g'hört mein," rief ich und wollte nach dem schon sehr zerrissenen Paket greifen. „Ja, da müssen Sie Strafporto zahlen!" Aber schon noch etwas. Federn, Papier und Marken kosten Geld und mir ist mein weniges, das ich

zeitweise von Mutter und Vater erhalten habe, immer ausgegangen. Da war es bei uns Hausordnung, daß derjenige, der zu den heiligen Zeiten beichten ging, vom Vater ein Sechserl oder zwei auf ein Frühstück mitkriegte.

Und unter solchen Sorgen, Mühen und Enttäuschungen, Verzagen und stets neuer Hoffnungsfreude sind die Jahre hingegangen, bis plötzlich Ende 1886, als ich achtzehn Jahre vorüber war, eine Wendung eintrat. Kurz zuvor hatte ich im Kalender „Wiener Bote“ ein Märchen gelesen: „Annerl, Hannerl und Sannerl“, dessen Verfasser sich schrieb: Ludwig Anzengruber. Was wußte ich ehdem von ihm, von diesem großen Mann und guten Menschen? Aber dieses Märchen hat mir sehr gefallen, und als ich kurz darauf ein Blatt „Figaro“ und „Wiener Luft“ in die Hände bekam, deren Redakteur wieder Ludwig Anzengruber hieß, da habe ich ohne viel Ueberlegen an ihn geschrieben und ihm eine größere Arbeit: „Ein Kain“, und einen Bogen mit Bildangaben für das Witzblatt zugeschickt. Im „Briefkasten“ von „Figaro“ und „Wiener Luft“ erhielt ich die Antwort, daß die größere Arbeit nicht verwendbar sei. „Von der übrigen Sendung bringen wir eine Kleinigkeit mit Illustration. Wie wünschen Sie Briefe an Sie adressiert?“ Und darauf ist ein Brief gekommen, der mir unendlich viel Freude bereitet hat. Ich habe ihn abends behoben und zuerst in einem befreundeten Bürgershause heimlich beim Lampenlicht gelesen und sodann beim Heimgehen unter einer einsamen Straßenlaterne. Und später hat mich dieser Brief begleitet auf allen meinen Wegen, hat mich getröstet. Und so oft habe ich ihn gelesen, bis das Papier auseinanderging. Und später einmal, Gott weiß es, wie bitter ich ihn suchte, ist er mir verloren gegangen. Aber ich habe ihn so oft gelesen, daß ich hoffe, ihn noch einmal niederschreiben zu können*):

*) Der Brief wird genau nach dem Abdruck im „Heimgarten“ wiederholt, obwohl Einzelnes unverständlich bleibt.
D. H.

„Sehr geehrtes Fräulein!

In Nummer 1 von ‚Figaro‘ und ‚Wiener Luft‘ ist der Scherz von der Frau, welche keine Kinder bekommt, als viertelseitiges Bild erschienen und gibt Ihnen Anspruch auf ein Honorar von einem Gulden, wegen welchem Sie sich nun an die Redaktion von ‚Figaro‘ und ‚Wiener Luft‘ wenden oder mich mit dem Inkasso desselben betrauen mögen. Was Ihre größere Arbeit ‚Ein Kain‘ anbelangt, so krankt dieselbe an einer vollkommenen Unkenntnis des Lebens und seiner Verhältnisse. Anderseits muß gesagt werden, daß sie auch Stellen enthält, welche nicht schlecht genannt zu werden verdienen. — Das Brot der Schriftsteller ist ein hartes und karges; dabei wohlbefinden könnte sich wohl nur, wer gezwungen ist, ein noch härteres und kargeres zu essen. Das kleine Honorar von einem Gulden, das Sie nun bei der Redaktion des ‚Figaro‘ guthaben, gibt Ihnen den Beweis, wie flink und fleißig man sein muß, um etwas Nennenswertes an Ertrag zu erzielen. — Opfer bringt nur, wer vom Schreibteufel besessen ist, aber selbst abgesehen von der Besessenheit durch den Schreibteufel und eine Schreibelust harmloserer Natur vorausgesetzt. — Ganz unthunlich wäre es, in Hartberg verbleiben zu wollen. Sie müßten noch sehr viel lernen; es müßte Ihnen der Berater zur Seite stehn, von Stufe zu Stufe, von Fall zu Fall. Zur Selbstbeobachtung haben Sie wohl kaum die Eignung. — ... Jemand aus seinem bisherigen Wirkungskreise loszureißen — Einer bekannten Person gegenüber würde ich es nur schwer wagen, einer fremden gegenüber wage ich es schon gar nicht. — ... aber persönlich an mich.

Penzing bei Wien, Maiergasse Nr. 10.

Briefe an die Redaktion oder Administration werden auch von anderen Händen geöffnet.

Hochachtend

L. Anzengruber.“

Das ist alles, was mir von dem teuern Brief im Gedächtnis geblieben. Der gütige Mann hat mir erlaubt, wieder an ihn zu schreiben, ihm Arbeiten zur Durchsicht zu schicken. Ich war der Freude voll über mein zu erwartendes „erstes Honorar“, so daß ich es der Mutter nicht verschweigen konnte: „Mutter, ich krieg' an Guld'n“. Als ich Anfang Mai 1887 in die Pfarrhofküche kam, um kochen zu lernen, war es mein erstes, an Anzengruber zu schreiben, und in den nächsten Tagen erhielt ich schon einen Brief und eingeschlossen den Papiergulden, mein erstes Honorar! Anzengruber schrieb mir, er habe mit der Sehnsucht eines Redakteurs, der gerne seine Honorarverpflichtungen erledigt sieht, sich Tag für Tag meines Schreibens gewärtig gehalten. Er habe deshalb im Briefkasten des Blattes mich zur Einsendung etlicher weiterer Kleinigkeiten aufgefordert, hoffend, daß sich vielleicht Brauchbares darunter fände und er in der Lage wäre, mir das Honorar „anzustückeln“. Ohne viel Ueberlegen schrieb ich ihm wieder und immer wieder, und er schickte mir so schöne, so gutmeinende Briefe und zeitweise für „Kleinigkeiten“ Geld. Dieses gab ich meinem Mütterlein und hab' es ihr auch erklärt, wofür ich's erhalten habe. Sie hat es anfangs nicht leicht verstehen können. Anzengrubers Briefe waren immer wieder aufmunternd, belehrend, später auch sehr ernst, über manches greinend. Er ermunterte mich zum Einsenden meiner Arbeiten. „Scheuen Sie sich gar nicht, schicken Sie's mir, es soll gewissenhafterweise erledigt werden. Finde ich eine Arbeit von Ihnen der Veröffentlichung wert, werde ich solche empfehlen.“ Er hat auch einmal eine „Dorfgeschichte“ von mir in seiner großen Gutheit der Halbmonatschrift „An der schönen blauen Donau“ geschickt, welche die Arbeit aber ablehnte. Daraufhin hat er die Arbeit „einer kleinen Umarbeitung unterzogen, damit Sie daraus lernen können“. Später hat er wieder gegreint mit mir, daß ich so lau arbeite, daß meine Sachen nicht gerade schlechter, aber auch nicht besser wür-

den*). „Ich möchte Ihnen dringend raten, dies ziel- und zwecklose Produzieren in ein zweckbewußtes und zielsicheres umzuwandeln, gleich einen Leserkreis ins Auge zu fassen und in aller Ruhe die Arbeit zu erledigen. Schreiben Sie vorerst etwas weniger Umfangreiches. Dann noch eins, beschreiben Sie nur immer eine Seite des Papiers, die erste und dritte des Bogens, die zweite und vierte ist leer zu lassen, das fordert der Setzer. Ich werde Ihnen weiter in Prüfung der Arbeiten zu Diensten stehen; nur arbeiten Sie sorgsamer. Ihr Erfolg ist ja notwendig, sonst kommen Sie nie heraus mit einer Arbeit, ohne Erfolg ist eine Wendung, welche Sie erhoffen, einfach unmöglich. Also arbeiten Sie mit allem Aufgebot Ihres Talentes auf diesen los." So gut ist er gewesen. Einmal aber habe ich einen sehr „steifen" Brief bekommen, und das war so. Das Manuskript, das er mir zurückgeschickt hatte, war in braunes Papier gepackt, in dessen Innenseite die Adresse des Dichters von einer Verlagsbuchhandlung geschrieben war: „Herrn Dr. Ludwig Anzengruber." Ich hatte aber „Ludwig Anzengruber" geschrieben, nun schrieb ich „Dr. Ludwig Anzengruber". Die Folge davon war ein Brief in auffallend steifem, kühlem Tone: „Beehre mich, Ihnen anzuzeigen — —" Ich habe ja nicht mehr „Dr." geschrieben. Habe ich aber auch wahrhaftig erkannt, wieviel ich dem berühmten gütigen Manne schuldete? Ich glaube nicht. Ich war ihm dankbar, ich freute mich, ich betete für ihn, aber ich war doch so sehr verwöhnt, daß ich alles so selbstverständlich hinnahm und ihm nicht so dankte, was ich ihm heute danken würde. Im Gegenteil, haben mich zu aufrichtige, strenge Worte schier gekränkt. So dumm bin ich gewesen. Und weiß doch, wäre er am Leben geblieben, er hätte mich nicht verlassen. Aber jenes Jahr, wo ich alle

*) Einerseits hatte mich das Glück leichtsinnig und vertrauensselig gemacht, anderseits fehlte mir besonders damals, wo ich auch die Sonntage nicht frei hatte, die Zeit zum sorgsamen Arbeiten.

meine Briefe im Pfarrhofe selbst in die Hände bekam, ging zu Ende. So stand ich plötzlich ohne Verbindung mit meinem hochherzigen Berater. Zudem trug ich das Gefühl in mir, als ob ich ihn mit meinen unreifen Arbeiten zu sehr belästige, und so habe ich die Zeit benützt, mit möglichster Sorgfalt eine neue Arbeit zu schreiben. Ich glaube, sie war besser als die meisten früheren, aber ich wagte nicht, sie Anzengruber zu schicken. So sandte ich sie an die „Oberwarther Sonntagszeitung", welche zu lesen ich Gelegenheit hatte, und richtig, das Blatt nahm die Erzählung an und machte seine Leser aufmerksam auf die Dorfgeschichte „Hoch hinaus von Rosa Rauscher". Und im Herbste 1889 wandte ich mich wieder an meinen Freund*) mit allerlei Anfragen. „Ob ich in diesem Falle von der ‚Oberwarther Sonntagszeitung' Honorar zu erwarten habe, und ob ich meinen falschen Namen beibehalten dürfe." Er gab mir bereitwillig Antwort, und gerade so, wie es eintraf. „Ob Sie in diesem bestimmten Falle Honorar zu erwarten haben? Gewiß nicht, man wird Sie belehren, daß man aus Gefälligkeit Ihre Arbeit, die ja auch noch gefeilt werden mußte, also der Redaktion Arbeit verursachte, zum Abdruck brachte, und wird nebstbei betonen, daß man zu solcher Gefälligkeit auch fernerweitig, selbstverständlich ohne Honorar, bereit wäre. Das ist alles, was Sie von einem Provinzblättchen zu erwarten haben. Ob Sie Ihren falschen Namen beibehalten könnten? Gewiß, so lange sich's nur um Einsendungen handelt; wenn es sich aber um Zusendungen an Sie handelte, und Sie das Inkasso von Honoraren nicht persönlich betreiben können, wie wollen Sie es dann machen? Die Post gibt Wertsendungen an keine unbekannten Adressaten ab, und dann kennen fast alle Redaktionen die Schriftstellernamen und die wirklichen

*) Ich will das Wort gewiß nicht mißverstehen. Aber er war mir, dem schlichten Mädl, ein Freund, den ich freilich Zeit meines Lebens nicht sehen konnte.

der Autoren, letztere bleiben nur für das Publikum verschleiert.“ Unter „R. Gutgesell“ postlagernd, wie den ersten, so hatte ich diesen letzten Brief erbeten und so beehrte mich Ludwig Anzengruber noch am 17. August 1889. Aber eine gewisse Herbe schien mir über diesem Brief zu liegen, und er war, der einzige, mit schwarzer Tinte geschrieben. Wenige Monate später war Anzengruber tot.

Mitten in meinen häuslichen Arbeiten, es war just vor Weihnachten, kam mir das Zeitungsblatt in die Hände: „Ludwig Anzengruber gestorben.“ Ich war betäubt, hab' mich auf den Dachboden geschlichen und ein wenig was gebetet, und hab' nicht gewußt, wie mir war. — Im Frühjahr 1890 schickten mich meine Eltern in die Umgebung von Graz, damit ich meinem nachmaligen Schwager ein Wirtshaus führen half, während die Schwester Marie als Braut daheim ihre Vorbereitungen traf. Ich ging, in der Hoffnung, daß ich schreiben könne. Viel Leute verkehrten in unserem Geschäfte*), wie ich sie früher nicht gekannt. Arbeiter aus den Fabriken, teilweise abgearbeitete, ruhige Männer, teilweise heitere, junge Genossen, und teilweise wieder Gesellen, so schwarz an Leib und Seele, so gehässig, so verkommen in ihrer Rede, in ihren Plänen, in ihrem Rausche, daß ich einmal nach Haus geschrieben habe, unsere Bauernburschen daheim seien Engel gegen dieses Volk, dem nichts, nichts heilig war**). Jedoch, es freut mich, daß ich jene Zeit dort verbrachte. Ich habe auch so viele gute Menschen kennen gelernt unter jenem „Arbeitervolk“, warmherzige junge Männer, charaktervolle Familienväter, weiche Frauen, liebe alte Mütterlein, und so unschuldige, arme, liebe Kinder. Aber da ist die Sehnsucht nach daheim täglich stärker geworden. Ich dachte immer heim, und alles erschien mir in einem verklärenden Lichte,

---

*) Gasthaus „zur Steinbruchlinie“ bei Graz.

**) Wenn ich damals einen Bauernburschen die Straße daherfahren oder ein altes Vaterl in Hemdsärmeln von weit draußen dahergehen sah, kamen mir die Thränen.

voll Frieden und Geborgensein, unser Haus, so einsam im tiefen Grün, unser Vieh und unsere schlichte, harte und doch so friedvolle Arbeit. Oftmals stand ich abends unter Gottes freiem Himmel und dachte, diese Sterne, dieser Mond scheinen auch daheim! Als ich erfuhr, daß meine Schwester unter ein paar Wochen heiraten werde, da war ich wohl schnell reisefertig. Ohne Abschiednehmen von gar manchen guten Leuten fuhr ich heim. Und wie schön hab' ich's gefunden! Es wurde eben Tag, ein Junitag. Als ich die einsame Landstraße dahinging, schlug die Kirchturmuhr drei. Und da hab' ich meinen Koffer hingesetzt und hab' mir die Welt betrachtet, wie das Morgengold aufstieg am Himmelssaum und wie's dann so fahl hinflutete über das Thal mit seiner grüngoldenen Saat, und wie die Lerche sich trällernd in die Lüfte hob, und wie die Wachtel schlug im Korn: „Findst mih nit." Da hab' ich mich nicht halten können, da habe ich sie aufgejubelt aus dem Schlaf, die Eltern, die Schwester.

Ich bin zufrieden in der Wirtschaft auf unserem Gütel bei meinen Leuten. Habe wohl viel Arbeit und auch immer einmal Kümmernisse. Wenn Zeit und Stimmung vorhanden ist, thue ich halt schreiben. Und fragen Sie mich nach dem interessantesten Kapitel im Menschenleben — nach der Liebe! Mit dem größten Freimut wüßte ich darüber nur weniges zu berichten. Ein paar närrische Anwandlungen in ganz jungen und wohl auch späteren Jahren, so ein Stücklein unglückliche Liebe, — das viele Romanlesen war schuld, — ist aber, Gott sei Dank, als flüchtige Träumerei gleich wieder vorübergegangen. Früher einmal, ganz jung — es ist schon längst verjährt —, da scheint mir, ist mir einmal einer gar lieb vorgekommen. — —

Inzwischen hat das Schicksal oftmals schwer bei uns angeklopft, ist auch die Mutter gestorben und mein Bruder irrsinnig geworden. Und bei alldem hätt' ich wieder schreiben mögen. Einmal, als meine Schwester sehr schwer krank war, da kam mir der Gedanke, daß ich meiner

Schreibelust, die ich fast als Sünde betrachtete, entsagen wolle, wenn meine Schwester gesund würde. Aber mein guter Geist hat mir zugeflüstert, wenn ich so etwas Hartes verspräche, würde sie sterben. So habe ich nichts gelobt, und die Marie ist gesund geworden. Dann habe ich doch wieder geschrieben und auch meine Schwester in alles eingeweiht.

Anzengrubers „Letzte Dorfgänge" fand ich angekündigt und da fand ich in der Vorrede den Namen seines Freundes Anton Bettelheim, der mein Vertrauen erweckte, und ohne viel Ueberlegen schrieb ich an ihn, nachdem ich vorher von der Cotta'schen Verlagshandlung seine Adresse erforscht hatte. Und darauf erhielt ich einen Brief. Es waren gütige Worte. Daraufhin, mit Freude im Herzen, sandte ich einiges an Dr. Bettelheim. Er schrieb mir, meine Sachen seien stofflich meist anregend, nur die Form, die Grammatik, sogar die Rechtschreibung zuweilen fehlerhaft. Die Skizze „Altersversorgung" könnte vielleicht in Roseggers „Heimgarten" gedruckt werden. Darauf habe ich angefangen, meine Sachen an den „Heimgarten" zu schicken, wo vieles gedruckt worden ist. Und eines Tages schrieb mir Rosegger: „Liebes Fräulein! Wie wäre es, wenn Sie mir in kurzen Worten ihren bisherigen Lebenslauf erzählen wollten, und wie Sie dazugekommen sind zum Dichten und Schreiben? Ich möchte gern einen kleinen Aufsatz über Sie verfassen und im ‚Heimgarten' abdrucken." So habe ich geschrieben, wie es war und wie es ist.

F.

Grillparzer und Anzengruber.

Ein Vortrag*).

Grillparzer und Anzengruber stammen von oberösterreichischen Bauern ab. Ihre nicht alltäglichen Namen leiten Sprachforscher von Gehöften und Huben ihrer Vorfahren her. Das Geschlecht der Grillparzer ließ sich, wie mir ein glücklicher urkundlicher Fund Karl Glossys erst allerjüngster Tage bezeugte, im 15. Jahrhundert in Waizenkirchen nachweisen. Der Stammsitz von Anzengrubers Großvater war nach dem Kirchenbuch im vorigen und noch in diesem Jahrhundert am Obermayrhofgut zu Weng bei Hofkirchen a. d. Trattnach. Diese Gegenden und Ortschaften sind von solcher Bedeutung in der Geschichte des oberösterreichischen Bauernkrieges, daß wir, nicht aus müßiger Neugier, gern erfahren möchten, ob die Ahnen unserer Dichter unter den Rotten Stephan Fadingers mitgefochten? ob die Urväter Anzengrubers und Grillparzers dabei waren, als der Statthalter Graf Herbersdorf die Ketzer, die Freigläubigen und Freimäuligen, auf einem ausgebreiteten schwarzen Mantel unter der Blutlinde auf dem Haushammerfeld um ihren Kopf würfeln ließ? ob sie den Nacken unter das Joch der Gegenreformation beugten oder vor dem Linzer Henker und dem Bekehrungswerk der Jesuiten mit der gereinigten Lehr' des lauteren Evange-

*) Gehalten am zehnten Jahrestag von Anzengrubers Bestattung, 12. Dezember 1899, zum Besten des Anzengruber-Denkmals in der Wiener Grillparzer-Gesellschaft.

liums in weltabgeschiedene Bergwildnis flohen? ob sie jemals, friedlich oder kriegerisch, zusammentrafen? Einstweilen, bis wünschenswerte Forschungen zur Familiengeschichte Grillparzers und Anzengrubers nicht weiter gediehen sind, wagen wir keine noch so bestechende Vermutung, wissen wir nichts bestimmtes zu antworten.

Bescheidenen, aber sicheren Aufschluß über die Begegnung eines Anzengruber mit Grillparzer bringt erst unser Jahrhundert. Ludwig Anzengruber war ein fünfjähriges Knäblein, als ein Kreis von Wiener Künstlern Grillparzer ein Huldigungsalbum überreichte. 1844 war der von Friedrich Wilhelm IV. neu gestiftete Orden pour le mérite (Friedensklasse) drei Unterthanen der Habsburger verliehen worden: dem Italiener Manzoni, dem Slaven Kopitar, dem Deutschungarn Liszt. Der erste deutsche Dramatiker der Monarchie, der Dichter der „Ahnfrau", war geflissentlich übergangen oder, wahrscheinlicher, vergessen worden. Ein Versehen, das Wiener Litteraten, Maler und Musiker nach ihrer Art wettmachen wollten. Ein Fähnlein von hundert Aufrechten gab Grillparzer an seinem 53. Geburtstag beim Goldenen Kreuz auf der Wieden ein Festmahl, bei dem es an Versen und Trinksprüchen nicht fehlte. Als dauerndes Andenken an jene Grillparzer-Feier bewahrt das Museum der Stadt Wien in den Schaukästen der Grillparzer-Zimmer die Ledermappe mit den Autographen aller Sänger auf, die zu Ehren jenes Anlasses Jubellieder anstimmten. Wir finden die besten Namen des Vormärz, Bauernfeld, Feuchtersleben, Halm, Hammer-Purgstall, Joh. N. Vogl, Witthauer rc., unter den Gratulanten. Eröffnet aber wird der Reigen, nach dem Vorrecht der alphabetischen Reihenfolge, von einem Hrn. Johann Anzengruber, der wahrhaft überschwengliche Strophen „an unseren Grillparzer" richtet.

Läutre das Gefühl im Busen,
Heilige das Menschenherz
Und im schönen Chor der Musen
Trag es freudig himmelwärts.

Also ist der Ruf ergangen
An des echten Dichters Brust
Und die goldnen Saiten klangen,
Rings verbreitend Himmelslust.

Und so kamst auch Du geschritten
Mit der Musen heil'gem Chor,
Locktest tausend süße Blüten
In der Menschenbrust hervor.

In solchen besser gemeinten als gebauten Reimpaaren geht es fort, bis zum Schluß dem Besungenen verheißen wird: „Niemals wird Dein Kranz entlaubt und der Kranz wird ewig strahlen um Dein hochverehrtes Haupt." Der Autor dieser Apostrophe im Almanachstil war ein unscheinbares Männchen, das seine Amtsgenossen in der Gefällen- und Domänenhofbuchhaltung gern einen verkleideten Bauern nannten: denn trotz oder vielmehr in der Zuvorkommenheit seines Wesens und Behabens wurde Johann Anzengruber niemals den oberösterreichischen Bauernsohn los. In diesem schüchternen, eckigen Subalternbeamten loderte aber der heilige Funke. Mächtig rührte sich der Dichterdrang in Johann Anzengruber von dem Tag, an dem er das Salzburger Gymnasium bezogen, bis zur Heirat mit seiner heißgeliebten Braut und der Geburt seines einzigen, zärtlich als Herzblatt gehegten Söhnchens Ludwig Anzengruber. Lust und Leid seines schlichten Hausstandes, Verdruß und Humor seines lästigen Kanzleidienstes finden ihr Plätzchen in seinem poetischen Tagebuch. Sein innerster Beruf führt ihn aber zum Drama. Antike, mittelalterliche und Renaissancehelden behandelt der Dreißiger in Jambentragödien. Eines seiner Schauspiele, „Berthold Schwarz", wird sogar einmal in Ofen aufgeführt. Die größte Dichterfreude seines allzu kurzen Lebens blieb indessen seine Einführung bei Grillparzer. „Ich habe," so heißt es in dem Billet einer damals in Wien vielgenannten Kunstfreundin, Baronesse Mink, „mit Herrn von Grillparzer von Ihrem aus-

gezeichneten Talente gesprochen und Sie ihm bestens empfohlen. Er erwartet Sie mit Vergnügen und wünscht Ihre Werke zu lesen. Im Archiv der Hofkammer ist er täglich zu treffen; säumen Sie nicht hinzugehen; er ist einer von den warmen Menschen, die für fremdes Schicksal sich willig hingeben und junge Talente gern unterstützen." Der Ingrossist Johann Anzengruber machte dem Herrn Archivdirektor sofort seine Aufwartung. „Mei Vater," so erzählte mir Ludwig Anzengruber einmal, „war a einer von denen, die dem Grillparzer ihre Stuck 'bracht haben. G'sagt hat er aber nix dazu." Mag sein, weil ihm diese Talentproben keinen besonderen Eindruck hinterließen. Wahrscheinlicher aus einem zwingenderen Grunde*): noch bevor

*) Diese Vermutung findet überraschende Bestätigung. Im Sommer 1901 erwarb der Direktor der Wiener Stadtbibliothek, Regierungsrat Dr. Karl Glossy, für die städtischen Sammlungen den Nachlaß des Hilfsämter-Offizials im Justizministerium Joseph v. Herrl, dessen Vorfahr mit Theodor Körner während dessen Wiener Aufenthaltes bekannt und befreundet wurde. Joseph v. Herrl selbst wohnte eine Weile als „Zimmerherr" bei den Schwestern Fröhlich. Seine Papiere enthielten viele für die Biographie Körners wichtige Briefe; Zinsquittungen, die Grillparzer für die Schwestern Fröhlich unterfertigte; endlich, in vier Fetzen gerissen, ein Quartblatt, auf dem Grillparzer die folgenden, unzweifelhaft dem Berthold Schwarz von Johann Anzengruber geltenden Ausstellungen eigenhändig niedergeschrieben hat:

„1. Ist es natürlich, daß Berthold auf der Landstraße im Hain, im Angesicht der Stadt, aus der er verbannt ist, laboriert? chemische Apparate bei sich führt und ausbreitet?

2. An drei Orten zum Scheiterhaufen verurteilt, dreimal entkommen, Einmal schon wäre genug.

Daß Berthold, kaum daß ihm Günther den vernünftigen Rat gegeben, bis Abend vor der Stadt zu harren und er es versprochen, unmittelbar darauf doch hineingeht, nichts weniger als motiviert.

3. Die astrologische Prophezeiung doch etwas zu nackt als wirksam angenommen.

7. Wie kommt's, daß die Bürger nicht gleich merken, daß der Fremde Berthold Schwarz ist, nachdem er die Mutter, sie *ihn* als Sohn angeredet?

der Meister dem Anfänger sein sehnsüchtig erwartetes Urteil mitteilen konnte, starb Johann Anzengruber, nicht ganz 35 Jahre alt, an einer Gehirnentzündung, im Jahre jener ersten Wiener Grillparzer-Feier von 1844.

Siebenundzwanzig Jahre später, 1871, erlebte der Dichter der „Ahnfrau" die letzte große Grillparzer-Feier. Wien und Oesterreich beging seinen 80. Geburtstag wie ein Nationalfest. Und wiederum hätte im Jubelchor der Poeten — diesmal nicht nur nach dem Alphabet — ein Anzengruber vorangehen dürfen. Denn wenige Wochen vorher war zum erstenmal „Der Pfarrer von Kirchfeld" im Theater an der Wien gegeben worden. Schon in diesem ersten Stück hatte Anzengruber, wie Grillparzer in der „Ahnfrau", die Gaben des Neusonntagskindes, die seltenen Fähigkeiten des geborenen, Kenner und Massen gleicherweise packenden Theaterdichters gezeigt. Und nach Grillparzers Heimgang war es ihm beschieden, nicht nur als Nächster in der Zeitfolge, sondern als Denker und Künstler das Lebenswerk des Mannes fortzusetzen, den er jederzeit als Schöpfer und Meister der deutsch-österreichischen Dichtung

---

8. Der Apotheker sollte öffentlich im Rat sich zu seinen eigennützigen Motiven bekannt haben und der Vater ihm die Hand abgehauen haben, ohne unmittelbar gefangen oder verfolgt worden zu sein?"

Daß die Ziffern der Ausstellungen von Nummer 3 sofort zu Nummer 7 übergehen, hält Glossy (dessen Freundschaft ich nicht nur die Mitteilung, sondern auch die genaue Mitprüfung des Blattes zu danken habe) für ein Versehen Grillparzers. Im übrigen glaubt Glossy gleich mir, daß Grillparzer vorhatte, diese Bemerkungen zur Grundlage kritischer Ratschläge für eine Umarbeitung des „Berthold Schwarz" zu machen. Wie Grillparzer das Drama selbst im ganzen beurteilte, läßt sich aus dem Blatt nicht entnehmen. Mit Glossy teile ich indessen die Vermutung, daß Grillparzer einem seines Erachtens völlig verfehlten Werke keine so aufmerksam in Einzelheiten eingehende Kritik gewidmet hätte. Er war vielmehr wahrscheinlich gesonnen, Berthold Schwarz und dessen Autor auf bessere Bahnen zu leiten.

unserer Tage anerkannte. Noch wenige Tage vor seinem Tode ehrte er Grillparzer durch ein äußeres Zeichen seiner Gesinnung, da er als Mitbegründer und — wiederum nicht nur dem Alphabet nach — als erstes Mitglied der Grillparzer-Gesellschaft den Aufruf unterzeichnete. Eines Sinnes mit Grillparzer in den Kernfragen eines deutschen Staatsregiments, einer josephinischen Kirchenpolitik, als Persönlichkeit — um das Wort Grillparzers über seinen Vater zu wiederholen — von geradezu fabelhafter Rechtschaffenheit, in seinem Wissen und Können Autodidakt, in seinem Schaffen von genialer Urkraft, wird Anzengruber — nicht als Grillparzers Nachahmer, vielmehr — in durchaus neuer, selbständiger Kunstübung sein berufenster Nachfolger. Als der größte Dramatiker des neuen Oesterreich tritt er dem größten Dramatiker des alten Oesterreich zur Seite. Einer des anderen wert: Beide beständig wachsend in Wirkung und Nachwirkung. Wohl ist fast ein Menschenalter um, seit Grillparzer schied. Wohl ist zum zehntenmal der Tag wiedergekehrt, an dem uns Anzengruber, wenige Wochen nach seinem 50. Geburtstag, entrissen wurde. Doch lebendiger als je bei ihren Lebzeiten bewähren ihre Werke die alte Wahrheit, daß der Geist ewig den Geist anregt. Man spielt ihre Stücke, man liest ihre Bücher im Reich, in Deutsch-Rußland, in Deutsch-Amerika. Man verkündigt ihr Lob von Universitäts- und Zeitungskanzeln. Die treueste, überzeugteste Gemeinde haben sie freilich nach wie vor in der engsten Landsmannschaft. Uns beglückt ihre Kunst, die, vaterländisch im buchstäblichsten und edelsten Wortsinn, in der Volksart wurzelt wie ihr Geschlecht. Ihren liebsten, eigentümlichsten Frauengestalten merken wir an, daß die Mütter unserer Dichter Wiener Bürgerskinder waren: Grillparzers Mutter eine geborene Sonnleithner, Anzengrubers Mutter eine geborene Herbich. In ihren besten Männercharakteren, allen voran in ihrer eigensten Natur, regt sich das gesunde Bauernblut ihrer oberösterreichischen Vorfahren väterlicherseits. Wir meinen sie besser zu kennen

und zu verstehen als sonst irgend wer, weil niemand uns besser kennt und versteht als sie. Dem Deutsch-Oesterreicher sind Grillparzer und Anzengruber Lieblinge, Lebensfreunde, Landespatrone, die seinem Herzen näher stehen als manche weitüberlegene Größe der Weltlitteratur. Die letzten Gründe dieser tiefsitzenden, tiefberechtigten Vorliebe mag uns, wenn das noch notthut, ein Mann erklären und verklären, der wie kein anderer mit dem Spürsinn des Forschers alle Heimlichkeiten deutschen Altertums aufgehellt und mit Seherblick alle Fernen deutscher Zukunft durchmessen hat, Jakob Grimm, in seiner unerreichten Rede zum 100. Geburtstag Schillers: „Der einzelne Dichter ist es, in dem sich die volle Natur des Volkes, welchem er angehört, ausdrückt, gleichsam einfleischt, als dessen Genius ihn die Nachwelt anschauen wird, auf den wir Mitlebenden aber schon mit den Fingern zeigen, weil er unsere Herzen gerührt, unseren Gedanken Wärme und kühlenden Schatten verliehen, einen des Lebens Geheimnisse aufdrehenden Schlüssel gereicht hat." Diese Sätze sind genau und nichts läßt sich davon abdingen; doch ruht aller Nachdruck im heimischen Grund und Boden. . . . Von Kindesbeinen an stehen uns griechische und römische Muster als Mahner und Hüter zur Seite, sie drängen uns das ungeheuchelte Bekenntnis ab, daß nichts darüber hinausgehe, und doch fühlen wir unermeßliche, zwischen ihren und den Forderungen unseres eigenen Lebens zurückbleibende Kluft. Einer unserer alten Dichter, als er eben die Herrlichkeiten vergangener, nie wiederkehrender Zeit geschildert hat, ruft aus: „Ich möchte doch nicht dabei gewesen sein, wenn ich jetzt nicht wäre!" Damit erkennt er das Recht und den Vorzug der Gegenwart, die uns zu anderem hintreibt, zu anderem rüstet und waffnet, durch anderes erhebt und erstärkt als die Vergangenheit. „Wer wollte," so fragt ein Jakob Grimm, der sein ganzes Leben an die Ergründung der deutschen Vergangenheit gesetzt hat, „den alten Dichtern anhängen, wenn er die neuen um sie müßte fahren lassen?"

Mittlerweile sind die von Grimm als „Neue“ gepriesenen Großen von Weimar selbst „Alte“ geworden. Zum Segen Deutschlands sind diesen Alten des 18. Jahrhunderts nicht ganz unwürdige Neue des 19. Jahrhunderts gefolgt. Was Goethe von der Geschichte der Wissenschaften gesagt hat, erfüllt sich auch in der Geschichte unserer Litteratur: sie ist eine große Fuge, in der die Stimmen der einzelnen Stämme nach und nach zum Vorschein kommen. Nachdem der Sachse Lessing, der Franke Goethe, der Schwabe Schiller das Weltreich der deutschen Dichtung erobert, war es dem nächsten Poetengeschlecht vorbehalten, als Statthalter oder Diadochen der Klassiker ihr Erbe zu sichern und zu mehren. Grillparzer und Anzengruber fiel in den Marken Oesterreichs dieselbe Aufgabe zu, die Kleist in Preußen, Hebbel in Dithmarschen, Otto Ludwig in Thüringen, Gottfried Keller in der Schweiz zu lösen hatten. Sie haben ihre Sendung zum Ruhme von ganz Oesterreich erfüllt. In ihrer Lebensarbeit verdichtet sich alle Kraft, aller Reiz, aller Geistes- und Gemütsadel heimischen Wesens. Jede Totenfeier für Grillparzer und Anzengruber wird zur Feier des lebendigen deutsch-österreichischen Volksstammes. — —

Gleicher Trost stellt sich nicht ein, wenn wir von den Schöpfungen zu den Schicksalen der beiden uns wenden. Da wird jede Totenklage der Nachwelt zur Anklage für die Mitwelt, die sie verkannt und mißhandelt, verschmäht und verlassen hat. Da setzt, wie in einem regelrechten Requiem, das Buß- und Zornlied ein: Dies irae, dies illa. Scham und Gram faßt uns, wenn wir in Grillparzers Selbstbiographie lesen, wie viel Leid die Hoffart der Machthaber, der Geistesdruck des Systems Metternich, der Unverstand der Menge, die Roheit der Tageskritik über ihn verhängte. Und dieselben Weherufe schlagen uns in Anzengrubers Bekenntnissen aus einer scheinbar glücklicheren, freieren Geschichtsepoche Oesterreichs entgegen. Wie schwer sich diese Zeitgenossen an Grillparzer versün-

digten, hat denn auch nicht leicht jemand schmerzlicher empfunden und strenger herausgesagt als Anzengruber in einem Privatbrief: „Hinter dem alten Herrn steckt der wahrhafte und wirkliche Oesterreicher von damals, wie er durch den Wiener, den Prager repräsentiert wurde. Das ist nicht vereinzeltes Denken, das ist Denken, wie es die Wiener, die verständigen, kunstsinnigen Stände versteht sich, in ihrem Innersten verschlossen trugen. Grillparzer war der Vorgeschrittensten einer dieses in unseren Tagen aussterbenden Geschlechts. Was Sie über Grillparzer sagen, das unterschreibe ich. Der Mann ist seiner Zeit an der Erbärmlichkeit der österreichischen Verhältnisse zu Grunde gegangen. Eine engherzige Zensur, der Mangel einer Anerkennung seitens des Fürsten und des Landes, dessen bedeutendster Dichter — so vielsprachig das Land ist — er war, all das hat ihn der Anerkennung der Zeitgenossen, überhaupt jeder Anerkennung, die im Verhältnis zur Leistung steht, beraubt. Es ist kein fördernder Gedanke für den Lebenden, erst unter den Toten einen Rang einzunehmen; die Wirkung auf die Zeitgenossen wirkt fördernd in jeder Beziehung: bei den Großvätern gelesen zu werden, ist ein Bürge, bei den Enkeln doch noch nicht ganz vergessen zu sein; daß die Enkel den lesen, welchen die Großeltern versäumten, kommt selten vor und wenn — so ist jedenfalls sehr traurig, das am Schreibtisch denken zu müssen.“

Bewußt oder unbewußt hat Anzengruber in dieser Charakteristik von Grillparzers Erdenwallen seine eigene Leidensgeschichte erzählt. Sein Stoßseufzer entringt sich denselben Stimmungen und Verstimmungen, die jahre- und jahrzehntelang Grillparzers Geist und Gemüt bedrückten. Tief litten die beiden stolzbescheidenen Dichter unter der „Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist“, Grillparzer um so tiefer, je höher er von seinem Beruf, je selbstbewußter er von seinem Werte dachte. Unbefangen und wahrhaftig auch gegen die eigenen Leistungen, hat

Grillparzer — zu allem übrigen weitaus der erste, selbständigste Kritiker, den Deutsch-Oesterreich jemals besessen — die rückhaltlose Selbstkritik des eigenen Schaffens in dem heute noch zutreffenden Endurteil zusammengefaßt: er halte sich trotz allem Abstand für den Besten, der nach Goethe und Schiller gekommen sei. Welch einziger Dank aber solch einzigen Gaben gebühre, das hat er durch den Mund seines Idealmonarchen als seine innerste Ueberzeugung verkündet. „Dem Wissen sei sein Lohn und dem Vollbringen“, sagt Rudolf von Habsburg, als er Ottokar v. Horneck die eigene Kette umhängt. Und selbst solche Gunst scheint ihm noch zu gering: „Wenn diesen Mann ich mit dem Schwert berühre,“ so meint der erste Habsburger von dem Sänger Oesterreichs, „so steht er auf als Ritter, wie so mancher; doch manchen (der Ritter und der Großen) wüßt' ich nicht, womit berühren, sollt' er ein Reimwerk schreiben, so wie der.“ Grillparzer aber, der unvergleichlich überlegene Nachfolger Ottokar v. Hornecks, ein Patriot, der die Heimat und ihre Helden, die Dynastie und ihre weltgeschichtliche Bedeutung verherrlicht, wie kein anderer vor und nach ihm, fand zeitlebens im Kaiserstaat kein seinen bescheidenen Neigungen und Ansprüchen gemäßes Amt. Man begreift es, daß der namenlose Anfänger nach seinem eigenen Scherzwort als „Zöllner“ in hochnotpeinlichen Untersuchungen gegen Schmuggler zu entscheiden hatte: just so wie späterhin der namenlose Ludwig Anzengruber im Vorzimmer der alten Polizeidirektion auf dem Peter die Steckbriefe der Strolche für das Evidenzblatt ausfertigte, wenn er nicht gerade das Manuskript des „Pfarrers von Kirchfeld“ durchsah. Unbegreiflich und unsühnbar bleibt aber auch hinterdrein die Gleichgültigkeit und Trägheit der Mächtigen, die Grillparzer Schritt für Schritt zu der furchtbaren Erkenntnis drängten — ich citiere wörtlich nach der Selbstbiographie — „daß unter diesen Umständen in dem damaligen Oesterreich für einen Dichter kein Platz sei“. „Hätte ich nie etwas anderes ge-

schrieben, als wobei es sich darum handelt, ob Hans die Grete bekommt oder nicht, ich wäre der Abgott der Staatsgewalten gewesen; kaum aber ging ich über diese engen Verhältnisse hinaus, so fing die Verfolgung von allen Seiten an." „Hätte ich mich verheiratet, wie ich vielleicht gesollt, ich müßte geradezu mit Nahrungssorgen kämpfen." Der Dichter des Ottokar, dem nach seinem unanfechtbaren Bekenntnis die Vaterlandsliebe innerstes Lebenselement war, erregte das eine Mal — ich wiederhole abermals Grillparzers Worte — mit einem Gedicht an den Kronprinzen Ferdinand „einen litterarisch-dynastischen Aufruhr"; das andere Mal mit dem Ottokar den Ingrimm hochgeborener Wortführer „einer der eitelsten Nationen, die Oesterreichs Länderkomplex einschließt"; ein drittes Mal mit den Versen auf die Ruinen des Campo vaccino das Aergernis der Hochkirchlichen; ein viertes Mal, als einer der angeblichen Verschwörer der Ludlamshöhle die gehässige Maßregelung durch einen Polizeidirektor, den Grillparzer rundweg einen Schurken nennt. Ein Mann mit so fragwürdiger Vergangenheit war bei den Maßgebenden mißliebig geworden, ihres Erachtens offenbar nicht wert, die nachdrücklich erbetene Stelle eines Vorstandes der Universitäts- oder die Direktion der Hofbibliothek zu erhalten. Angesichts solcher Zurücksetzungen traten selbst diesem Dulder Laute bitterster Enttäuschung über die Lippen. Weihnachten 1844 klagt der Fünfziger:

Man gab mir einen Kummer,
Man gab mir eine Qual,
Die tief am Leben naget,
Das längst schon geht zu Thal.

Man gab mir die Gewißheit,
Mein Streben sei verkannt,
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.

Und elf Jahre später sieht der Vereinsamte, Vierundsechzigjährige „In trüber Stunde":

Frost und Nacht, wohin ich richte
Meine besten Lichtgedanken,
Wie ich sinne, wie ich dichte,
Nicht die Mitwelt will mir's danken.

Hab mein Bestes ihr gegeben,
Zwar nicht reichlich, stets doch Reines,
Reinsten Teil von meinem Leben,
Wohl nicht Schmuck voll falschen Scheines.

Kurze Zeit habt Ihr verstanden,
Was die Götter mir erzählten,
Und ich galt in unsern Landen
Zu den hohen Auserwählten.

Doch Ihr habt mich dann vergessen
Und vergessen Eure Würde
Und — wenn nicht mein Wort vermessen —
Ward mein Wort Euch eine Bürde.

Sei's! Ich opf're meinen Göttern,
Opfert Ihr — wie lang den Götzen!
Zukunft wird mit andern Lettern
Euch und mir das Urteil setzen.

Silbe für Silbe treffen diese Worte auch Anzengrubers Los. Wie Grillparzer nach den ersten starken Erfolgen der 20er und 30er Jahre mit eins in Wien vernachlässigt, von den Nachfolgern Schreyvogels zurückgedrängt, von Ober- und Unterphäaken vergessen wurde, hatte auch Anzengruber nach und trotz den Siegen des „Pfarrers von Kirchfeld“, des „Meineidbauer“ und der „Kreuzelschreiber“ Ende der 70er und fast während der ganzen 80er Jahre von allen Wiener Bühnen weichen müssen. Wie Grillparzers Meisterkomödie: „Weh' dem, der lügt“ von den Mitlebenden ausgehöhnt und eingesargt wurde, bis diese seine originellste Schöpfung erst nach dem Tode des Dichters auferstand, fiel auch die Tragödie des Wienertums „Das vierte Gebot“ 1878 im Theater in der Josephstadt ab und blieb für sämtliche Wiener Direktoren verloren und ver-

schollen, bis erst nach Anzengrubers Tod die Freie Bühne in Berlin den Triumph des gewaltigen Volksstückes heraufführte. Wie der Junggeselle Grillparzer zeitlebens in schmalen, fast ärmlichen Verhältnissen sich herumquälte, mußte der Familienvater Anzengruber, des täglichen Brotes halber, den „Figaro“ redigieren. Ungehört verhallte damals Roseggers Stachelreim:

Der größte Tragiker unsrer Zeit
Der muß ein Witzblatt machen —
Ein tragischer Witz auf meine Ehr —
Man möchte Thränen lachen.

Es bleibt ein Wunder, daß Grillparzer und Anzengruber an und in solchem Elend künstlerisch nicht zu Schanden wurden. Sie wären keine Menschen gewesen, wenn so gehäufte Heimsuchungen und Anfechtungen ihre Weltanschauung nicht zeitweilig umdunkelt, ihre Menschenkritik nicht mitunter scharf und überscharf gestaltet hätten. „Wer nicht wie Menschen sein will, schwach und klein,“ heißt es in der „Libussa“, „der halte sich von Menschennähe rein.“ „Ein österreichischer Dichter,“ so schreibt Grillparzer in sein Tagebuch, „sollte höher gehalten werden als jeder andere. Wer unter solchen Umständen den Mut nicht verliert, ist wahrlich eine Art Held.“ Grillparzer und Anzengruber besaßen diesen Heroismus. Ueber allen Unverstand der Mächtigen, über allen Undank der Massen trug sie zuletzt doch immer wieder das Gefühl der eigenen Würde, der Hauch des schöpferischen Geistes hinaus. „Bin ich auch nichts geworden,“ so heißt es zum Schluß von Grillparzers Elegie, nachdem man ihm die Leitung der Hofbibliothek versagt hatte, „ich blieb doch, der ich war.“ Und mit gleicher Fassung überwand er die Anwandlungen der „trüben Stunde“ mit dem männlichen Selbstvorwurf:

Doch was klag' ich, wenn im Innern
Heil'ge Stimmen stets erklangen.
Ist's doch — zwar kein Trost-Erinnern —
Manchem Besser'n so ergangen.

Das Martyrium ihres Daseins stärkt und steigert nur den Heldensinn, mit dem sie des Kleinmuts und Unmuts Meister wurden und trotz, ja vielmehr gegen und ohne Landsleute und Zeitgenossen ihr Höchstes vollbrachten. In Wahrheit zwei Musterbeispiele jener tragischen Litteraturgeschichte, in der, nach Schopenhauers Begehr, „einer darstellen sollte, wie die verschiedenen Nationen, deren ja jede ihren allerhöchsten Stolz in die großen Schriftsteller und Künstler setzt, welche sie aufzuweisen hat, diese während ihres Lebens behandelt haben; worin er also uns jenen endlosen Kampf vor die Augen brächte, den das Gute und Echte aller Zeiten und Länder gegen das jedesmal herrschende Verkehrte und Schlechte zu bestehen hat; das Märtyrertum fast aller wahren Erleuchter der Menschheit, fast aller großen Meister in jeder Art und Kunst uns abschilderte; uns vorführte, wie sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, ohne Anerkennung, ohne Anteil, ohne Schüler, in Armut und Elend sich dahingequält haben, während Ruhm, Ehre und Reichtum den Unwürdigen ihres Faches zu teil wurde, es ihnen also ergangen ist wie dem Esau, dem, während er für den Vater jagte und Wild erlegte, Jakob, in seinem Gewand verkleidet, zu Hause den Segen des Vaters stahl; wie jedoch bei dem allen die Liebe zu ihrer Sache sie aufrecht erhielt, bis dann endlich der schwere Kampf eines solchen Erziehers des Menschengeschlechts vollbracht war, der unsterbliche Lorbeer ihm winkte und die Stunde schlug, wo es auch für ihn hieß:

> Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide,
> Kurz ist der Schmerz, unendlich ist die Freude."

Wie schwer aber der Panzer bisweilen drückt, bevor er zum Flügelkleid wird, welche Wundmale er zurückläßt, das hat Schopenhauer nicht not gehabt zu sagen, das predigen unablässig mit tausend Zungen Wahrheit und Dichtung. Kleist greift halbverhungert und ganz verzweifelt zur Pistole, Hebbel und Otto Ludwig erliegen auf der Höhe des Mannes-

alters bösartigen Krankheiten, deren Keim sie in dem sonnenlosen Elend ihrer jungen Tage sich geholt haben. Unser Anzengruber führt vom 20. bis zum 25. Jahr das Zigeunerleben eines Wanderkomödianten und selbst sein „gußeiserner“ Humor hält nicht immer stand, wenn es ihm und seiner Mutter buchstäblich an Brot fehlt und eines seiner Stücke nach dem anderen ungelesen von den Theaterkanzleien zurückgeschickt wird. Erst kürzlich sind uns die Jugendbriefe aus jener Werde- und Schmerzenszeit zugänglich geworden. Sie zeigen, wie verzweifelte Entschlüsse in dem darbenden, überall zurückgestoßenen Dichter bisweilen aufstiegen, sie lassen uns ahnen, wie nahe er daran war, im Kampf mit der drückendsten Sorge zu unterliegen. „Summa summarum,“ so schreibt er 1864 seinem Jugendfreund, „habe ich jetzt 13 Stücke geschrieben, führe 32 Notizhefte bei mir und bin erst, was das beste ist, über 24 Jahre alt. Ich habe Dir einmal auf dem Spaziergang erklärt, ich wolle auf Erfolg warten bis zu meinem 30. Lebensjahr und dann gehen von wo man nicht mich braucht — diese Idee steht fester als je vor mir.“ „Ich habe,“ so schreibt er wenige Monate später, „auf den glühendsten Traum meiner Jugend, auf Ruhm und Nachruhm, verzichtet und wollte nichts, als still bescheiden schaffen, unbekümmert um die Anerkennung der Welt den Gebilden meines Herzens leben, und siehe, just auf dem Punkt solcher Entsagung fordert das Elend von mir die größte, es verlangt, daß alle Pläne liegen tot und starr ohne Auferstehung, es entzieht mir die Mittel, mich hineinzudrängen in die Vergangenheit und in gewaltigen Worten die Zukunft zu predigen, die ich ahne. Es läßt mich darben, verderben, und wenn ich heruntersteige zum Volk und ihm die Hand reiche wie in meinen Volksstücken, da läßt man mich nicht dazu, meinen Ruf an das Volk gelangen zu lassen.“ Damals stand Anzengruber erst am Anfang seiner theatralischen Kämpfe. Es gemutet grotesk symbolisch, daß einer seiner Schmierendirektoren, vermutlich um die Druckkosten für den langen Namen zu

sparen, fortan auf dem Zettel statt eines Anzengrubers nur einen Gruber im Personenverzeichnis erscheinen ließ. Noch ein halb Dutzend Jahre, bis zu seinem 30. Jahre, wie er es einst prophezeit, hat er zu warten, bis sein erster Erfolg sich meldet. Bis dahin macht er namenlose Entbehrungen, Enttäuschungen ohne Zahl mit, ohnmächtig gegen die Stumpfheit der Theaterleute. In so entscheidenden Prüfungen und Heimsuchungen werden niedrige Seelen grundschlecht, hohe Naturen grundgut. In der Schule ihrer Leiden gewinnen Grillparzer und Anzengruber weltüberlegenen Humor, weltüberwindende Weisheit. Durch ihre dichterischen Doppelgänger überraschen diese Dulder uns Alltagsmenschen mit neuen, neugefundenen Heilsbotschaften. Hocherhaben über alles gegenwärtige Mißgeschick, das Kaiser und Reich, den Vater und Bruder trifft, weist Grillparzers „Rudolf II." mit seinem Geheimbund der Friedensritter in eine lichtere Zukunft der Humanität. Ueber den schwersten eigenen Kummer, über alles Weltleid hilft der Trostspruch des Steinklopferhanns hinaus mit seiner extraigen Offenbarung: „Lustig, wieder lustig, Gelbhofbauer! Mit'm Traurigsein richt' mer nix! Die Welt is a lustige Welt." Und — was am höchsten anzuschlagen ist — diese Lehren und Verheißungen kommen nicht aus dem Mund weltunkundiger Träumer und Schwärmer. Unsere Dichter kennen die wirkliche Welt ihrer Tage so genau, sie sind mit den geheimsten Vorzügen und Fehlern ihrer Landsmannschaft so wohlvertraut, daß man Grillparzers Wort: „Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehen, so wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehen" dreist umkehren kann: Hast du, was Grillparzer, was Anzengruber schrieb, dir rings besehen, dann wirst du, was Oesterreich war und ist, verstehen. Instinktiv der eine, mit bedächtigster Erwägung der andere, sind die beiden die glaubwürdigsten, unbefangensten Geschichtschreiber der Heimat. Ja, Grillparzer, dem es übrigens am gründlichsten historischen Fachwissen nicht gebrach, behauptet in einer neckischen Wendung

geradezu den Vorrang des Poeten vor dem Historiker. „Was ist denn Geschichte?“ so fragt er in der Selbstbiographie, als er von seinem Ottokar spricht. „Ueber welchen Charakter irgend einer historischen Person ist man denn einig? Der Geschichtschreiber weiß wenig, der Dichter aber muß alles wissen.“ Im Sinn dieses Gebots hat Grillparzer die ganze Geschichte Oesterreichs durchmessen und durchleuchtet. Mit ihm und durch ihn werden wir Zeugen der sagenhaften Gründung von Prag in der „Libussa“. Mit ihm geleiten wir Rudolf von Habsburg bei seinem siegreichen Einzug in die österreichischen Erblande. Mit ihm dringen wir im „Bruderzwist in Habsburg“ in die tiefsten Familiengeheimnisse nicht nur jener einen Generation des Herrscherhauses. In den vaterländischen Gedichten aus dem alten Oesterreich steigt, alles überstrahlend, Kaiser Joseph als Schutz- und Racheengel auf und geht „mit der Geschichte Demantwage ob seinen Enkeln zu Gericht“. In seiner unübertroffenen Charakteristik Metternichs enthüllt er den Kern der Persönlichkeit, den Don Quixote der Legitimität, der ein guter Diplomat und ein schlechter Staatsmann war. Seine Spottverse aus dem Vormärz strafen und rächen alle kleinen Verkehrtheiten, alle großen Nichtswürdigkeiten. In dem Anruf Radetzkys erkennt der dazumal verlästerte, in Wahrheit prophetische Patriot, daß Einheit und Kraft des Reiches untrennbar von Einheit und Kraft des Heeres. In den Erinnerungen an das Jahr 1848 sagt er Siegern und Ueberwundenen harte Wahrheiten. Und nach der Revolution werden seine Invektiven die bündigste Reimchronik, die bissigste Kritik der Reaktion. Mit dem Weitblick des politischen Denker's sieht er alles Unheil voraus, das Konkordat und Günstlingswirtschaft über das Reich bringen muß. Und die Selbstbeherrschung, die er in persönlichen Widerwärtigkeiten zu üben weiß, verläßt ihn, wenn das Verhängnis das Vaterland ereilt. Denn ihm ist Oesterreich kein abstrakter Begriff: seinem Dichterherzen sind alle Kinder der Heimat

gegenwärtig; seinem Dichterauge sind die Adeligen und Bürgerlichen seiner Tage Urbilder gewesen für seine Phantasiewelt. Die Magnaten im „treuen Diener seines Herrn“, die Wladiken der „Libussa“, die Reichsfürsten, die Steirer und Niederösterreicher im „Ottokar“ und „Bruderzwist“: sie alle hat er in leibhaftigen Doppelgängern unter seinen Zeitgenossen in den Straßen der Vaterstadt gesehen. Für die Hero und Sappho standen Wienerinnen Modell. Im Leon von „Weh dem, der lügt“ wirkt Witz und Mutterwitz des Vollblutwieners Wunder. Sein Gregor von Tours hat eine vielleicht zufällige Aehnlichkeit mit dem Fürsterzbischof Milde. Der Haman der „Esther“ trägt Züge des Staatskanzlers. Und selbst sein Rudolf von Habsburg ist „halb Kaiser Franz, halb heiliger Florian“. Vom Begründer der Dynastie bis zum Bettelmusikanten der Gärtnergasse, vom barbarischen Schlemmer Kattwald bis zum Märchenhelden in „Traum ein Leben“ verleugnet kaum eine der Gestalten Grillparzers ihre Zugehörigkeit zu heimischer Art. In seinen Dichtungen „tritt der Oesterreicher hin vor jeden, trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden“. Die Psychologie des österreichischen Volkscharakters, ein gutes Stück Philosophie der österreichischen Geschichte liegt in Grillparzers Dichterwelt offen zu Tage.

Fernab vom Kaiserhof und patrizischen Stadtvolk sucht Anzengruber seine Leute und Stoffe. Am liebsten unter Landpfarrern, Kleinbürgern, Bauern. Und auch in ihrer Mitte wird uns der österreichische Zeitenlauf durchsichtiger als in diplomatischen Depeschen und Parlamentsverhandlungen, der Weltlauf einleuchtender als in Modephilosophien. Nirgends entschleiert sich uns treuere Lebenswahrheit, nirgends offenbart sich uns reinere Lebensweisheit, als auf solchen — auch von Grillparzer über alles geliebten — Gängen in das Volksgewühl. „Als ein leidenschaftlicher Liebhaber der Menschen, vorzüglich des Volkes“ — so heißt es in Grillparzers Schilderung der Brigittenauer Kirchweih — „als ein Liebhaber der Menschen, besonders

wenn sie in Massen für einige Zeit der einzelnen Zwecke vergessen und sich als Teile des Ganzen fühlen, in dem denn doch zuletzt das Göttliche liegt, ja der Gott, als einem solchen ist mir jedes Volksfest ein eigentliches Seelenfest, eine Wallfahrt, eine Andacht." Und nun folgen Worte, wie sie wärmer nie ein Menschenfreund, tiefsinniger nie ein Menschenkenner gefunden: Worte, in denen die ganze kommende Wendung in der Stoffwahl der neueren Dichtung keimhaft angedeutet ist. „Wie aus einem aufgerollten, ungeheuren, dem Rahmen des Buches entsprungenen Plutarch lese ich aus den heiteren und heimlich bekümmerten Gesichtern, dem lebhaften oder gedrückten Gange, dem wechselseitigen Benehmen der Familienmitglieder, den einzelnen, halb unwillkürlichen Aeußerungen mir die Biographien der unberühmten Menschen zusammen, und wahrlich, man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgefühlt hat. Von dem Wortwechsel weinerhitzter Karrenschieber spinnt sich ein unsichtbarer, aber ununterbrochener Faden bis zum Zwist der Göttersöhne und in der jungen Magd, die halb wider Willen dem drängenden Liebhaber seitab vom Gewühl der Tanzenden folgt, liegen als Embryo die Julien, die Didos und die Medeen."

Grillparzer schlägt hier selbst die Brücke von seinen klassischen Tragödien zum realistischen Volksstück Anzengrubers. Auch vom Steinklopferhanns und Hauderer spinnen sich unsichtbare, aber ununterbrochene Fäden zum Rudolf II. Grillparzers. Gleiche Seelenkämpfe führen Dulder im Kaisermantel und Dulder in der geflickten Bauernjoppe zu gleicher Selbsteinkehr, zu gleicher Selbstentäußerung. Grillparzer versteht seine „Berühmten", die Träger der Kaiserkrone, von Grund aus, weil er die Obskuren, wie seinen armen Spielmann, durchgefühlt hat. Und Anzengruber versteht seinen obskuren Steinklopferhanns, weil er Denker, wie Spinoza, nachempfindet, er begreift die obskure Sternsteinhofbäuerin, weil er berühmte Herrschernaturen, wie Katharina II. und Bismarck, überlegen durchgefühlt hat.

So ergänzen die beiden einander vollkommen. Den ungeheuren Volksplutarch, den Grillparzer aufgeblättert, hat Anzengruber gründlich zu Ende gelesen. Den weltberühmten Majestäten und Magnaten, den hellenischen Sagengrößen Grillparzers stellt er die Biographien seiner Unberühmten entgegen. Und der Pfarrer Hell und die Horlacherlies, Anna Birkmeier und die Kreuzelschreiber behaupten sich neben den Argonauten und Sappho, Hero und Bancban so kraftvoll, daß wir angesichts dieser Obskuren Anzengrubers stolz und froh mit der Vroni im „Meineidbauer" ausrufen: „Da sein neue Leut' und die Welt fangt erst an." Mit Anzengruber, mit dem Jahr seines ersten wirksamen Eingreifens in die deutsche Litteratur Magnus ab integro nascitur saeclorum ordo. Nicht erst 1900, im Jahr der Einigung Deutschlands und Italiens, 1870, ist die Zeitenscheide zu setzen, beginnt eine Jahrhundertwende, die Anzengruber bestimmt abhebt von seinen Vormännern. Raimund hat nicht einmal das Jahr 1848 erlebt, Grillparzer ist bald nach der Begründung des neuen deutschen Kaiserreichs gestorben. In den Zaubermärchen des Volksdichters hat das idyllisch-patriarchalische Alt-Wien des Vormärz unvergängliche Verklärung gefunden. In Grillparzers Lebenswerk verkörpert sich das beste, bildungs- und entwicklungsfähigste Alt-Oesterreich, das 1866 zu Ende ging. In Anzengruber finden die nachwachsenden Geschlechter von Neu-Wien und Neu-Oesterreich den Dichter ihres Herzens. So hoch er selbst, so hoch wir alle seine genialen Vorgänger stellen: neben und nach ihrer Kunst war in anderer Zeit eine andere Kunst möglich, ja notwendig geworden, eine Kunst, die andere Glaubensmächte zur Voraussetzung hatte, als die Kunst Raimunds, eine Kunst, die andere treibende Mächte in Staat und Volksleben gelten ließ, als Grillparzer. Was Raimunds Welt von unserer Welt scheidet, das hat Anzengruber selbst im Epilog zum „Verschwender" am 50. Jahrestag der ersten Aufführung wahr und warm ausgesprochen:

Geändert haben sich die Zeiten
Und die Gemüter wurden kalt und hart,
Doch kennen sie kein Widerstreiten
Gen Meister Raimunds anmutsvolle Art.
Es schlägt sie sein naives Schildern
Noch heut' wie Jugendtraum in süßen Bann
Und die Allegorie in Bildern
Sie mutet fast mit weicher Wehmut an.
In seinem künstlerischen Walten
Da wurden Alter, Jugend, Haß und Neid
Ihm zu leibhaftigen Gestalten,
Zum Eingriff in der Menschen Los bereit.
Er scheuchte weg von sich die Ahnung,
Die nun des Menschen Seele bang bewegt,
Mit jener furchtbar ernsten Mahnung,
Daß jeder selbst sein Los im Innern trägt,
Daß nichts heran von außen dränge,
Daß ihn von außen hielte keine Macht —
Wenn er nicht harten Griffs bezwänge
Den Dämon, der ihm in der Brust erwacht. —
Das liegt des Meisters frohem Kerne
Als Künstler, wie als Menschen fremd und weit —
Er führt das Feenreich, das ferne,
Verklärend ein in die Alltäglichkeit.

Und nicht nur von diesem Feenreich des Raimundschen Volksstückes mußte Anzengruber schweren Herzens sich trennen. Die rauhe Wirklichkeit der Dinge zwang ihn auch, Abschied zu nehmen von manchen großartigen patriotischen Phantasien Grillparzers, die nur blinder, blöder Spott als Zaubermärchen abfertigen kann. In seinem ganzen Denken der Mitwelt stets voraus, bleibt Grillparzer auch als Politiker einer der bedeutendsten Köpfe Oesterreichs. Wir bewundern die Geschlossenheit und Größe, die Wahrheit und Klarheit seiner Grundansichten, die gar zu oft von den Besten verkannt wurden. Kürnberger hat ihn, meines Erachtens höchst ungerecht, einen reuigen Sohn der Revolution gescholten, Scherer, nicht minder einseitig, mit dem Regime Metternichs in denselben Zusammenhang gebracht, wie

Shakespeare und Elisabeth, Calderon und die spanischen Habsburger. In Wahrheit ist, war und blieb Grillparzers Ideal immer nur der Ausbau Oesterreichs auf den von Maria Theresia und Joseph gegebenen Grundlagen:

Ueber ihre Völker vieler Zungen
Flog hin des deutschen Adlers Sonnenflug,
Er hielt, was fremd, mit leisem Band umschlungen
Vereinend, was sich thöricht selbst genug.

Den Spiegel deutscher Lehr' in Kunst und Wirken
Trug er, von keinem Unterschied gehemmt,
Bis zu den letzten dämmernden Bezirken,
Wo noch der Mensch sich selbst und andern fremd.

Die Habsburger als Träger deutscher Gesittung die Herrscher Oesterreichs und zugleich die führende Dynastie in Deutschland: das war sein Glaubensbekenntnis als Bürger. „Dann aber ist," wie der Einundachtzigjährige der Kaiserin Augusta zum Dank für ihren Glückwunsch schrieb, „noch etwas, was hundertfältig in meinem Herzen klingt: die Tochter Weimars. Ja, Majestät, dort ist trotz Main- und Rheinlinie das wahre Vaterland jedes gebildeten Deutschen": das war sein Glaubensbekenntnis als Künstler. Im Dienst dieser Ideen erwuchs der Uröfterreicher, der Schwarzgelbe, zu einem der bedeutendsten Kulturdeutschen, zum ersten Dramatiker nach Schiller. Vielleicht wären auch Grillparzers politische, großdeutsche Ziele erreichbar geblieben, wenn unter den Staatsmännern seiner Zeit sich Talente gefunden hätten, die so zäh, so redlich, so charakterfest, wie Grillparzer als Poet, die deutschen Aufgaben Oesterreichs als Minister und Diplomaten erfaßt und bewältigt hätten. Es bleibt der ungelöste Zwiespalt seines Lebens, daß er im Vormärz und Nachmärz alle Frevel, alle Mißgriffe der Machthaber sah, auch in ihren Folgen übersah und doch immer wieder in der höchsten Not, wie der Leon in „Weh dem, der lügt", felsenfest auf ein rettendes Wunder baute. In dem unerschütterlichen Vertrauen auf den endlichen

Durchbruch der theresianischen und josephinischen Ueberlieferungen hat er bis zum Jahre 1848 alle Plagen despotischen Polizeidruckes getragen: mochte sein eigenes Glück zu Grunde gehen, wie das Glück des „treuen Dieners seines Herrn", wenn nur dem ganzen Vaterland neues Glück erblühte. Aus den gleichen Gesinnungen erklärt sich seine Haltung im Jahre 1848, seine herzhafte Ermutigung maßvoller Reform, sein tiefer Ingrimm gegen Studenten-, Straßen- und Pöbelherrschaft. Aus der gleichen Quelle bricht seine Erbitterung gegen die Reaktion der 50er Jahre hervor. „Jedermann ist darüber einig," so heißt es in den politischen Studien zur Zeitgeschichte, „daß das Konkordat in Oesterreich ein großes Unglück für die Unterthanen war. Das ist aber nur die eine Hälfte des Uebels, das Uebel nach unten." A. E. I. O. U. überschreibt er ein Epigramm, das der Wirkung in die Ferne noch heftiger gedenkt:

> Verkehrt Ihr mit Moder und Schimmel,
> Mit Konkordat und Glaubensgericht —
> Gewinnt Ihr die erste Stelle im Himmel,
> Aber in Deutschland nicht.

Als hernach die weltgeschichtliche Abrechnung seine Voraussicht bekräftigte, als im Prager Frieden Oesterreichs Ausschluß aus Deutschland vollzogen wurde, war es vorbei mit Fassung und Ergebung. Unvergessen haftet die Knabenerinnerung in mir, wie 1867 im akademischen Gymnasium auf Anregung des Direktors zum Geburtstag Grillparzers ein Redeakt veranstaltet wurde und ein Sohn der Frau v. Littrow mit anderen Kameraden den Auftrag erhielt, den Sechsundsiebzigjährigen zum Besuch dieser Schülerfeier zu laden. Frau v. Littrow hatte uns angemeldet. Die Magd ließ uns sofort in das kleine, oft beschriebene Vorgemach mit den fünf grün verhangenen Bücherschränken. Wir mußten wiederholt laut klopfen, bis das Herein antwortete. Grillparzer erhob sich aus seiner halbliegenden Stellung von dem schmalen Ruhebett, ein schwer beweglicher,

gebrechlicher, uralter Mann, das Haupt müde zur Seite geneigt. Als ihm der junge Littrow das Programm der Feier überreichte, schlug er das Auge auf, ein strahlendes Jünglingsauge, das keiner vergessen wird, der es je geschaut. Dann sprach er: wenige Worte des Dankes, bewegte Worte des Schmerzes über die Schlacht von Königgrätz; Worte väterlicher Mahnung an uns Bürger der Zukunft, treu festzuhalten an Oesterreich. Wer den Ton dieser Klage über die Not des Vaterlandes vernommen, mußte nicht erst aus Grillparzers Nachlaß erfahren, daß kein Lebensschmerz Grillparzer jemals härter getroffen, als die Katastrophe von 1866. Das edelste, unheilbar verwundete Opfer des Kampfes um die Hegemonie, hat er sich in die neue Ordnung der Dinge nicht mehr gefunden, nicht mehr finden können.

Auch Anzengruber hat die Bedeutung dieser Ereignisse richtig erkannt. „In Wien geboren sein," so meinte er einmal sarkastisch im Hinblick auf den Sprachenhader, „das hieß früher auf reindeutschem Boden geboren sein." Aber die Einigung Deutschlands hieß er 1870 in Wien so herzlich willkommen, wie Gottfried Keller in Zürich, und Grillparzers Zweifelsfrage nach 1866: „Als Deutscher bin ich geboren, bin ich noch einer?" löste er im Sinne der selbstbewußten Antwort Grillparzers durch die That: „Nur was ich Deutsches geschrieben, nimmt mir keiner." Bei der eigenen Gewissenserforschung blieb er jedoch nicht stehen. Er spürte den ferneren und näheren Ursachen der Niederlage nach. Schon nach dem italienischen Krieg hatte der Neunzehnjährige den „Schatten von Solferino" zugerufen: „Ihr bleibt bis auf die Zeit gebannt, in der lebend'ger Geist nicht scheuen die Sonne muß in Oesterreichs Land." Und das neue Mißgeschick im Krieg mit Preußen bestärkte nur seine alte Ansicht, daß der Urgrund alles Unheils seit den Tagen der Gegenreformation in der Niederhaltung jeder freien Gewissensregung, im Glaubenszwang, in der Glaubensheuchelei zu suchen sei. In dieser Ueberzeugung

redete er einer neuen Zeit von der Bühne herab mit einem vorher ungeahnten Freimut das Wort. Von den Höhen der Gesellschaft stieg er in ihre Tiefen. Die Herrscher fragte er, was sie aus den Beherrschten gemacht. Den „Bruderzwist in Habsburg“ verfolgte er nicht mehr wie einst Grillparzer in den Kaiserzimmern des Hradschin und der Wiener Hofburg, sondern in seinen Ausstrahlungen bis auf unsere Tage, in seinem Rückschlag auf die Kinder des Landes, Oertler, Dörfler, Aelpler. Damit tritt von Anbeginn in den Mittelpunkt seines Schaffens die Frage: Wie erfaßt die Kirche ihre Pflicht gegen das Volk? Wie erfüllt das Volk seine Pflicht gegen die Kirche? Wundervolle, neue, ganz einzige Motive blühen dem Dramatiker und Erzähler auf Schritt und Tritt auf, da er dies Neuland urbar macht. Heilige und unheilige Priester, gottverlassene Eiferer und Apostel der Bergpredigt, lautere Gläubigkeit im Geist des Urevangeliums und dummschlaue Bauernverschmitztheit, die selbst den lieben Herrgott zu übervorteilen wähnt: alle Spielarten echter und falscher Frömmigkeit hält er als Tragiker und Komiker mit einer Genialität fest, die niemand beredter preisen kann, als dies jüngst an derselben Stelle der Dichterin delle Grazie*) gelungen ist. Anzengruber gibt uns indessen noch mehr als eine Psychologie des österreichischen Klerus, noch mehr als einen Beichtspiegel des österreichischen Landvolkes. Schon einer der in jedem Betracht ersten Parteigänger Anzengrubers, Wilhelm Scherer, hat „in den unübertrefflich derben und wahren Bauern unseres Dichters Figuren von symbolischem Charakter“ erkannt. In der einen Familie des Meineidbauers verdichtet sich die Geschichte von mehr als einem Zeitalter und Geschlecht. Den Hintergrund zum Liebeskrieg der „Kreuzelschreiber“ gibt die weltalte praktische Philosophie des Ehe-

---

*) Ludwig Anzengruber. Vortrag zum 60. Geburtstag des Dichters gehalten in der Wiener Grillparzer-Gesellschaft. „Neue Freie Presse“ Nr. 12671 und 12672.

standes und ein Stück Psychologie des Beichtstuhles. Infolgedessen ist unser Respekt vor den „sakrischen Finessen" des Bauerndiplomaten Steinklopferhanns, der so munter und sicher die Leutchen abfertigt, die sich einmischen wollen zwischen Mann und Weib, mittlerweile ganz gehörig gewachsen, als wir im vorigen Jahre aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" erfuhren, welche Sorgen dem Mann des Jahrhunderts vor Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses die „Beichtväterpolitik" machte. So führt, wie ich schon vor einem Jahrzehnt zu behaupten wagte, von den Händeln der Bauern Anzengrubers in Scherz und Ernst der Weg gradaus zu den Welthändeln, und der streitbaren Grundstimmung seiner großen Tendenzkomödien würde man anmerken, wie tief ihre Wurzeln hinabführen, auch ohne sein denkwürdiges briefliches Bekenntnis: „Hätten die gottverdammten Religionsstreitigkeiten damals, Zeit des dreißigjährigen Krieges, nicht die Leute hier im Süden vergiftet, dann stimmten Mensch und Natur überein."

Diesen Einklang von Mensch und Natur hat Anzengruber zeitlebens mit einer Wahrhaftigkeit ohnegleichen gesucht. Der erste und letzte Satz seines Sittengesetzes deckt sich vollkommen mit den Worten des Grillparzerschen Gregor von Tours (die ja zugleich der Weisheit letzter Schluß von Montaigne sind):

> Denn was die menschliche Natur auch Böses kennt,
> Verkehrtes, Schlimmes, Abscheuwürdiges,
> Das Schlimmste ist das falsche Wort, die Lüge;
> Wär' nur der Mensch erst wahr, er wär' auch gut.
> Drum laßt uns wahr sein, vielgeliebte Brüder,
> Und Euer Wort sei Ja und Nein auf immer.

Mit diesem Gebot hat es Anzengruber sehr genau genommen, jedenfalls genauer als Gregor selbst, der zum Schluß von „Weh dem, der lügt" Leons Schelmenstreichen halb wehmütig, halb launig Ablaß erteilt mit dem Erfahrungssatz:

Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus.
Glückauf, wächst nur der Weizen etwa drüber.

Diese läßliche Lustspielweisheit hat nichts gemein mit der individuellen Lebensführung Grillparzers — Anzengrubers eigenstem Wesen widerstreitet sie geradezu. Sein Wahrheitsdrang war, wenn möglich, noch stärker als sein Schöpferdrang. Unablässig beschäftigten ihn die Welträtsel, die philosophischen Fragen nach den Endursachen, die Widersprüche der heutigen gesellschaftlichen Weltordnung. Wie tapfer, wie voraussetzungslos er mit diesen Problemen rang, zeigt sich deutlicher noch als in seinen voll ausgeführten Phantasiestücken „Teufelsträume" und „Jaggernant", in hundert und aber hundert Blättchen seines Nachlasses, die heute eingesiegelt in seinem Schriftenkasten ruhen und — um keinen Augenblick besondere Erwartungen zu wecken — Anzengruber selbst, meiner Meinung nach mit Recht, niemals druckreif oder auch nur druckfähig erschienen. Hastig und kunstlos hingeworfen auf Zeitungsschleifen, Briefumschläge, gelegentlich selbst auf das braune Packpapier, in das die Trafikantin die Zigarren eingewickelt, sind diese Einfälle und Selbstgespräche nicht zu vergleichen mit Grillparzers lapidar wuchtenden, sprachgewaltigen Betrachtungen über Philosophie und Religion. So viel aber auch die Form zu wünschen übrig läßt, in der Sache läßt Anzengruber an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Furchtlos denkt er seine Gedanken zu Ende, so furchtlos, daß ich nach wochenlangem Studium dieser von Anzengruber selbst als „Ungesichtetes" bezeichneten Papiere für mein Sammelheft unwillkürlich die Aufschrift „Gedankenhölle" wählte. In den Hauptpunkten treffen Anzengrubers religiöse und metaphysische Grübeleien, merkwürdig genug, so genau mit Grillparzers Aeußerungen zusammen, daß Professor Jodls — in Ihrer Gesellschaft vorgetragenes — Urteil über Grillparzers Verhältnis zur Philosophie*) wie

*) Auf Grundlage eines in der Grillparzer-Gesellschaft am

auf Anzengruber gemünzt erscheint. Beiden gemeinsam ist die skeptische Grundanlage. Unvermittelt daneben die unbeirrbare Sicherheit gewisser Thatsachen des Gefühls. Endlich werden wir — wie Jodl für Grillparzer — die Frage, ob Anzengruber im Sinne irgend einer kirchlich-theologischen Weltanschauung ein „Gläubiger" gewesen, auf das bestimmteste verneinen müssen.

Wer ihn nun aber schlankweg einen „Ungläubigen" nennen wollte, ginge ebenso weit fehl, wie der Großbauer, der den Steinklopferhanns anherrscht: „Du Landstreicher, du hast gar kein Glaub'n." Unwandelbar, wie der Steinklopferhanns auf seiner „extraigen Offenbarung", beharrte Anzengruber auf seinen selbstgefundenen Trostgedanken: „als Priester eines Kultus, der nur eine Göttin hat, die Wahrheit, und nur eine Mythe, die vom goldenen Zeitalter, doch nicht in die Vergangenheit gerückt, ein Gegenstand vergeblichen Träumens und Sehnens, nein, aller Zukunft voraufleuchtend, ein einziges Ziel aller freudigen Ahnung und alles werkthätigen Strebens." Wie die Bauernartikel des alten „Bundschuh", verlangt er vor allem Glaubensfreiheit für jeden einzelnen, dann Befreiung der bedrückten Massen von ungebührlichen Lasten, Schutz der Rechtlosen und so fort secundum ordinem. Mutiger, plebejischer und rebellischer als Grillparzer, der seinen Groll nur in seinem Kämmerlein sich entladen ließ und seine hitzigsten Anklagen, seine giftigsten Epigramme sorgsam in seinem Pult verschloß, predigte Anzengruber auf offener Bühne, auf freiem Büchermarkt. „In die unbefangensten Gemüter streut er den Keim der Unzufriedenheit mit aller himmlischen und irdischen Straßenpolizei und erscheint auf solche Weise — nach seiner eigenen schalkhaften Bemerkung — revolutionär."

---

15. Dez. 1896 gehaltenen Vortrags weiter ausgeführt im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Achter Jahrgang. Wien 1898, S. 6, S. 13.

Ein solches Wort hätte der Autorität Grillparzer niemals auch nur seinem nächsten Freunde im Vertrauen gesagt, geschweige gedruckt vor der Oeffentlichkeit vertreten. Nirgends spalten sich die Wege beider sinnfälliger. Nirgends offenbart sich der Gegensatz zwischen dem Poeten des gewordenen Alt-Oesterreich und dem vorwärts drängenden Propheten des gärenden Neu-Oesterreich bezeichnender, und die Frage drängt sich auf, wie der alte Herr mit so aufrührerischen Anwandlungen des Neuerers ins Gericht gegangen wäre? Niemand in unserem Kreise hat die Vermessenheit, im Namen Grillparzers zu erwidern. Wir erinnern uns nur, daß der größte Wiener Dichter des Burgtheaters seit seinen Kindertagen regen Anteil nahm an der Wiener Volksbühne. Feenmärchen waren die Lust des Knaben, Vorstadtkomiker, wie Hasenhut, die Sorgenbrecher seiner Jugend. Im Leopoldstädter Theater empfing der Heranwachsende so entscheidende Eindrücke, daß man erste Anregungen zur „Ahnfrau" in der Gespensterkomödie der Volksbühne gesucht hat, „Ottokars Glück und Ende", die Krone der alten patriotischen Haupt- und Staatsaktionen, „Traum ein Leben" die reinste Stilisierung des Altwiener Volksstückes nennen konnte. Von allen Wiener Poeten seiner Zeit hat Grillparzer keinen lieber gehabt, freundschaftlicher hochgehalten als Ferdinand Raimund. Den „lebendigen Zeisig" der Wiener Volkskomödie zog er „allen ausgestopften Riesenadlern" der jüngstdeutschen philosophischen Buchdramen vor. Die unversiegliche Triebkraft des heimischen mundartlichen Volksschauspiels erfrischte und ergötzte ihn so ausnehmend, daß schon deshalb die thörichte Anklage, Grillparzer habe jede Art von Volkspoesie einseitig und ungerecht abgelehnt, nicht länger wiederholt werden sollte. Altertümler und Sammler, Herbarien der Volksdichtung waren ihm bedenklich. Desto willkommener war ihm täglich frisch aufschießender Volkshumor. Desto gewinnender blieben ihm all die Wundergaben, die er Raimund nachrühmt und die Anzengruber mitbrachte: „der

Zusammenstoß von Geahnet-Poetischem und gemein Unkultiviertem"; die Schöpferlust und Schöpferkraft des geborenen Bühnendichters; die anschauliche Belebung der Idee in der Volkskomödie; „überall Blutumlauf und Pulsschlag bis in die entferntesten Teile des eigentlich organischen Ganzen; die Fähigkeit, das ganze Gemüt, Zuschauer jedes Alters und jeder Bildungsstufe in den bunten Kreis hineinzubannen". Daß Anzengruber als Wiener Moralist meist schärfer und schroffer dreinfuhr als Raimund, daß er der Verwahrlosung der Landsleute ins Gewissen redete, daß er der Verworfenheit im Hause Schalanter keinen Pardon gab: das hätte den Warner des „Capua der Geister" schwerlich verdrossen. Anderes allzu Grelle, Lehrhafte, Unfertige in Anzengrubers Werken hätte vermutlich den strengen, maßvollen Künstlersinn Grillparzers befremdet. Und der Zornmut, der Ungestüm, der Ketzertrotz, mit dem Anzengruber den herrschenden Gewalten das Elend verfehlter Satzungen, alle Hoffart und Unduldsamkeit, jeden Mißbrauch der Macht, jede Willkür ernsthaft und spöttisch vorhielt: sein entschiedenes Hadern mit der gebrechlichen Einrichtung der Welt sticht auf das entschiedenste ab von „des Innern stillem Frieden", den Grillparzer als das höchste Erdengut verherrlicht. Es wäre eine Versündigung an der Wahrheit und eine Versündigung an dem Reichtum der österreichischen Volksnatur obendrein, aus Schönrednerei, der plutarchischen Parallele zulieb, diese Gegensätze zu mildern. Charakter, Bildung, Technik, soziale und künstlerische Anschauungen Grillparzers und Anzengrubers weisen tiefgreifende Unterschiede auf: der eine wäre schwerlich im stande gewesen, einen Bancban zu schaffen, der andere hätte sich kaum mit einer Kraftnatur wie der Sternsteinhofbäuerin, dieser Verkörperung gewissenlosester, siegreicher Realpolitik, so unbefangen abgefunden wie Anzengruber. Eins freilich verbündet die beiden Deutschösterreicher immer wieder: der Pfarrer von Kirchfeld nennt es die Menschenliebe, Marie Ebner nennt es den Menschenglauben. In der unum-

wundenen Künstlerbeichte, die Anzengruber unter dem bescheidenen Namen einer Plauderei der zweiten Reihe seiner Dorfgänge voranschickt, hören wir dieselben Töne, die Grillparzer unterwegs zur Brigittenauer Kirchweih angeschlagen hat. Auch Anzengruber glaubt, „daß von Menschenbrust zu Menschenbrust ein elektrischer Draht läuft, an dessen Ende, unbekümmert darum, ob er unter Kloaken und Gefängniszellen hinzieht, die Botschaft des Geistes sich in Lettern fertig stellt“. In dieser Gesinnung wurzelt und gipfelt auch die Rechtfertigung seiner verwegensten Rebellenstücklein: „Ich erspare euch,“ so lautet Anzengrubers Selbstverteidigung, „keinen Stein des Anstoßes, keine Rauheiten des Wesens, keine Krümmung, nicht um zu ermüden, sondern um euch die Erkenntnis aufzuzwingen, daß, ob nun mit leichter Mühe oder schwerer Arbeit, allen Wallern der Pfad gangbar gemacht werden könne.“

Wären diese Worte Grillparzer vor Augen gekommen, er hätte vielleicht eine Weile sinnend innegehalten, eingedenk der Worte seines Rudolf zu Herzog Julius:

Du bist ein Ketzer,
Allein ein Ehrenmann. So sei geehrt.
Siehst Du? Ich schmelze Gold in jenem Tiegel,
Weißt Du wozu?
Ich hab' erdacht im Sinn mir einen Orden,
Den nicht Geburt und nicht das Schwert verleiht,
Und Friedensritter soll die Schar mir heißen.
Die wähl' ich aus den Besten aller Länder,
Aus Männern, die nicht dienstbar ihrem Selbst,
Nein, ihrer Brüder Not und bitter'm Leid,
Auf daß sie weithin durch die Welt zerstreut
Entgegentreten fernher jedem Zwist.
Nicht außen, auf der Brust trägt man den Orden.
Nein, innen, wo der Herzschlag ihn erwärmt,
Er sich belebt am Puls des tiefsten Lebens.

Friedensritter im Sinn Rudolfs, echte Josephiner, Wortführer der Humanität im alten und neuen Oesterreich: das

waren, das sind uns Grillparzer und Anzengruber. Sie haben nicht umsonst gelebt und gelitten, wenn sie, wie wir wenigstens erwarten, in den Wirren der Gegenwart unsere Wegweiser werden und bleiben in Staat und Kunst. „Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit," so mahnt Grillparzers zweite Beethovenrede, „so laßt uns sammeln an seinem Grabe. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels."

Briefe von Ludwig Anzengruber.

(Geordnet nach den Namen der Empfänger.)

B.

C.

D.

E.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

R.

S.

T.

Namenverzeichnis.

Abkürzungen: I = Erster Band; II = Zweiter Band; E = Einleitung; A = Anmerkungen; B = Beilagen; die Ziffern geben die Seitenzahlen an.

D.

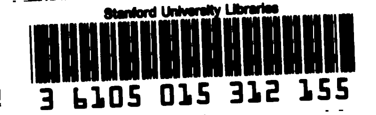
E.

F.

G.

H.

Berichtigung. Band II, Seite 242: Bei Brief Nr. 472 ist die Ueberschrift „An Bolin" einzufügen.


Stanford University Libraries
3 6105 015 312 155

